



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Residenzielle Multilokalität im Saarland“

Motivationen, Formen und raumbezogene Identifikationen

Verfasserin

Sarah Maria Franziska Krompholtz

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Naturwissenschaften (Mag.rer.nat.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 453

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Theoretische und Angewandte Geographie

Betreuerin / Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Peter Weichhart



# DANKSAGUNG

An dieser Stelle möchte ich all jenen danken, die mir beim Erstellen der Diplomarbeit persönlich oder fachlich hilfreich zur Seite gestanden sind.

Mein Dank gebührt in erster Linie Herrn Univ.-Prof. Dr. Peter Weichhart, der mir bei der Themenfindung und Betreuung der Diplomarbeit stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat. Durch ihn wurde mir die Möglichkeit gewährt, einen Einblick in die aktuelle Forschung zu meinem Thema zu bekommen und an Treffen des „Netzwerks Multilokalität“ teilzunehmen. Ich konnte dadurch zahlreiche wertvolle Erfahrungen sammeln, die diese Arbeit bereichert haben. Ich möchte mich auch bei den Mitgliedern des Netzwerkes bedanken, die stets als Ansprechpartner für mich zur Verfügung standen und mich durch interessante Gespräche, Informationen, Tipps und Kritik tatkräftig unterstützt haben.

Ein weiterer Dank gilt meinen InterviewpartnerInnen, die mir in aller Offenheit und Geduld, Einblicke in ihr multilokales Leben gewährten, ohne die diese Arbeit nicht möglich gewesen wäre. Auch den Experten, Herr Prof. Dr. Dr. Olaf Kühne und Frau Dr. Angelika Vollmar, die sich mir als Interviewpartner zur Verfügung stellten, gilt mein Dank.

Ich möchte mich ebenso bei meinen LektorInnen Daniel Jeller, Kerstin Muff, Aline Lehnert sowie Michael Muth bedanken, die mir sehr geholfen haben.

Besonders bedanke ich mich bei meinen Eltern, die mir dieses Studium nicht nur erst ermöglicht haben, sondern mich auch auf vielfältige Weise emotional unterstützt haben.

Abschließend möchte ich nicht vergessen, mich bei meinen Freunden und Studienkollegen für die gemeinsame, prägende Zeit und besonders ihren motivierenden Beistand am Studienende zu bedanken.

Danke!



# INHALT

|   |           |
|---|-----------|
| Kurzfassung   | VII       |
| <b>I Einleitung</b>   | <b>1</b>  |
| <b>II Theoretischer &amp; Empirischer Rahmen</b>  | <b>5</b>  |
| II.1.1. Konzeptionelle und theoretische Zugänge   | 6         |
| II.2.1. Handlungsorientierte Sozialgeographie   | 9         |
| I.2.2. Raumbezogene Identifikation und ihre Bedeutung im Rahmen residenzieller Multilokalität | 12        |
| <b>III Konzeption der Studie</b>  | <b>37</b> |
| III.1.1. Forschungsziel   | 37        |
| III.1.2. Erkenntnistheoretische Grundlagen  | 37        |
| III.1.3. Forschungsdesign   | 39        |
| III.1.4. Exkurs · Haushalt und Residenzgemeinschaft   | 54        |
| III.1.5. Darstellung des Leitfadens   | 66        |
| III. 2.1. Zielgruppe  | 89        |
| III. 2.2. Rekrutierung  | 91        |
| III. 2. 3. Interviewführung und Auswertung  | 94        |
| <b>IV Multilokalität im Saarland</b>  | <b>97</b> |
| IV.1.1. Typ I   | 99        |
| Multilokalität als kurz- bis mittelfristige Übergangsstrategie in der Postadoleszenz          | 99        |
| IV.1.2. Typ II  | 108       |

|  |     |
|--|-----|
| Multilokalität als mittelfristige Strategie zur Aufrechterhaltung einer engen sozialen Bindung   | 108 |
| IV.1.3. Typ III  | 124 |
| Multilokalität als mittel- bis langfristige Strategie zur Erhaltung von beruflichen und familiären Konstanten in Shuttle-Beziehungen während der Karrierephase | 124 |
| IV.1.4. Typ IV   | 133 |
| Multilokalität als dauerhafte Strategie der Optimierung der Lebensqualität   | 133 |
| IV.1.5. Zusammenfassung  | 135 |
| IV.2.1. Typologie der Behausung  | 142 |
| IV.2.2. Typologie der Residenzgemeinschaft   | 146 |
| IV. 2.3. Typologie der Transition  | 151 |
| IV.2.4. Sozialstrukturelle Merkmale des Samples  | 157 |
| IV.2.5. Typologie des Aktionsraums   | 161 |
| IV.2.6. Graphische Darstellung einer komplexen multilokalen Anordnung auf Basis der Formaltypologie der Multilokalität nach Weichhart                          | 165 |
| IV.3.1. Bindungsintensität   | 171 |
| IV.3.2. Identifikationsbezogene Einflussfaktoren   | 174 |
| IV.3.3. Tabellarische Darstellung  | 177 |
| IV.3.4. Typologie mehrörtiger Identifikation   | 182 |
| IV.3.5. Einzeldarstellungen  | 194 |
| IV.3.6. Zusammenfassung  | 198 |
| <b>V. Fazit</b>  | 201 |
| <b>Quellen</b>   | 205 |
| <b>Anhang</b>  | 213 |
| Lebenslauf   | 213 |

# ABBILDUNGSVERZEICHNIS

|   |     |
|---|-----|
| ABB. 1: EINFLUSSGRÖßEN RÄUMLICHER IDENTITÄT   | 25  |
| ABB. 2: SCHEMATISCHE DARSTELLUNG DER BESCHREIBUNGSDIMENSIONEN VON MULTILOKALITÄT                | 43  |
| ABB. 3: DARSTELLUNG DER TYPOLOGIE DER MITGLIEDER DER RESIDENZGEMEINSCHAFT                       | 166 |
| ABB. 4: DARSTELLUNG DER TYPOLOGIE DER BEHAUSUNG   | 166 |
| ABB. 5: DARSTELLUNG DER TYPOLOGIE DES AKTIONSRAUMES   | 167 |
| ABB. 6: DARSTELLUNG DES TRANSITIONSRAUMS UND DER GENUTZTEN VERKEHRSMITTEL                       | 167 |
| ABB. 7: DARSTELLUNG EINER KOMPLEXEN MULTILOKALEN VERORTUNG ANHAND EINER<br>RESIDENZGEMEINSCHAFT | 168 |





# KURZFASSUNG

Die vorliegende Arbeit entstand als Diplomarbeit im Studiengang „Theoretische und Angewandte Geographie“ an der Universität Wien. Es handelt sich um eine qualitative Studie, die sich mit Entstehungszusammenhängen und Formen residenzieller multilokaler Arrangements im Saarland befasst und Muster mehrörtiger raumbezogener Identifikationen betrachtet. Die Studie ist handlungstheoretisch angelegt und soll einen Beitrag zu dem derzeit in der Entstehung befindlichen Forschungsfeld der „Multilocality Studies“ leisten. Im Fokus der Untersuchung stehen multilokale Lebensformen berufstätiger Akteure, da im beruflichen Bereich die entscheidenden Veränderungen des an sich nicht neuen Phänomens der Mehrörtigkeit vermutet werden. Die Analyse von 28 Interviews mit insgesamt 34 Interviewpartnern bildete die empirische Basis der Untersuchung. Auf dieser Grundlage wurde eine motivationsbezogene, formale sowie eine identifikationsbezogene Typologie entwickelt. Die Ergebnisse legen eine differenzierte Entwicklung multilokaler Lebensweisen nahe. Unterschiedliche Beweggründe gehen einher mit stark divergenten formalen Aspekten sowie verschiedenster Formen raumbezogener Identitäten. So ist die spätmoderne Multilokalität als eine in allen gesellschaftlichen Schichten praktizierte Raumnutzungsstrategie zu begreifen, die der Lenkung der persönlichen Geschicke unter den Bedingungen einer globalisierten, flexibilisierten und nach individueller Optimierung strebenden Gesellschaft.



# I EINLEITUNG

In der spätmodernen westlichen Gesellschaft gestalten immer mehr Menschen ihren Alltag multilokal. Einfach ausgedrückt bedeutet dies, dass sie ihr alltägliches Leben, ihren Lebensmittelpunkt nicht mehr nur an einem Ort situieren, sondern an mehreren Orten „leben“. Der tägliche Lebensalltag verteilt sich auf *„...verschiedene Orte, die in mehr oder weniger großen Zeiträumen aufgesucht und mit einer mehr oder weniger großen Funktionsteiligkeit genutzt werden“* (Rolshoven, 2006, S. 181). Diese Beschreibung des Phänomens der Multilokalität ist weit gefasst und deutet die Vielfalt der Varianten an, in denen mehrörtiges Leben praktiziert wird. Die multilokale Organisation des Alltags, insbesondere multilokales Wohnen, ist dabei keine neue Erscheinung, sondern existierte in unterschiedlichen Formen schon immer. Als Beispiele dafür können die regelmäßige Nutzung eines Feriendomizils, oder auch das für viele Studenten typische Pendeln zwischen der Universitätsstadt und dem Wohnort der Eltern dienen. In der heutigen Zeit haben sich die Ausprägungsformen multilokaler Arrangements allerdings sowohl qualitativ als auch quantitativ verändert (Hilti, 2007, Weichhart, 2009). Besonders das berufsbedingte Pendeln spielt eine immer wichtigere Rolle. Mobilität entscheidet oft wesentlich über den Einstieg in das Berufsleben, über Arbeit oder Arbeitslosigkeit, qualifikationsadäquate Tätigkeit und Einkommen, berufliche Karriere und vieles mehr. Besonders bei Berufsgruppen mit höherer Qualifikation wird eine persönliche Bereitschaft zu Mobilität auch über nationale Grenzen hinweg zu einer Voraussetzung für eine erfolgreiche Karriere (Gräbe&Ott, 2003). Einhergehend mit diesen Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt scheint sich auch eine höhere Bereitschaft zu einer multilokalen Lebensweise im Sinne des multilokalen Wohnens bei vielen Menschen zu entwickeln, die mit verschiedenen Rahmenbedingungen zusammenhängt. Hier können die Entwicklung hocheffektiver Verkehrssysteme zur Überwindung größerer Distanzen genannt werden, ebenso wie der wachsende Wohlstand und das relativ hohe Einkommen einiger Berufsgruppen, die eine Lebens-

führung an verschiedenen Orten erleichtern. Die wachsende Unsicherheit bezüglich der Dauerhaftigkeit eines Arbeitsplatzes und der längerfristigen Beschäftigungsmöglichkeiten an einem Arbeitsort gewinnt als maßgeblicher Faktor zur Beibehaltung eines stabilen Hauptwohnsitzes und der damit verbundenen vertrauten Zusammenhänge ebenfalls an Bedeutung (Gräbe&Ott, 2003). Familiäre oder partnerschaftliche Überlegungen sowie die persönliche Verbundenheit mit einem bestimmten Ort spielen als Entscheidungsfaktoren für multilokale Konstellationen eine sehr wichtige Rolle. Häufig ist hier die schon als klassisch zu bezeichnende Variante anzutreffen, bei der am Hauptwohnsitz die Familie lebt und einer der Partner oder Elternteile, meist der Vater, wöchentlich an seinem Arbeitsplatz entfernt von der Familie weilt. Neben dieser typischen Konstellation gibt es noch etliche weitere Möglichkeiten multilokaler Arrangements, die immer mehr an Bedeutung gewinnen, wie die wenigen Studien belegen. Der Trend zum multilokalen Leben, so scheinen Studien zu belegen, entwickelt sich von einem vormals eher als negativ empfundene, durch äußere Notwendigkeiten initiierten Lebensentwurf, zu einem Lebensstil, dem immer mehr, vor allem junge Berufstätige mit Begeisterung nachgehen (*„Gut, dass es in allen diesen drei Städten einfach verschiedene Freizeitmöglichkeiten gibt, man kann das Positive sozusagen kombinieren.“* Matthias W., Arzt, lebt in 3 Städten, nach Hilti, 2003).

Die Erforschung des Phänomens wird erst seit einigen Jahren systematisch betrieben. Mittlerweile existieren einige Studien und Veröffentlichungen zum Thema, die sich mit Praxis und theoretischen Zugängen an das Thema auseinandersetzen.

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit den Ausprägungen des Phänomens im Saarland. Es handelt sich um eine qualitativ-explorative Studie, die auf Basis von Leitfadeninterviews mit 34 aktiv und passiv multilokal lebenden Akteuren mit mindestens einem Wohnsitz im Saarland durchgeführt wurde. Ziel war es, ein breit gefächertes Spektrum von Informationen rund um die Ausprägungen multilokaler Arrangements zu erhalten und zu analysieren.

Die Ergebnisse der Studie werden im Verlauf der Arbeit vorgestellt. Zunächst wird in Kapitel II ein sehr kurzer Einstieg in die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema, insbesondere über theoretische Zugänge erfolgen, bevor in die, den theoretischen Rahmen der Studie prägende, handlungstheoretisch orientierte Sozialgeogra-

phie eingeführt wird. Im Anschluss daran werden Konzepte der Entstehung und Nutzenfunktionen raumbezogener Identifikationen allgemein und in multilokalen Zusammenhängen vorgestellt, die im empirischen Teil zur Anwendung kommen sollen. Daraufhin werden in Kapitel III Forschungsziele, Konzeption und Durchführung der Studie beschrieben. In Kapitel IV schließlich erfolgt die Darstellung und Analyse der empirischen Ergebnisse. Eine motivationsbezogenen Typologie stellt zunächst vier Typen motivationsbezogen differenzierter multilokaler Arrangements vor. Daraufhin werden formale Ausprägungen untersucht, und schließlich Muster mehrörtiger raumbezogener Identifikationen analysiert.



## II THEORETISCHER & EMPIRISCHER RAHMEN

### II.1. MULTILOKALITÄT ALS FORSCHUNGSGEGENSTAND

Die Erforschung multilokaler Lebensweisen steckt noch in ihren Anfängen. Bisher sind kaum Veröffentlichungen erschienen, die sich mit der theoretischen Fassung des Phänomens beschäftigen, während bereits eine kleinere Auswahl empirischer Studien zur wissenschaftlichen Analyse beitragen. Ich möchte zunächst einen kurzen Überblick der bisherigen Veröffentlichungen sowie der wissenschaftlichen Kooperationen zum Thema vorstellen. Im Anschluss soll eine stark verkürzte Einleitung zu den theoretischen Zugängen zum Thema erfolgen, die sich im Wesentlichen an einem noch im Druck befindlichen Beitrag Weichharts (2012) orientiert.

#### **Veröffentlichungen und Kooperationen**

Im Bereich der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Themenbereich der Multilokalität möchte ich kurz auf drei Veröffentlichungen zum Thema hinweisen, die sowohl theoretische Zugänge als auch empirische Studien umfassen.

- Der Aufsatz **„Räumliche Mobilität im Kontext des sozialen Wandels : eine Typologie multilokalen Wohnens“** von Markus Hesse und Joachim Scheiner erschien 2007 in der „Geographischen Zeitschrift“. Die Autoren entwerfen eine Typologie, die eine systematische In-Beziehung-Setzung der Ergebnisse unterschiedlicher empirischer Studien zum Thema beinhaltet. Dargestellt werden Entstehungsbedingungen, Anlass, Haushaltsorganisation, sowie der Periodizität des Pendelns, die Distanz und die Hierarchie der Wohnsitze.
- Das Themenheft **„Multilokales Wohnen“** erschien 2009 in den „Informationen zur Raumentwicklung“ des BBSR. Das Heft enthält mehrere Beiträge zur allge-

meinen Erfassung des Themas, die sich mit theoretischen Bezügen, empirischen Studien und der Quantifizierbarkeit des Phänomens befassen.

- Das Journal Special Issue **„Multi-Lokality Studies. A Residential Perspective“** wird in 2013 der „Tijdschrift voor economische en sociale geografie. Journal of Economic & Social Geography“ erscheinen und befindet sich derzeit noch im Druck. Die Beiträge befassen sich u.a. mit der terminologischen Fassung des Themas, behandeln theoretische Zugänge sowie die qualitative und quantitative Erfassbarkeit.

Die Vielseitigkeit des Themas macht einen interdisziplinären Zugang sinnvoll. Aus diesem Grund entwickelte sich seit 2006 das **„Netzwerk Multilokalität“** dem Wissenschaftler unterschiedlicher Fachrichtungen angehören, wie der Geographie, der Soziologie, der Kulturanthropologie und der Raumplanung. Die beiden letztgenannten Veröffentlichungen entstanden im Rahmen dieser Netzwerkkoperationen.

### **II.1.1. KONZEPTIONELLE UND THEORETISCHE ZUGÄNGE**

Als gesichert gilt, dass es sich bei der residenziellen Multilokalität um ein Massenphänomen handelt, dass alle sozialen Schichten zu betreffen scheint und dessen Hintergründe und Motivationszusammenhänge sowie gesellschaftlichen und technischen Voraussetzungen, praktischen Umsetzungen und weiteren Implikationen ebenso facettenreich und inhärent variabel sind, wie die individuell-privaten und gesellschaftlich-öffentlichen Sphären, die davon tangiert werden. Multilokalität betrifft in der Praxis ein vielseitiges Spektrum der unterschiedlichsten Bereiche, zu denen sowohl individuelle, persönlichkeitsbedingte Dispositionen sowie Möglichkeiten, Bedürfnisse und Auswirkungen gehören. Hinzu kommen gesellschaftliche, wirtschaftliche, kulturelle, infrastrukturelle und technische Voraussetzungen aber auch Konsequenzen für ebendiese, wie auch für ökologische sowie planerische, politische und rechtliche Zusammenhänge, einschließlich der Wechselwirkungen zwischen diesen. Eine wichtige Gemeinsamkeit aller Formen multilokaler Strategien scheint zu sein, dass es sich um eine Raumnutzungsstruktur zwischen „Bewegung und Verankerung“ (Hilti, 2011) handelt. Sie dient der Lenkung der persönlichen Geschicke zur Verbesserung oder Erhaltung



von subjektiv-erwünschten Parametern unter den Bedingungen einer globalisierten und nach individueller Optimierung strebenden Gesellschaft.

Allein die ungeheure Einflussnahme des Phänomens auf beinahe alle Bereiche des Lebens, lässt die Schwierigkeiten eines supra-theoretischen Vorgehens deutlich werden.

Weichhart (2012) betont daher die Schwierigkeit der Entwicklung einer „konsistenten und umfassende Theorie der residenziellen Multilokalität“ (S. 19) und schlägt ein konzeptionelles Vorgehen vor, bei dem unterschiedliche, auch rational unvergleichbare „Theorien im Sinne einer epistemologischen Komplementarität auf einer Makroebene miteinander in Beziehung“ (ebd., S. 19) gesetzt werden. Die theoretischen Zugänge, die im Bereich der Multilokalität relevant sind unterteilt Weichhart in Mikro-, Meso- und Makroebene, wobei mikro- und makroanalytische Zugänge nicht als gegensätzliche Herangehensweisen an das selbe Phänomen betrachtet werden können, sondern als Zugänge auf verschiedenen Ebenen. So erklären Makrotheorien die Entstehung von Rahmenbedingungen, die für Entscheidungs- und Handlungsprozesse auf Subjektebene relevant sein können. Auf Mikroebene hält Weichhart den „Rational-Choice Ansatz“ sowie den „Livelihood Ansatz“ für nutzbare Zugänge, wobei er eine Erweiterung des Livelihood-Ansatzes von einer auf arme Bevölkerungsgruppen konzentrierten Idee der Verbesserung der Lebensverhältnisse auf eine Ebene aller Bevölkerungsteile vorschlägt. Sehr vereinfacht ausgedrückt streben nämlich alle gesellschaftlichen Schichten nach der Verbesserung des eigenen Wohlbefindens, Multilokalität kann ein Weg dahin sein. Auf der Mesoebene können praxistheoretische Ansätze wie die Praxistheorie von Bourdieu zwischen mikro- und makroanalytischen Ansätzen vermitteln. Auf der Seite der Makrotheorien hält Weichhart (2006) besonders die „Theorie der Zweiten Moderne“ nach Beck&Lau (2004) für relevant im Zusammenhang mit Multilokalität. Hier wird die „Bedeutung der digitalen Revolution sowie der Entwicklung der Verkehrstechnologie, die zu einem generellen Verfall von Transaktions- und Transportkosten geführt hat“ (Weichhart, S. 18) betont. Im Zuge der Globalisierung und der damit einhergehenden wirtschaftlichen Veränderungen, verschärfen sich u.a. räumliche und soziale Disparitäten weltweit aber auch auf nationalstaatlicher Ebene. Damit gehen höhere Flexibilisierungsanforderungen an das Subjekt einher (Sennet, 2006). Multilokalität kann in diesen Zusammenhängen als Anpassungsstrategie bewertet werden, die

zur Verbesserung der persönlichen Situation unter den Bedingungen der Zweiten Moderne beiträgt.

## II.2. THEORETISCHER HINTERGRUND DER STUDIE

### II.2.1. HANDLUNGSORIENTIERTE SOZIALGEOGRAPHIE

Der theoretische Rahmen ist in dieser Studie grundsätzlich nach der handlungsorientierten Sozialgeographie ausgerichtet.

Der handlungsorientierte Ansatz übernimmt das handlungstheoretische Paradigma in die Sozialgeographie und überwindet damit die Konzentration auf den physisch-materiellen Raum und die verhaltenswissenschaftliche Grundkonzeption. Damit ist es nun möglich, menschliches Tun nicht lediglich in „*mechanistischen Stimulus-Reaktionszusammenhängen*“ (Weichhart, 2008, S. 247) zu sehen, sondern die menschlichen Zielbestimmungen, deren Entwicklungsprozesse und erst aufbauend darauf, deren raumwirksame Folgen in den wissenschaftlichen Fokus zu bringen. Aus dieser Perspektive wird es auch möglich, mikroanalytische wie gesellschaftstheoretische Herangehensweisen zu verbinden. Die Sozialgeographie übernimmt eine gesellschaftstheoretische Sichtweise und ordnet sich damit konsequent den Sozialwissenschaften bei, woraufhin eine Integration sozialwissenschaftlicher Theorien in die Disziplin den wissenschaftlichen Spielraum verändert und erweitert.

Bei den folgenden Ausführungen orientiere ich mich an den Darstellungen von Weichhart (2008) und Werlen (2008). Werlen entwickelt in seiner „Geographie alltäglicher Regionalisierungen“ (1997) einen Entwurf zur Neukonzeption der Human-geographie bei der eine subjektzentrierte Perspektive eingenommen wird. Die konsequente Bezugnahme auf das handelnde Subjekt erfordert dabei eine Veränderung klassischer geographischer Sichtweisen und Konzepte (Weichhart, 2008, S. 249f). Die Ausrichtung der Disziplin auf das menschliche Handeln, führt dazu, dass der Raum als Gegenstand der sozialgeographischen Forschung eine wesentliche Umdeutung und Gewichtungsänderung erfährt. Menschliches Handeln ist eingebettet in sozial-kulturelle und physisch-materielle Kontexte, die als Bedingungen wirken können. Um diese Wechselspiele zu erforschen, muss sich die Wissenschaft auf das Subjekt und sein intentionales und sinnbezogenes Handeln fokussieren. Dabei wird das Räumliche

als Dimension des Handelns gesehen und nicht umgekehrt. Das zentrale Erkenntnisinteresse ist für Werlen die Klärung der Handlungsweisen, die zu bestimmten räumlichen Anordnungsmustern geführt haben und wie diese wiederum auf das menschliche Handeln wirken können. Dabei unterscheidet er zwischen den Arten des Handelns, die sie ermöglichen (Ermöglichung), die sie verhindern (Zwang) und welches die individuellen und sozialen Konsequenzen dieser Geographien in lokaler und globaler Hinsicht sind. Die handlungsorientierte Sozialgeographie beschäftigt sich also nicht nur mit der Beschaffenheit der Geographie der Objekte und Artefakte, sondern fragt vielmehr, wie diese Geographie von den Subjekten hergestellt wird, *„was sie für wen bedeutet und inwiefern ihre Herstellungs-, Nutzungs- und Reproduktionslogiken mit gesellschaftspolitisch akzeptierten Standards zu vereinbaren sind.“* (Werlen, 2008, S. 280). Die Sozialgeographie muss also spezifische Erklärungen für menschliches Handeln produzieren, die Bezug nehmen

*auf die ermöglichenden und begrenzenden Aspekte der sozial-kulturellen, subjektiven und materiellen Komponenten des Handelns. Damit sind Erklärungen in den Kategorien von Bedingungen und Folgen des Handelns in bestimmten kulturellen, sozialen, politischen, ökonomischen und subjektiven Situationen gemeint (ebd., S. 280),*

die ihrerseits wieder als Folgen anderer Handlungen zu begreifen sind. „Raum“ ist also immer vom handelnden Subjekt und handlungsspezifisch konstituiert und existiert insofern nicht unabhängig als Gegenstand oder als eigenständiger Wirklichkeitsbereich. Er nimmt je nach thematischer Ausrichtung des Handelns eine andere Bedeutung an, wird spezifischer Teil des Handelns. Werlen bezieht sich auf Giddens (1993, xv) wenn er den zentralen Punkt der handlungszentrierten, sozialgeographischen Argumentation wie folgt zusammenfasst: *„Probleme des „Raumes“ erweisen sich als Probleme des Handelns“* (Werlen, 2008, S. 317). Die Strukturationstheorie von Giddens wird auf verschiedene Weise in Werlens Konzeption einbezogen, wobei sich Giddens Verständnis von „Regionalisierung“ als besonders bedeutsam erweist. Region ist im Giddensschen Sinne als „Kontext bzw. Situation des Handels zu verstehen und unter Regionalisierung versteht er den Prozess, in dem diese Kontexte und Situationen von den Subjekten sozial konstituiert werden“ (Werlen, 1997, nach Weichhart, 2008, S. 254). In seinem eigenen Konzept versteht Werlen die „Regionalisierung“ als

raumprojizierte soziale Definition des Handlungskontextes, vor allem aber als Prozess in dem die handelnden Subjekte über ihre Handlungen die Welt auf sich beziehen und andererseits über ihr Geographie-Machen in materieller wie symbolischer Hinsicht gestalten (ebd., S. 255). Grundsätzlich ist Handeln nach Weichhart (2008)

*jedes menschliche Tun (aber auch jede Unterlassung eines Tuns) [...], das von einem Akteur mit einem subjektiven Sinn verbunden wird (S. 258).*

Um handeln zu können, also ein Ziel umsetzen, muss ein Akteur die Folgen seines Handelns antizipieren, also vorausahnen, was sein Handeln für Folgen haben könnte im Hinblick auf seine Ziele. Neben diesen intendierten Folgen gibt es auch unintendierte Folgen, die der Akteur nicht abschätzen kann und die ihm darüber hinaus auch gar nicht bewusst werden müssen. Der Akteur ist bei Handlungsentwurf und Umsetzung gebunden in eine zeit-räumliche und eine soziale Situation, die ihm ein bestimmtes Spektrum an Zielen und zu deren Erreichung zulässigen Handlungsoptionen zur Verfügung stellt. Der „Sinn“ des Handelns wird also von den Bedingungen, die das handelnde Subjekt bestimmen, begrenzt und verweisen somit auf den Ausschnitt der komplexen Welt hin, die das Subjekt als seine Welt wahrnimmt und in der es handlungsmächtig ist. Handlungen können auf vielschichtigen Sinnentwürfen basieren, die sich im Laufe der Handlungsumsetzung verändern können. Eine handlungsorientierte Sozialgeographie muss sich mit diesen allgemeinen Bereichen des Handelns auseinandersetzen, sich somit klar einer gesellschaftstheoretischen Perspektive öffnen. Wie bereits erwähnt, wird auch die Übernahme subjektbezogener und gesellschaftstheoretischer Modelle aus anderen Disziplinen in die Geographie möglich, wie z.B. aus der Soziologie und der Psychologie.

Im Anschluss möchte ich einen auch für diese Studie relevanten Ansatz vorstellen, wo aus handlungstheoretischer Perspektive Entstehung und Entwicklung eines Bereichs der Mensch-Raum-Beziehungen erörtert werden. Es handelt sich um die raumbezogene Identität.

## **I.2.2. RAUMBEZOGENE IDENTIFIKATION UND IHRE BEDEUTUNG IM RAHMEN RESIDENZIELLER MULTILOKALITÄT**

Im Zusammenhang mit dem Wohnen an mehreren Orten ist das Thema der raumbezogenen Identifikation von besonderem Interesse. Die Fähigkeit des Menschen, sich mit einem Ort zu identifizieren, sich kognitiv-emotional damit verbunden zu fühlen, kann für die Bereitschaft, ein multilokales Leben zu führen von maßgeblicher Bedeutung sein

Zum Einen können kognitiv-emotionale Bindungen an Raumausschnitte starken Einfluss auf die Beibehaltung eines Wohnstandortes haben, wenn Veränderungen der Lebensumstände eintreten, die zu einem Wohnstandortwechsel Anlass geben. So ist es möglich, dass Akteure, die eine starke emotionale Bindung zu ihrem Wohnstandort empfinden, also sich stark mit diesem identifizieren, eher zu einer multilokalen Lebensweise tendieren, als diejenigen, die das nicht tun. Zum Anderen weisen Weichhart (2006, S. 71) und Petzold auf die Möglichkeit einer mehrfachen Ortsbindung, im Sinne einer „multilokalen Identität“ (Petzold, 2009) hin. Die Fähigkeit des Menschen eine emotionale Bindung zu mehreren Orten aufzubauen, könnte ein entscheidender Faktor für das Wohlbefinden eines Akteurs sein und damit für die Akzeptanz und Dauerhaftigkeit einer multilokalen Verortung. Generell kann hier ein Erklärungsansatz für eine Entwicklung der Multilokalität im Sinne eines Lifestyles liegen oder den zahlenmäßigen Anstieg multilokaler Verortungen. Petzold weist zudem auf die Möglichkeiten mehrfach ortsbezogenen Handelns hin, wie den Konsum regionaler Produkte oder die Beteiligung an lokalen Bürgerinitiativen (2009, S. 158).

In welchem Zusammenhang steht raumbezogene Identifikation mit der Multilokalität genau? Wie wirkt sie sich aus? Und wie kann raumbezogene Identität und Identifikation und deren Nutzen und Wirkungen im Forschungsprozess verwertet werden, wie kann sie evaluierbar und operationalisierbar gemacht werden? Um diese Fragen zumindest in Ansätzen beantworten zu können, müssen die Entstehungszusammenhänge von raumbezogener Identität geklärt werden.

Im Folgenden soll daher zunächst ausführlich das Konzept der „raumbezogenen Identität“ nach Weichhart (2006) und ergänzend das Modell der „multilokalen Identifikati-

on“ nach Petzold (2009) erläutert sowie durch persönliche Überlegungen erweitert werden. Die Bedeutung dieser Konzepte ortsbezogener Bindungen in residenziellen, multilokalen Arrangements allgemein und spezifisch in dieser Studie werden kurz erläutert und mit empirischen Ergebnissen aus einer Studie über Heimatbewusstsein im Saarland (Kühne&Spellerberg, 2010) in Verbindung gebracht.

In den folgenden Abschnitten wird der Begriff des Raums oder Raumausschnitts des Öfteren verwendet. Für diese Fälle soll im Hinblick auf die vorher besprochene Rauminterpretation der handlungsorientierten Sozialgeographie darauf hingewiesen werden, dass damit meist physisch-materielle Ausschnitte der Erdoberfläche gemeint sind. Diese werden im Zusammenhang mit der „raumbezogenen Identität“ vor allem als Bezugsobjekte menschlicher Sinn- und Bedeutungszuschreibungen angesehen.

Die Verwendung des Identitätsbegriffes in einer Vielzahl unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen sowie in der Alltagssprache führt häufig zu Begriffsverwirrungen, daher sollen im Folgenden einige Überlegungen zur begrifflichen Fassung dargestellt werden.

Die Psychologen Eberle Gramberg und Gramberg (2004) stellen zunächst schulensübergreifend fest, dass

*wir Identität stets mit einer individuellen und sozialen Perspektive sowie mit einer Innen- und einer Aussenansicht in Verbindung zu bringen haben und nicht unabhängig von Zeit und Kontext verstehen können.[...] Identität ist die Erfahrung der Verbundenheit mit sich selbst, mit anderen Menschen mit dem Lebensraum, der Mit-Welt und darüber hinaus. (S. 28)*

Identität konstituiert und aktualisiert sich in den fünf Lebenserfahrungsbereichen der Leiblichkeit, den sozialen Beziehungen, der Arbeit und Leistung, der materiellen Sicherheit und schließlich den persönlichen Werten (ebd., S. 28). Hier wird also bereits die Bedeutung des Lebensraums für die Identität zum Ausdruck gebracht. Die Geographin Helbrecht (2004) stellt weiterhin folgende Vermutungen zum Wesen der Identität vor. „Sie ist verborgen, nicht-transparent und relational.“ (S. 170).

Diese Ideen sollen nur als kurze Einführung in das Thema dienen. Hauptsächlich werde ich mich jedoch auf die Ausführungen zum Thema „Raumbezogene Identität“ nach Weichhart (2000, 2004, 2006) beziehen und diese ausführlich darstellen. Die folgen-

den Ausführungen entstammen einer Seminararbeit zum Thema „Stadt – und Regionalmarketing“, die 2008 zwei weiteren Autorinnen und mir verfasst wurde (Haindl, Krompholtz, Silinghengst, 2008).

### *Die Entwicklung der raumbezogenen Identität nach Weichhart*

#### **Begriffsexplikationen**

Das Phänomen der raumbezogenen Identität lässt sich nach Weichhart (2004, S. 131) in drei Teilaspekte unterteilen, die sich inhaltlich stark voneinander unterscheiden, aber funktional über psychosoziale Prozesse eng miteinander verknüpft sind. Dies sind im Folgenden:

- das Image von „Orten“
- die Bedeutung von „Orten“ für das Image von Individuen und Gruppen
- die Bedeutung von „Orten“ für die Ich-Identität von Subjekten sowie für das Wir-Verständnis von Gruppen im Rahmen der Gruppen-Identität

Zunächst soll darauf hingewiesen werden, dass sich der Begriff des „Ortes“ auf Ausschnitte der physisch-materiellen Welt auf verschiedenen Maßstabsebenen bezieht.

Werthmüller (1994, S. 845f) unterscheidet, abhängig von der Größe der Areale und menschlicher Interaktionsweiten zwischen drei bedeutenden Maßstabsebenen:

- Der Mikromaßstab bezieht sich auf die Nahumgebung eines Individuums, die es aus persönlicher Erfahrung kennt. Dazu gehört die Wohnung, die Nahumgebung der Wohnung, die Nachbarschaft, Innenstadtbezirke, Freizeiträume usw.
- Der Mesomaßstab bezeichnet Raumausschnitte, die für das Individuum aufgrund ihrer Größe nur in Teilbereichen aus persönlicher Erfahrung bekannt sind. Dazu zählen Städte, Stadt – Umland – Regionen, usw.
- Die Abgrenzung zwischen Makro- und Mesomaßstab verläuft fließend. Der Makromaßstab bezieht sich auf eine großräumige Betrachtung. Die Kenntnis von Individuen beschränkt sich auf einzelne Strecken und Punkte (Orte, keine



Regionen) oder ist eine mittelbare Kenntnis. Zum Makromaßstab gehören Provinzen, Bundesländer, Nationalstaaten und ebenso Großregionen (z.B. Europa).

Im späteren Verlauf der Betrachtungen soll noch einmal genauer auf die Bedeutung der unterschiedlichen Maßstabsebenen für die Phänomene der raumbezogenen Identität eingegangen werden und Vorschläge für noch genauere Einteilungen der Maßstabsebenen vorgestellt werden.

Im Folgenden sollen nun die Bedeutungen von Orten im Sinne der raumbezogenen Identität näher erläutert werden. Es ist in diesem Zusammenhang sinnvoll, zunächst die psychosozialen Prozesse der Identitätsbildung näher zu betrachten.

Nach Jekel (1998) und Werthmüller (1994) lassen sich zwei Bedeutungen von Identität grundsätzlich voneinander unterscheiden:

1. Identität als kognitive Repräsentation von Sachverhalten (bei Werthmüller *„Identifizierung von“*)
2. Identität im Sinne von Identifizierung mit Sachverhalten (bei Werthmüller *„Identifikation mit“*)

Aus der Umweltpsychologie stammt ein Konzept von Graumann (1983, vgl. Jekel, 1998), das hingegen drei Prozesse des Identifizierens deutlich voneinander unterscheidet. Hinzu kommt hier die Bedeutung des „Identifiziert werdens“ auf die Weichhart in seinen Arbeiten als wichtigen Prozess bei der Entstehung raumbezogener Identität großen Wert legt.

### **Die Prozesse des Identifizierens nach Graumann**

- Identifikation I („identifying the environment“) bezieht sich hier auf das Wiedererkennen von Körpern (also auch räumlichen Objekten). Die Umwelt wird darüber kategorisiert und klassifiziert. Identifikation I kann also als Identifizierung der Umwelt angesehen werden.
- Identifikation II („being identified“) bezieht sich darauf, dass jeder Mensch als Individuum aber auch menschliche Gruppen im Rahmen von sozialen Interaktionen selbst Objekt von Identifikation werden, als Mensch bzw. Gruppe mit bestimmten Eigenschaften identifiziert werden.

- Identifikation III („identifying with ones environment“) bezieht sich darauf, dass das Subjekt bzw. die soziale Gruppe sich mit Objekten identifiziert. Dabei kann es sich um Menschen, Gruppen, Ideen, aber auch um materielle Dinge wie Raumausschnitte handeln. Nach Weichhart (2006) macht man sich das betreffende Objekt zu Eigen, indem man es auf die eigene personale Identität (Ich-Identität) bezieht. Zwischen Objekt und Subjekt wird dabei eine Beziehung hergestellt. Das Objekt wird zum Teil des Subjekts.

### **Das Image von „Orten“**

Nach Weichhart (2004, S. 132) ist mit dem Image von Orten deren Identität angesprochen, also wie sie als kognitive Struktur im Bewusstsein von Menschen und als Inhalte menschlicher Kommunikation und sozialer Interaktion sprachlich repräsentiert werden. Auch Werthmüller (1994, S. 47) spricht davon, dass bestimmten Raumausschnitten eine Identität zugewiesen wird, dass sie in der Auffassung von Personen eine eigene Identität darstellen. Ein Raumausschnitt wird so von Menschen als eigenständiges „Individuum“ aufgefasst und muss daher auch ganz gleich einer natürlichen Person auf Grundlage seiner besonderen Merkmale aus der Außenperspektive identifiziert werden. Die Identität eines Raumausschnittes entspricht also den unverwechselbaren und typischen Eigenschaften, welche ihm von außen zugewiesen werden und welche dann auch als Inhalt menschlicher Kommunikation verbreitet werden.

Über soziale Stereotypisierung entstehen also Images von Raumausschnitten. Diese bieten menschlichen Subjekten den Vorteil ohne eigene Erfahrungen mit diesem Raumausschnitt gemacht zu haben, eine Vorstellung, ein Bild davon zu haben (vgl., Weichhart, 2004, S. 132).

Dem räumlichen Image wird somit eine Orientierungsfunktion zugesprochen, d.h. es wird als qualitative Entscheidungsgrundlage menschlicher Subjekte – und wohl auch sozialer Gruppen (*Anmerk. d. Autor.*) – betrachtet und tritt ganzheitlich an die Stelle der Realität (Werthmüller, 1994, S. 116). Dieses Image kann dann durch eigene Erfahrungen natürlich wieder verändert, erweitert und spezifiziert werden (vgl. Weichhart, 2004, S. 132). Werthmüller (1994, S. 116f) unterscheidet weiterhin zwischen Eigen- und Fremdimage.

Das Fremdimage entsteht durch soziale Kommunikation nicht ortsansässiger Personen außerhalb des Referenzraumes und das Eigenimage demnach durch soziale Kommunikation der ortsansässigen Bevölkerung. Dieser Differenzierung geht vor allem die Beobachtung voraus, dass mit wachsender Entfernung zum Referenzraum im Allgemeinen der Verzerrungsgrad des Images steigt. Werthmüller (1994, S. 119) unterscheidet vom Image noch das Klischee. Es handelt sich dabei ebenfalls um eine pauschalisierende, stereotype Raumeinschätzung mit ganzheitlichem Charakter. Im Gegensatz zum Image wird beim Klischee eine Stadt oder Region insgesamt favorisiert oder abgelehnt.

### **Die Bedeutung von „Orten“ für das Image von Individuen und Gruppen**

Dieser auf Personen bezogenen Bedeutung von Orten liegt der Gedanke zugrunde, dass das Image, also das Bild, quasi die Identität, welche Individuen und sozialen Gruppen von außen zugeschrieben wird, auf der Grundlage einer Reihe von Merkmalen, sogenannten Identitätsfaktoren festgestellt wird. Man kann davon ausgehen, dass Personen zur Feststellung der Identität Dritter neben zentralen Identitätsfaktoren (z.B. Alter, Geschlecht, Beruf) auch ihre Beziehung zu spezifischen Raumausschnitten (z.B. Geburtsort, Herkunftsland, Wohnort, Urlaubsziele, etc.) heranziehen (Werthmüller, 1994).

Menschlichen Subjekten und sozialen Gruppen werden also aufgrund ihrer Position im Raum mit bestimmten Rollenerwartungen der Umwelt konfrontiert, es werden ihnen bestimmte Merkmale und Eigenschaften zugeordnet, die sich aus ihrem räumlichen Status ergeben, so kann man Andere beispielsweise über ihre Herkunft in einen ganz bestimmten soziokulturellen Kontext einordnen. Sie werden als Personen bestimmter Art, aufgrund ihrer Position im Raum identifiziert (*Identifikation II*) (Weichhart, 2006). Tiroler sind demnach stur, Schwaben geizig, Berliner unfreundlich und Saarländer bodenständig (*Anmerk. d. Autor.*). Auch diese Stereotypisierungen werden im Rahmen von Sozialisationsprozessen tradiert und reproduziert. Als kognitive Strukturen und Kommunikationsinhalte führen sie zu einer Reduktion von Komplexität im alltäglichen Handeln und Denken (Weichhart, 2004).

## Die Bedeutung von „Orten“ für die Ich-Identität von Subjekten sowie für das Wir-Verständnis von Gruppen im Rahmen der Gruppen-Identität

Weichhart (2006, S. 34) beschreibt die „Ich-Identität“ (personale Identität) als

*reflexive Bewusstseinsleistung menschlicher Individuen, bei der Erfahrungen über die eigene Existenz verarbeitet werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Wahrnehmung der zeitlichen Konstanz und der Entwicklung des Selbst.*

Hierbei wird das Nicht-Ich vom Ich abgegrenzt, der Suche nach Selbstbeschreibung und Selbsterfahrung nachgegangen. Natürlich können hier eine ganze Reihe von Beschreibungsmerkmalen herangezogen werden, wie auch Merkmale, die sich aus der Position des Individuums im Raum ergeben, z.B. die Herkunft, oder der Orte, wo der Schwerpunkt sozialer Interaktionen liegt.

Die Ich-Identität kann auch als episodische Struktur, quasi als „erlebter Roman“ beschrieben werden. Im Zentrum steht dabei der Hauptdarsteller (das „ICH“). Hinzu kommen auch noch mehr oder weniger wichtige Nebendarsteller (das „DU“) die durch Interaktionsprozesse mit dem „ICH“ in Verbindung stehen. Diese Rollen werden durch die Handlungsstränge und historischen Abläufe der personalen Existenz miteinander verknüpft. Die bereits erwähnte Leiblichkeit des Menschen bedingt dabei, dass alle Handlungsabläufe an mehr oder weniger wichtigen Schauplätzen stattfinden. Sind diese im Geschehen von besonderer Bedeutung, haben sie besonders großen Einfluss auf die Entwicklung der Ich-Identität, dann werden sie von Weichhart (2004) als „signifikante Orte“ bezeichnet.

Raumbezogene Identität bezieht sich vor diesem Hintergrund also auf die gedankliche Repräsentation und emotionale Bewertung jener Elemente der Umwelt, die ein Individuum in sein Selbstkonzept einbindet. Das Subjekt identifiziert sich über Identifikation III mit dem Raum.

Ich-Identität steht auch immer im Zusammenhang mit Gruppenbewusstsein und Gruppenidentität. Das Individuum identifiziert sich mit bestimmten Gruppen oder grenzt sich von diesen ab, es wird von Außenstehenden bestimmten Gruppen zugeordnet, von bestimmten Gruppen aufgenommen oder ausgegrenzt. Diese Gruppenzugehörigkeiten, die sich im „Wir-Bewusstsein“ äußern sind ebenfalls im Selbst-Konzept einer Person verankert.

Neben der Selbst-Identität eines Individuums, gibt es auch die Selbst-Identität einer Gruppe. Besonders bei Gruppenidentitäten kommen raumbezogene Definitions- und Abgrenzungskriterien vor. Das „Wir-Bewusstsein“ von Gruppenmitgliedern wird häufig durch spezifische Territorialansprüche mitbestimmt. In diesem Zusammenhang verweist der Begriff Raumbezogene Identität auf die Selbst-Identität einer Gruppe, die einen bestimmten Raumausschnitt als Bestandteil des Zusammengehörigkeitsgefühls wahrnimmt und der damit einen Teil ihres „Wir-Konzepts“ darstellt. Raumausschnitte können auch Bestimmungsgrößen der Wahrnehmung von Fremdgruppen-Identität sein und zur Repräsentation eines „Sie-Konzepts“ beitragen (Weichhart, 2006). Weichhart (2006) weist darauf hin, dass die Verknüpfung von Ich- und Wir-Identitäten mit räumlichen Objekten, wie sie durch den Prozess von „Identification with“ entsteht, eine wichtige Wirkung zur Folge haben kann, nämlich die Entwicklung von Loyalität des Subjekts oder einer Gruppe gegenüber einem für sie wichtigen Raumobjekt. Diese Verknüpfung von räumlichen Objekten mit der Ich-Identität ist generell umso erfolgreicher, je ausgeprägter und deutlicher der betreffende Raumausschnitt vom Subjekt über „Identification of“ als eigenständig erkannt werden kann, wo auch der enge Zusammenhang der Prozesse des Identifizierens deutlich wird. Weil dieses räumliche Objekt als Aspekt der Ich- oder Wir-Identität wahrgenommen wird, fühlt man sich in gewisser Weise verantwortlich dafür. Es entsteht emotionale Betroffenheit, ein Gefühl von Zugehörigkeit und Bindung an einen Ort, was Loyalität bewirkt. Dieser Aspekt der räumlichen Identität kann in multilokalen Zusammenhängen von Bedeutung sein.

Nach Werthmüller (1994) existiert eine Vielzahl von unterschiedlichen, voneinander unabhängigen Möglichkeiten, sich an einen Referenzraum zu binden. Die Bezeichnung „Bindung“ ist nicht zwangsläufig als affektiv empfundene Bindung zu verstehen. Es ist auch möglich, sich mit seiner Nachbarschaft verbunden zu fühlen, ohne sie zu mögen. Im Wesentlichen wird deshalb nach Esser (1987, vgl., Werthmüller 1994) zwischen einem affektiven Ortsbezug und einem funktionalen Ortsbezug unterschieden.

*Ein affektiver Ortsbezug findet in einer affektiv empfundenen Zugehörigkeit oder Ablehnung Ausdruck. Demgegenüber ist ein funktionaler Ortsbezug auf spezifische Sachbezüge ausgerichtet. Diese können formaler Art (z.B. Bindung an Institutio-*

*nen, Arbeitsplatz) oder als freiwillige Bindungen auf Sozialbeziehungen bezogen sein (Bindung an Freunde, Bekannte). (S. 50)*

### **Zusammenfassung**

Es sollte nach der näheren Betrachtung der Prozesse des Identifizierens und den drei Teilaspekten der raumbezogenen Identität klar geworden sein, dass zwischen ihnen über die Prozesse des Identifizierens starke Beziehungen und Wechselwirkungen bestehen. Nach Weichhart (2004) setzt „sich identifizieren mit“ voraus, dass die betreffende Person oder soziale Gruppe über eindeutige kognitive Konzepte verfügt, in denen – als Ergebnis des Prozesses des „Identifizierens von“ – die Eigenschaften des betreffenden Ortes repräsentiert sind. „Identifiziert werden“ setzt ebenfalls derartige kognitive und kommunizierbare Muster voraus, was dann über den Prozess der Rollenzuschreibung zur Selbstverstärkung der Verknüpfung von Ich/Wir-Identität und Orten führen kann.

Abschließend sollen noch einmal die Hauptaussagen über die raumbezogene Identität zusammengefasst werden. Das Phänomen der Raumbezogenen Identität bezieht sich einerseits auf menschliche Individuen und soziale Gruppen, inhaltlich ist dabei die geistige Repräsentation des Raumes gemeint. Diese kognitive Raumrepräsentation kann sowohl Bestandteil des Bewusstseins einzelner Subjekte als auch als kollektives Konzept sozialer Gruppen erfasst werden. Außerdem meint raumbezogene Identität die Identifikation von menschlichen Subjekten oder sozialen Gruppen mit Orten, raumbezogene Identität verweist somit auf die Ich-Identität oder Gruppen-Identität. Zuletzt soll auch darauf hingewiesen werden, dass raumbezogene Identität als anthropologische Grundkonstante angesehen werden kann. Einzelindividuen werden aber mit unterschiedlicher Stärke darauf ansprechen. Es ist eine Frage der Persönlichkeit in wie weit man sich eher als kosmopolitisch oder als lokal empfindet. Die raumbezogene Identität ist demnach weder inter- noch intraindividuell als stabile Größe anzusehen. Es lassen sich Unterschiede sowohl zwischen einzelnen Individuen als auch Unterschiede zwischen den verschiedenen Lebensabschnitten erkennen (Weichhart, 2006).

### *Der Nutzen raumbezogener Identität*

Nach den anfänglichen Erklärungen zum Entstehen des Phänomens der raumbezogenen Identität stellt sich nun die Frage, welchen Sinn derartige Bewusstseinsprozesse für die menschlichen Individuen in lebensweltlichen Handlungszusammenhängen haben.

Nach Weichhart (2006) ist der wichtigste Nutzen der raumbezogenen Identität in ihrem Beitrag zu sehen, den sie für die Systemstabilisierung menschlicher Individuen leistet. Zum einen trägt sie *„zur Entwicklung und Aufrechterhaltung der personalen Einheit, Geschlossenheit und Selbstidentität des Individuums“* (S. 61) bei. Der Mensch strebt nach Sicherheit und Beständigkeit. Die raumbezogene Identität leistet einen bedeutenden Beitrag dazu, da sie Konstanz Erfahrung und Komplexitätsreduktion bewirkt. Dies geschieht dadurch, dass sich im Prozess der Identifikation von Elementen unserer Umwelt einfache Muster ergeben. Dadurch entsteht hohe Deutungssicherheit. Der Mensch zentriert seine Welterfahrung nämlich auf seine Nahumgebung, welche uns Sicherheit und Vorhersehbarkeit vermittelt. Diese Erfahrung übertragen wir auf andere Bereiche, müssen daher die Umwelt nicht ständig neu bewerten, was eine Stressreduktion bewirkt. Diese Konstanz Erfahrung ist eine wichtige Vorbedingung für die Ausbildung von Ich-Identität. Der eigene Lebensraum wird vom Individuum als Ort relativer Autonomie und Handlungsfreiheit empfunden, bietet Stimulation und Anregung zur Aktivität und vermittelt durch Vertrautheit und Bekanntheit das Gefühl von Selbstbestimmbarkeit und Kompetenz. Nach Kulturpsychologe Boesch ist Heimat der *„Ort leichten Handelns“* (1983, vgl. Weichhart, 2006). *„Dieses auf signifikante Orte bezogene Erleben von eigener Handlungskompetenz trägt zur Entwicklung und Stabilisierung von Ich-Identität bei.“* (S. 62). Um es mit den Worten des Geographen Brügger auszudrücken ist demnach *„Heimat [...] dort, wo ich Ursache für etwas bin“* (Weichhart, 2006, S. 62). Die wichtigste Stabilisierungsleistung aber ergibt sich aus der Funktion des Lebensnahbereichs als Projektionsfläche für das personale Ich. Wie bereits beschrieben, werden Objekte und Raumausschnitte direkt für die eigene Selbstdefinition nutzbar gemacht. Neben der sozialen Symbolik kann dieser Bezug zur Ich-Identität als wichtigste Grundlage für die Ausbildung von Zugehörigkeitsgefühlen

zur Heimatregion und damit auch der Entwicklung von Loyalitätsgefühlen angesehen werden.

Ähnliche Stabilisierungsfunktionen leistet raumbezogene Identität auch für soziale Systeme. Ihre inhaltlichen Elemente stellen einen Orientierungs- und Bezugsrahmen für soziale Interaktion und Kommunikation dar.

*Aus dieser Kontextualisierung sozialer Aktivitäten ergibt sich ein gemeinsamer Erfahrungshintergrund für die Teilnahme am sozialen Leben, der Verhaltens- und Interaktionssicherheit gewährleistet. (ebd., S. 62)*

Das Wissen um den Lebensraum eines Menschen ermöglicht es dem Interaktionspartner, die betreffende Person zu klassifizieren, ihre Gruppenzugehörigkeit und ihre Position in der sozialen Rangordnung einzuschätzen. Der Wohnort reicht dafür meist schon aus. Obwohl es sich hierbei um Vorurteile und Klischees handelt, haben diese aber den Vorteil, ohne große Denkanstrengungen und Faktenprüfung eine eindeutige und klare Klassifizierung zu ermöglichen.

Die raumbezogene Identität hat ebenfalls einen großen Einfluss auf sozialen Zusammenhalt, Integration und Gruppenbindung. Das liegt daran, dass in der Alltagserfahrung soziale Phänomene oft als sozialräumliche Gegebenheiten erfasst werden. Räumlich beschreibbare Sozialzusammenhänge wie Nachbarschaften, Stadtviertel, Gemeinden oder Regionen werden als Bezugsgrößen von Gruppenloyalität und Gruppenbindung wirksam. Der Heidelberger Psychologe Schneider (1986-1992, vgl. Weichhart, 2006) zeigt, dass den Bewohnern diese Gebiete als Referenzgrößen für die Abgrenzung von Gruppenstrukturen dienen. Der Zusammenhalt der Bewohner spezifischer Orte bezieht sich meist auf sogenannte „Symbolische Gemeinschaften“. Die Mitglieder einer „symbolischen Gemeinschaft“ verhalten sich dabei so, als ob es sich bei diesen räumlich definierten „sozialen Einheiten“ tatsächlich um Interaktionsgruppen handeln würde, obwohl in Wirklichkeit kaum Interaktionen auftreten (z.B. Nachbarn, Gemeindeglieder). Dabei entstehen Bindungen und Loyalitätsgefühle, die sich nicht nur auf die anderen Mitbewohner der betreffenden Raumeinheit beziehen, sondern auf deren materielle Struktur. Als Zusammenfassung kann man sagen,

*dass durch die verschiedenen Prozesse und Phänomene der raumbezogenen Identität eine Vereinfachung, Strukturisierung und Schematisierung unserer alltags-*



*weltlichen Realität produziert wird, die dem Einzelnen Sicherheit, Handhabbarkeit und Handlungskompetenz vermittelt. Daraus resultiert sowohl für die personale Identität als auch für die Gesellschaft ein Beitrag zu Systemstabilisierung. (ebd., S. 64)*

Weichhart (2006) gliedert die Teilnutzenfunktionen der raumbezogenen Identität in zwei große Bereiche. Der erste ist der Bereich der Systemstabilisierung personaler Systeme und der zweite ist der Bereich der Systemstabilisierung sozialer Systeme. Raumbezogene Identität trägt aber auch zur Verknüpfung beider Systeme bei.

Zum ersten Komplex gehören die bereits angesprochen Teilnutzen Sicherheit, Aktivität und Stimulation, Soziale Interaktion und soziale Symbolik und Identitätsbindung. Zum zweiten Bereich gehören Kontextualisierung und soziale Interaktion, Kommunikation von Identität, soziale Kohäsion und Gruppenbindung sowie die „Symbolische Solidarität“. Verknüpft werden die beiden Systeme durch die Teilnutzen Sozialisation und soziale Integration.

### *Einflussgrößen räumlicher Identität*

Auf die Ausprägung von raumbezogener Identität wirkt eine Vielzahl von Komponenten ein. Neben sozialen (z.B. Bindung an bestimmte Personen/Gruppen) und sozioökonomischen (z.B. Arbeitsplatz), die prinzipiell austauschbar sind, da sie nicht an den Referenzraum gebunden sind (Werthmüller, 1994), können auch unverwechselbare Charakteristika des Raumausschnitts für die Identifikation von großer Wichtigkeit sein, wobei besonders Symbolen eine entscheidende Bedeutung zu Teil wird. Werthmüller (1994) geht davon aus, dass diesen besonderen Charakteristika des Raumes sowohl von der physischen Ausstattung des Raumes (Besonderheiten der Landschaft) ausgehen können als auch von kulturellen Produkten (z.B. Baudenkmäler, regionale Produkte). In diesem Zusammenhang sollte erwähnt werden, dass es sich natürlich auch bei Besonderheiten der landschaftlich-naturräumlichen Ausstattung eines Raumausschnitts um ein kulturelles Produkt handeln kann. Weichhart (2006) stellt fest, dass es bei den räumlichen Objekten, auf die sich raumbezogene Identität bezieht, Unterschiede der Geeignetheit gibt, dass sich manche besser, andere weniger gut als Identifikationsobjekte eignen. Für den kognitiven Bereich (also die Identifikation I) lassen

sich die Unterschiede mit Lynchs (1960, vgl. Weichhart, 2006) Konzept der „legibility“ umschreiben. Diese bezieht sich auf die „Lesbarkeit“ eines Raumausschnitts. Kann das Subjekt sich seine bauliche und funktionale Struktur leicht einprägen, so kann dieser „Ort“ leichter wahrgenommen und erinnert werden. Ähnliche Zusammenhänge ergeben sich für die Bindungs- und Identifikationsfähigkeit lebensweltlicher Raumobjekte im Sinne von „being identified“ und „identification with“. Die emotionale Besetzung physischer Umweltbestandteile gelingt besser je unverwechselbarer und eigenständiger sie sind. Ihre Einmaligkeit verleiht auch dem Bewohner das Gefühl von Einmaligkeit. Aus der historischen Tiefe eines Siedlungskörpers, die in Baudenkmälern zum Ausdruck kommt, die dann wiederum Symbolcharakter haben für die kollektiv-geschichtliche Erfahrung, können sich hohe Identifikationspotentiale ergeben. Eben- solche Wirkung kann auch klare Geschlossenheit und Abgrenzbarkeit von Regionen haben. Jekel (1998) weist in diesem Zusammenhang auf das Konzept des „besonderen Ortes“ nach Ipsen (1994) hin. Demnach sind die „eigenen Orte“, jene

*der Aneignung durch alltägliche Millieus, die Laubkolonien, Straßen und Märkte, ein typisches Gemisch von Läden, sichtbaren Formen der Arbeit. Diese Orte weisen einen ihnen eigenen Rhythmus auf, sie verdeutlichen die Zelebrierung des Alltags in Architektur, Klang und Geruch. (S. 240)*

Die „besonderen Orte sind jene, die über ihre symbolische Aufladung gesamtregional oder auch überregional als Kristallisationspunkte für Identifikationsprozesse dienen können. Sie sind für die Bewohner von Bedeutung und werden über soziale Kommunikation auch für Auswärtige bedeutsam. Sie werden so auf regionaler Maßstabsebene als Kommunikationshintergrund präsent, vor allem auch für symbolische Gruppen präsent.

Wie schon erwähnt, kommt nach Werthmüller (1994) Symbolen eine besondere Bedeutung bei der Herausbildung räumlicher Identität zu.

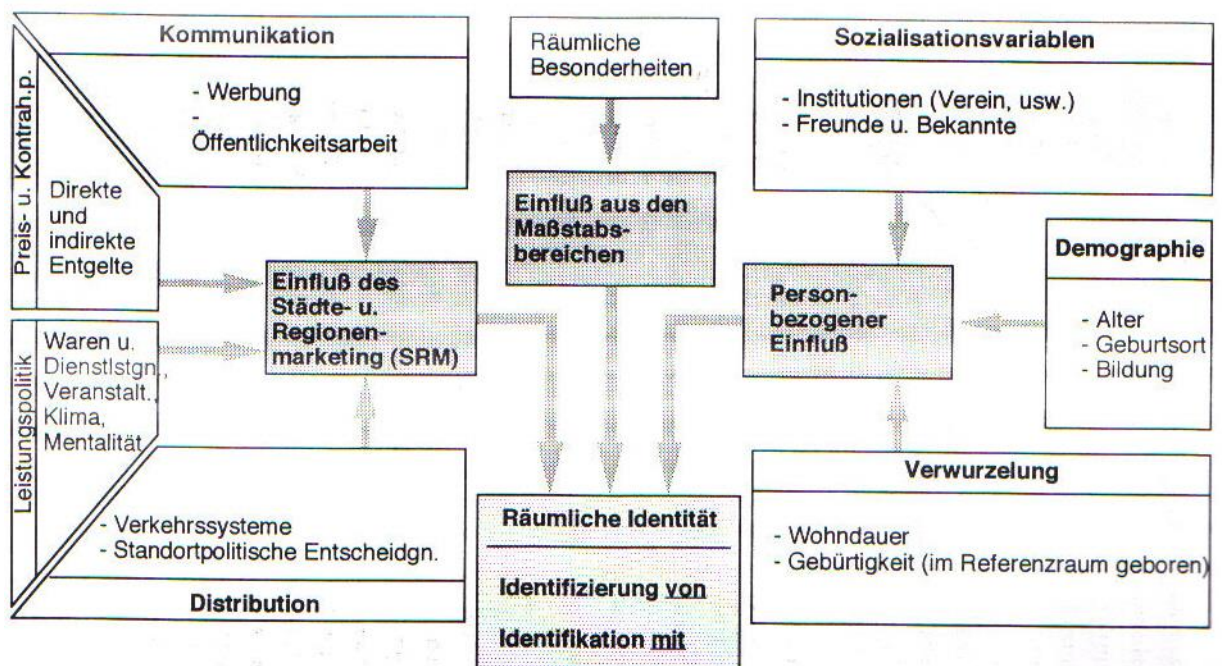
So erlangt ein Raum insbesondere dann Identität, wenn eindeutige kulturelle Unterschiede z.B. zwischen einer Region und ihrer Umwelt existieren. Die Kultur wird dabei durch eine Vielzahl unterschiedlicher Symbole repräsentiert: Die Sprache (z.B. Dialekt), ortstypische Sitten und Gebräuche, Essgewohnheiten usw. stellen einige Beispiele für Konkretisierung von Kultur dar. Besonders regionale Produkte können starken Sym-

bolcharakter aufweisen und als Manifestation gemeinsamer Traditionen das Wir-Gefühl stärken (z.B. Merziger Viez als Symbol für den Saargau und seine Geschichte, *Anmerk. d. Autor.*). Weichhart (2006) und Werthmüller (1994) weisen beide darauf hin, dass negative Befunde bei empirischen Untersuchungen zum Regionalbewusstsein, auf Mängel in der Ausstattung des Untersuchungsgebietes mit Objekten und Symbolen hohen Identifikationspotentials zurückführbar sein können.

Die auf die Ausprägungsformen der Identifizierung wirkenden Einflussgrößen, die bereits besprochen wurden und weitere teilt Werthmüller (1994) in drei Kategorien ein:

1. Maßstabsbezogene Einflussgrößen
2. Angebotsbezogene Einflussgrößen
3. Personenbezogene Einflussgrößen

**Abb. 1: Einflussgrößen räumlicher Identität**



Quelle: Werthmüller (1994), S. 122

## Maßstabsbezogene Einflussgrößen

Nach Weichhart (2006) beziehen sich Teilaspekte und Einzelfunktionen der raumbezogenen Identität je nach Kontext auf mikroräumliche, lokale, regionale, nationale bzw. transnationale Bereiche. Es gibt das Phänomen der Ortsloyalität und subjektiver Empfindungen der orts- oder regionsspezifischen Gruppenzugehörigkeit. Diese äußern sich aber meist nicht in echter Interaktion auf lokaler und regionaler Ebene. Von der kleinen Nachbarschaft bis zu Nationalstaaten und Heimatländern können als Bezugsgrößen der Identitätsbildung bloß symbolische Gruppen fungieren. *„Raumbezogene Identität hat also gleichsam die Struktur einer russischen Puppe“* (S. 86). Welcher Maßstab relevant ist hängt jeweils vom Handlungs- und Sinnkontext ab.

Vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Bedeutung der verschiedenen Maßstabsebene auf die raumbezogene Identität, die vor allem mit den unterstellten Unterschieden in der Wahrnehmung der verschiedenen Maßstabsbereiche beim Individuum zusammenhängen, unterscheidet Werthmüller (1994) zwischen signifikanten und symbolischen Stimuli. Beide werden auf allen Maßstabsebenen relevant, aber in unterschiedlicher Intensität. So sind auf den unteren Maßstabsebenen vor allem signifikante Stimuli von Bedeutung und auf den oberen symbolische. Er nutzt dafür die bereits vorgestellte Unterteilung in Mikro-, Meso- und Makroebene. Als signifikante Stimuli werden Reize bezeichnet, die vom Raum selber ausgehen. Die Wahrnehmung dieser Reize setzt voraus, dass sich der Betrachter persönlich im Raum aufhält und ihn mit seinen Sinnesorganen wahrnimmt. Mit den symbolischen Stimuli demgegenüber Worte, Sätze und Bilder gemeint sind, die in schriftlicher oder mündlicher Form Informationen über einen bestimmten Raumausschnitt repräsentieren. Mit ansteigender Maßstabsebene nimmt die Wahrnehmung über signifikante Stimuli, die auf persönlicher Erfahrung beruhen ab und es steigt die Bedeutung von symbolischen Stimuli. Die signifikanten Stimuli weisen einen relativ hohen Grad an Wirklichkeitsnähe auf, während die symbolische Informationsübermittlung mit einer Reihe von Wirkungsproblemen behaftet ist:

- Symbolische Informationen können einen Raumausschnitt nur annähernd repräsentieren, viele Aspekte bleiben unvermittelbar, dazu gehören z.B. die atmosphärischen Qualitäten eines Raumes, wie Klima oder persönlicher Kontakt mit der Bevölkerung.

- Die symbolische Kommunikation erschwert den Vergleich verschiedener Räume, da oft austauschbaren Stimuli in Imagekampagnen verwendet werden.
- Die Wirkung symbolischer Kommunikation wird durch semantische Probleme oft eingeschränkt. Es ist oft möglich, dass Botschaften von den Empfängern nicht so verstanden werden, wie es vom Absender beabsichtigt war.

### **Angebotsbezogene Einflussfaktoren**

Angebotsbezogene Einflussfaktoren werden nach Werthmüller (1994) anhand von vier Marketing-Mix-Bereichen systematisiert, die hier nicht näher zur Sprache kommen. Es soll an dieser Stelle genügen zu sagen, dass für die Identifikation eines Bürgers mit seiner Stadt auch von Bedeutung ist, inwieweit bestimmte Leistungen, besonders Wahlleistungen, zu deren Bereitstellung die Stadt nicht verpflichtet ist, die aber vom Bürger nachgefragt werden, zur Verfügung gestellt werden. Bei fehlenden oder nicht genügenden Leistungen, muss der Bürger zur Bedarfsdeckung in andere Städte abwandern. Dies kann wiederum Frustration und Ärger wecken und der Bürger verliert das Vertrauen in die Stadt. Dies kann sich natürlich sehr negativ auf das Identifikationspotential der Stadt oder Region auswirken. Dies bezieht sich im selben Maße auf die Distributionspolitik, die ja für die Bereitstellung der einzelnen Leistungen am richtigen Ort zur richtigen Zeit im richtigen Zustand und in der richtigen Menge verantwortlich ist. Versäumnisse in diesem Bereich können sich negativ auf das Identifikationspotential des Gebietes auswirken. Besonderes Problempotential weisen hier natürlich Regionen auf (Stadt-Umlandregionen), die ja meist in verschiedene Verwaltungsbereiche gegliedert sind und wo von einem gemeinsamen Vorgehen bei den angebotsbezogenen Einflussgrößen kaum die Rede sein kann.

### **Personenbezogene Einflussfaktoren**

Bei den personenbezogenen Einflussfaktoren spielen vor allem Wohndauer, Geburtsort, Wohnstatus und sozio-ökonomischer Status im Hinblick auf ihren Beitrag zur Erklärung der Verbundenheit mit einem Ort eine Rolle. Verfügen Bewohner eines Referenzraumes über eine lange Wohndauer, so sind Auswirkungen auf den Identifikationsgrad

zu erwarten. Es ist aber zu vermuten, dass die Wohndauer nicht per se von so großer Bedeutung ist, sondern vielmehr eine wichtige Voraussetzung zum Aufbau eines ständigen Verkehrskreises mit nachbarschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen darstellt. Wer also länger im Referenzraum wohnt, hat vermutlich mehr soziale Kontakte aufgebaut, mehr Netzwerke geknüpft und ist so besser in den Sozialzusammenhang integriert, als jemand, der erst seit wenigen Jahren im Referenzraum ansässig ist. Außerdem vermutet Werthmüller *„dass die im Referenzraum gebürtigen Personen Zugang zum charakteristischen „Tiefenwissen“ haben, welches Auswärtigen weitgehend verschlossen bleibt“* (1994, S. 133). Es ist daher ebenfalls zu vermuten, dass der Geburtsort einen signifikanten Einfluss auf die Höhe der Identifikation hat, dass diese bei Personen, die im Referenzraum geboren sind nämlich höher ist als bei Auswärtigen. Eine identitätssteigernde Wirkung ist darüber hinaus bei Bewohnern festzustellen, die über Wohneigentum oder Bodenbesitz verfügen. Damit werden Festansässigkeit und erhöhtes Wohnprestige in Verbindung gebracht. Teilweise wird Wohneigentum auch als Indikator für „emotional investment“ in den Referenzraum herangezogen. Auch hier ist zu vermuten, dass nicht der Besitz von Wohneigentum per se für eine erhöhte Identifikation verantwortlich ist, sondern eher als Resultat davon. So wird nur jemand Wohneigentum erwerben um darin zu wohnen, wenn er sich mit dem Referenzraum verbunden fühlt. Möglicherweise ist auch das Wohneigentum schon lange in seinem Besitz oder in dem der Familie, und er ist darin aufgewachsen, erfüllt also auch die Kriterien der Gebürtigkeit und der langen Wohndauer (*Anmerk. d. Autor.*).

Als letzte und oft als wichtigste Einflussgröße auf die Identifikation mit einem Referenzraum wird der sozio-ökonomische Status angesehen. Je niedriger dieser nämlich ist, desto höher ist die Identifikation mit dem Ort.

## Zusammenfassung

Nach Weichhart (2006) und Werthmüller (1994) lassen sich mehrere Funktionen, welche die Identifikation mit räumlichen Bezugsgrößen maßgeblich beeinflussen feststellen.

- Personen identifizieren sich bevorzugt mit solchen Räumen, die eine leichte Orientierung erlauben, über räumliche Besonderheiten verfügen („legibility“).
- Den Besonderheiten kommt darüber hinaus eine Symbolisierungsfunktion zu.
- Großen Einfluss auf die Identifikation mit dem Wohnort haben zusätzlich noch die Wohndauer, Gebürtigkeit, Besitz von Wohneigentum und sozioökonomischer Status.

Wie sind die Erkenntnisse über Entstehung und Nutzen raumbezogener Identität nun im Bereich der Multilokalität zu verwerten?

## *Das Modell der „multilokalen Identifikation“ nach Petzold*

Petzold (2009) entwickelt ein Modell unter Einbeziehung des Modells der raumbezogenen Identität, das speziell die Entstehung kognitiv-emotionaler Bindungen an mehreren Orte erklären soll. Dabei bezieht er sich vor allem auf die *Social Identity Theory* (SIT) von Taifel&Turner (1986). Damit sollen auch Bindungen an Orte erklärt werden, an denen der Akteur keine dauerhafte Wohnsituation und damit verbundene Sozialisation erlebt hat und somit keinen langfristigen und vorwiegend primärsozialisatorischen Lerneffekte im Bezug auf die emotionale Ortsbindung angenommen werden können. Petzold argumentiert, dass viele Sozialisationstheorien, in starkem Maße auf die Primärsozialisation in der Kinderzeit oder zumindest auf langfristige Sozialisationen fokussieren. Die SIT kann eine multilokalen Situationen angepasste Erklärungsmöglichkeit bereitstellen. Im Modell der „Multilokalen Identifikation“ entwickelt Petzold verschiedene Thesen zur Entwicklung emotionaler Ortsbindungen, die ich im Folgenden kurz darstellen möchte. Die SIT geht davon aus, dass Individuen über die positive



Bewertung ihrer Umwelt ein positives Selbstkonzept anstreben, womit das Bild gemeint ist, dass sie über sich in Relation zu der sie umgebenden sozialen und physischen Welt haben. Im Rahmen der Vorstellung eines subjektiv-rationalen Akteurs, wird seine raumbezogene Identifizierung rationalisiert, indem sie als Ergebnis raumbezogener Steigerung der individuellen Handlungserträge interpretiert wird (Petzold, 2009, S. 159ff). Die Ausgangsthese lautet demnach:

*Ein Akteur bildet dann eine raumbezogene Identifikation aus, wenn der den Ort mehr oder weniger positiv hinsichtlich der Steigerung der eigenen Handlungserträge bewertet (ebd., S. 161).*

Physische, soziale und ökonomische Eigenschaften werden als Identifikationsfaktoren mit dem Ort (also dem gesamten alltäglichen Aktionsraum des Akteurs) (vgl. ebd., S. 162) in Verbindung gebracht. Petzold bindet die Theorie der kognitiven Dissonanz nach Festinger (2001) in seine Überlegungen mit ein. Er geht davon aus, dass ein Akteur dann eine lokale Identifikation ausbildet, wenn er die physischen, sozialen und ökonomischen Eigenschaften des Ortes konsonant, also übereinstimmend, mehr oder weniger positiv hinsichtlich der Steigerung der eigenen Handlungserträge bewertet. Dabei erfolgt eine etwaige Dissonanzbewältigung, indem er die Bewertungen derjenigen Ortseigenschaften anpasst, von denen er sich am wenigsten abhängig sieht und die ihm daher am unwichtigsten erscheint (ebd., S. 164f).

Um eine multilokale Identifikation auszubilden, ist folglich die Möglichkeit einer Übertragung der eben formulierten Bedingungen auf mehrere Orte anzunehmen. Petzolds These ist aufgrund der nicht notwendigerweise langfristigen Bindungsentwicklung geeignet, Bindungen zu Orten anzunehmen und zu erklären, die erst seit kurzem von einem Akteur bewohnt werden. Eine multilokale Identifikation wird vom Akteur um so eher entwickelt, je geringer die strukturellen Einflüsse auf die negativen Bewertungen des Ortes sind, gegenüber dem er keine lokale Identifikation aufweist. Bei ausgeprägter Negativbewertung kann die Dissonanz auch bei fortgesetzter Multilokation über eine generelle Abwertung des Ortes ohne lokale Identifikation reduziert werden. In diesem Fall wird eine einfache Ortsbindung beibehalten. Eine besondere Rolle fällt dabei den sozialen Offerten eines Ortes zu. Petzold geht davon aus, dass



*ein multilokaler Akteur um so eher eine multilokale Identifikation ausbildet, je positiver er die sozialen Eigenschaften eines Ortes bewertet, dem gegenüber er keine lokale Identifikation aufweist. (ebd., S. 168)*

Schließlich hat auch die Entscheidungsfreiheit eines Akteurs einen Einfluss auf die Entwicklung einer multilokalen Identifikation. Je mehr er sich zu einer multilokalen Verortung gezwungen sieht, so vermutet Petzold, desto weniger wahrscheinlich ist die Entwicklung einer mehrfachen kognitiv-emotionalen Ortsbindung (ebd., S. 168).

Sieht man sich die Überlegungen Petzolds zur Entwicklung von raumbezogener Identität an einem oder mehreren Orten an, so stellt man fest, dass vor allem die kognitive Bewertung der wie auch immer gegebenen raumbezogenen Situation durch den Akteur die Entwicklung der Identifikation in Gang setzten. Nun ist es aber denkbar und auch empirisch validierbar, dass auch in kurz- oder mittelfristigen multilokalen Situationen nicht nur physische, ökonomische und soziale Rahmenbedingungen, sondern auch das persönliche Engagement des Akteurs für die Identifikationsentwicklung eine Rolle spielt, selbst, wenn diese Handlungen nicht bewusst auf dieses Ziel hin geplant wurden. Wie kann das erklärt werden?

Eine nähere Auseinandersetzung mit den Erläuterungen Weichharts (2006) zur theoretischen Begründung der Nutzenfunktionen der raumbezogenen Identität bringt die „Symbolische Handlungstheorie (SAT)“ von Ernest Emmerich Boesch (1991) in den Erklärungszusammenhang mit ein. Diese Theorie *„beschreibt, wie menschliche Ich-Identität entsteht und wie sie im Vollzug komplexer Transaktionsprozesse aufrechterhalten wird“* (ebd., S. 68). Boesch geht davon aus, dass, neben den bewussten Absichten einer Handlung, meistens noch weitere, teilweise dem Akteur nicht vordergründig bewusste, „overarching goals“, also übergeordnete Ziele, eine Rolle spielen. Neben dem eigentlichen Ziel, das der Akteur erreichen will, stellt er sich durch den Handlungsakt, den er bei der Zielerreichung durchführt, das eigene Handlungspotential unter Beweis. Die Bestätigung der eigenen Fähigkeit zu handeln wird zu einem übergeordneten Handlungsziel. Diese ständige Vergewisserung der eigenen Handlungsfähigkeit ist nach Boesch ein Mittel zur Entwicklung und Aufrechterhaltung der Ich-Identität und Steigerung des Selbstwertgefühls eines Menschen. Dabei fokussiert die SAT weniger auf das Ergebnis der Handlung, also die Erreichung des vordergründigen

Ziels, sondern auf die Funktionalität des Handlungsvollzuges an sich, dem sie eine eigenständige Bedeutung zumisst. Der Akteur versichert sich selbst, dass sein Tun in der Außenwelt etwas bewirken kann. Damit kann er seine Ich-Identität festigen. Das eigene Handeln ist also befriedigend für den Akteur, besonders, wenn er seine Ziele erreichen und sich damit seiner Handlungskompetenz in besonderem Maße bewusst werden kann. Demnach strebt er immer weiter nach dem Entwurf und dem Erreichen neuer Ziele. Neben der Festigung der Ich-Identität, strebt der Akteur SAT zufolge auch nach einer subjektiven Übereinstimmung von „Ich-Welt-Beziehungen“, also nach „Ich-Welt-Kongruenz“. Boesch beschreibt, wie Wechselwirkungen von materiellen Dingen, Artefakten, kulturellen Werten und menschlichen Individuen aussehen. Sie sind einerseits Bedingungen und andererseits Ergebnisse menschlicher Handlungen. Weichhart erkennt in diesen Thesen eine plausible und umfassende Erklärung der existenziellen Bedeutung raumbezogener Identität für menschliche Lebensvollzüge. Territorien intensiver raumbezogener Identifikationen, von Weichhart auch als „Heimat-Territorien“ bezeichnet (2006, S. 71), bilden den Hintergrund für eine besonders starke Ich-Welt-Kongruenz, denn es sind diese Bereiche unserer Umwelt wo wir am ehesten die Bestätigung unseres eigenen Handlungspotenzial erfahren. Die Vertrautheit der Umwelt, ob physisch oder sozial oder wie auch immer, ermöglicht uns leichtes Handeln. Weil sie uns vertraut ist, ist es leicht, in ihr zu handeln; weil es leicht ist in ihr zu handeln, wird sie uns noch vertrauter. Die Ich-Welt-Kongruenz ist hoch in diesen Territorien, die Ich-Identität stark. Kognitiv wird dieses Gefühl mit dem Raum verknüpft, wir identifizieren uns darüber mit dem Raum. Heimat ist demnach überall da, wo der Mensch diese Verknüpfung besonders ausgeprägt empfindet. Damit ist sie also auch dort produzierbar, wo das Individuum Bedingungen von Sicherheit und Stimulation vorfindet, die es zum Handeln und damit zur Bestätigung der Ich-Identität anregen, also auch an mehreren Orten (Weichhart, 2006, S. 71).

Es ist also durchaus vorstellbar, dass ein Akteur auch an einem neuen Wohnort, Bereiche „leichten Handelns“ vorfindet. Nach Weichhart (2006) ist die Wohnung und das unmittelbare Wohnumfeld

*jenes Action Setting, jener Schauplatz, an dem das Individuum am ehesten das Erlebnis von Selbstbestimmbarkeit, Autonomie, Kompetenz und Handlungsfreiheit*

*hat. Dabei geht es in besonderer Weise um die aktiv-gestaltende Interaktion mit physisch-materiellen Dingen“ (ebd., S. 73).*

Denn in der Gestaltung der eigenen Wohnung ist für den Akteur direkte Einflussnahme auf seine Umwelt möglich. Dieses Erleben der eigenen Handlungskompetenz trägt zur Entwicklung und Stabilisierung von Ich-Identität bei. Der gestaltete Lebensraum fungiert dabei als Projektionsfläche für das personale Ich. Der Akteur identifiziert sich mit seinem Lebensraum, entwickelt so Heimatgefühle. Die Wohnung und nähere Wohnumgebung (wie also der Garten zum Beispiel) laden als „Orte leichten Handelns“ (Weichhart, 2006, S. 71) den Akteur zur ihrer Gestaltung ein, wobei er sich seine Handlungskompetenz unter Beweis stellen kann, was zur Stärkung seiner Ich-Identität führt. Daraus könnte gefolgert werden: Je intensiver sich ein individueller Akteur mit der Gestaltung seiner Wohnung beschäftigt, desto größer ist der Nutzen für die Stabilisierung der Ich-Identität, was wiederum einen erneuten Anreiz zur weiteren individuellen Ausgestaltung seines Wohnumfeldes bietet. Der Akteur identifiziert sich immer weiter mit seinem Wohnumfeld, empfindet es mehr und mehr als Teil seiner Selbst. Dabei entsteht aller Wahrscheinlichkeit nach eine Bindung zum Wohnumfeld, die sich wohlmöglich auch auf weitere Bereiche der Wohnumgebung (Kiez, Stadtviertel) ausdehnt. Vereinfacht ausgedrückt bedeutet das, je intensiver sich ein Akteur mit der Gestaltung seines Wohnraumes beschäftigt, desto wohler und heimatlicher wird er sich an einem Ort fühlen, auch wenn dieser nicht sein ursprünglicher Herkunftsort ist, oder er noch einen weiteren Ort bewohnt. Natürlich ist auch denkbar, dass sich andere Bereiche die zum Handeln einladen, finden lassen. Dazu können der Arbeitsplatz aber auch ein Hobby, ein Verein, eine Freizeitbeschäftigung gehören.

Die von Petzold angesprochene Entscheidungsfreiheit scheint aber auch eine wichtige Rolle bei der raumbezogenen Identifikation und damit einhergehend, raumbezogenen Bindung zu spielen. Die Bereitschaft, also die bewusste Entscheidung dazu, sich auf eine neue Wohnumgebung einzulassen, wirkt sich stark auf die Durchführung von Handlungen aus, die dann die Identifikation mit dem Raumausschnitt befördern. Bei der in Kapitel IV folgenden genaueren Erläuterung möchte ich wieder auf die Wohnung als quasi Ausgangsort leichten Handelns zurückkommen.

Meine empirischen Ergebnisse zeigen, dass die Bereitschaft eines Probanden, sich auf den neuen Wohnort einzulassen, direkte Auswirkungen auf die Wahl und Gestaltung der Wohnung hat. Genauer gesagt, je mehr sich ein Proband auf seinen neuen Lebensraum einzulassen bereit ist, desto intensiver beschäftigt er sich mit Wahl und Gestaltung seiner Wohnung. Bestätigend stellt Reuschke (2009, S. 33) fest, dass für die Wahl des Wohnstandortes nämlich nicht nur praktische Erwägungen (z.B. Nähe zum Arbeitsplatz) entscheidend sind, sondern auch der „Erlebnissfaktor“ von Wohnung und Wohnumgebung. Auch die aktive Gestaltung des Wohnraumes und des unmittelbaren Wohnumfeldes zeigt ja die Bereitschaft des Akteurs sich auf einen neuen Wohnsitz „einzulassen“, ihn zu einem Heim zu machen. Die Entwicklung eines Gefühls des „Identifizierens mit“, der Verbundenheit mit einem Ort, scheint durch das Maß an Bereitschaft dazu zumindest mitbestimmt zu werden. Die Wahl und das Ausmaß der Ausgestaltung der eigenen vier Wände könnten folglich durchaus als Indikator für das Ausmaß der Verbundenheit mit dem Wohnort nutzbar sein oder als Indikator dafür wie weit der Akteur dazu bereit ist, sich am neuen Ort wohl zu fühlen, sich eine neue Heimat zu schaffen. Das aktive Gestalten der Wohnung ermöglicht dann die Selbstbestätigung im Handlungsvollzug und die daraus resultierenden Identifikationsprozesse. In diesem Zusammenhang spielt auch die Frage eine Rolle, ob der Proband eventuell selbst Wohnraum am Wohnsitz erworben hat.

Da bereits die Pretests zu der Studie interessante Einsichten in die Art und Weise multilokaler Identifikationen gewährten, ging ich in den Interviews darauf intensiver ein, so dass relativ umfangreiches empirisches Material zu diesem Thema vorliegt. Dieses ermöglicht auch eine zumindest teilweise empirische Anschauung der vorgestellten Modelle und Thesen.

### *Empirische Studien im Saarland*

Die im Anschluss kurz vorgestellten Studienergebnisse sollen in die empirischen Realitäten raumbezogener Identitäten im Saarland einführen. Das Ziel ist dabei, einen stark verkürzten Einblick in die spezifischen Strukturen raumbezogener Identitätsentwicklungen und -typen im Untersuchungsgebiet zu gewinnen. Die empirischen Ergebnisse,

die von Kühne und Spellermann zwischen 2007 und 2010 sowohl in einer repräsentativ-quantitativen Studie, als auch in einer qualitativen Befragung gewonnen wurden, beziehen sich nicht auf multilokale, sondern unilokale Verhältnisse, können daher nicht zum direkten Vergleich verwendet werden. Sie sind aber ein auf den Untersuchungsraum bezogenes Beispiel für die empirische Forschung im Gebiet der Raumbezogenen Identität, wobei in den Studien explizit von „Heimat“ gesprochen wird. Außerdem scheinen sie einen interessanten Hintergrund für die Interpretation der eigenen Ergebnisse darzustellen. Ich hatte außerdem die Möglichkeit, mit Prof. Kühne ein kurzes Gespräch zu seiner Studie zu führen (10.10.2010), wo ich ihn auch bat, seine Vorstellungen zum Thema der raumbezogenen Identität und Multilokalität im Saarland zu äußern.

Im Folgenden zitiere ich eine als Fazit der quantitativen wie qualitativen Studie entwickelte Typologie der „Heimat“, wie sie sich im Saarland darstellt und von Saarländern dargestellt wird. Die Interpretation von Heimat ist nicht unbedingt identisch mit dem Konzept der raumbezogenen Identität, stellt aber trotzdem einen sehr ähnlich verwendeten Begriff dar, was die Verwendung der empirischen Ergebnisse rechtfertigt.

*Die eingebettete Heimat wird durch historische Kontinuität und emotionale Bindung dominiert. Soziale Vertrautheit erlangt sie durch das Hineinwachsen in die örtliche Gemeinschaft, die identitätsprägend wirkt. Sie ist geprägt von örtlicher Fixierung aller Dimensionen des Heimatlichen. Heimat gilt als selbstverständlich und nicht bzw. affirmativ-reflektiert.*

*Die erklärte Heimat ist kognitiv und weniger emotional geprägt, soziale Bezüge werden intellektualisiert, wie auch die objekt- und subjektvermittelten Spezifika des Ortes oder der Region.*

*Die sozial dominierte Heimat definiert sich durch das Leben in Gemeinschaft von Menschen, in deren Gegenwart man sich wohlfühlt. Diese Heimat hat keine zwingende örtliche Zentrierung, sie ist vielmehr durch Netzwerke von Familie, Freunden, Kollegen und/oder Vereinen mit unterschiedlichen, durchaus auch individualisierten Traditionen geprägt.*

*Die landschaftszentrierte Heimat ist weniger an Personen orientiert, sondern an Objekten, die insbesondere als schöne Landschaften zusammengefasst werden. Diese Landschaften, die ein Wohlbefinden auslösen, weisen häufig ein ähnliches Gepräge wie die Landschaft der primären Sozialisation auf. Die landschaftszentrierte Heimat findet sich auch häufig als Restheimatsbezug bei Personen, die einer sozialen und kulturellen Fixierung ablehnend gegenüberstehen.*

*Die Sehnsuchtsheimat hat die Diskontinuitäten des Räumlichen, des Zeitlichen, des Sozialen u.a. zur Grundlage. Die Sehnsuchtsheimat ist in der Regel ein romantisch-verklärter Zustand von Zeit, Raum und sozialem Gefüge, der vielfach utopische Züge annehmen bzw. in der Verklärung der Geburtsheimat und der Heimat der Kindheit zum Ausdruck kommen kann.*

*Die Heimat als Reich der Ideen weist nur eine indirekte soziale und kulturelle Verortung auf. Es handelt sich bei dieser Heimat um ein Gefüge von Weltinterpretationsmustern, die als Deutungsgrundlage für Welt bestehen. So kann das Christentum diese Dimension von Heimat darstellen, wie die Philosophie Nietzsches.*

(Kühne&Spellermann, 2010, S. 174)

# III KONZEPTION DER STUDIE

## III.1. METHODIK

### III.1.1. FORSCHUNGSZIEL

Das Forschungsziel bestand darin, anhand einer explorativ-qualitativen Studie einen Einblick in Motivationen, Strategien und emotionale wie rationale Bewertungen multi-lokal Lebender im Saarland zu gewinnen, diese zu beschreiben und zu typologisieren. Dabei sollte ein vorgegebenes Erkenntnisschema, die „Beschreibungsdimensionen von Multilokalität“, die Weichhart (2009, S. 11f) vorschlägt, zur Anwendung kommen. Ein wichtiges Forschungsproblem stellt sich durch die Schwierigkeiten der begrifflichen Fassbarkeit des Phänomens der Multilokalität (Hilti, 2010, S. 87). Welche Begriffe „fassen“ den Bereich der mehrörtigen Lebensweise, in welchen Kategorien lässt sich Multilokalität beschreiben? Der Versuch, ein theoretisch entwickeltes Beschreibungsschema empirisch anzuwenden, kann hier zu Klärung beitragen.

### III.1.2. ERKENNTNISTHEORETISCHE GRUNDLAGEN

Die Vorgehensweise, ein Kategorienschema, wie es das Weichhartsche Erkenntnisschema darstellt, als erkenntnisleitenden Rahmen zu verwenden orientiert sich an der Idee der „theoretischen Sensibilität“ nach Glaser und Strauss (1967/1998), wonach eine theoretische Perspektive eingenommen wird, die es ermöglicht relevante Daten zu erkennen. Wie Kelle (2010, S. 28) betont *„emergieren weder empirische Verallgemeinerungen, noch theoretische Aussagen einfach aus dem Datenmaterial.“* Somit erfolgt auch der qualitative Forschungsprozess wie der quantitative theoriegeleitet. Der Unterschied besteht aber nach Blumer (1940/1954) in der *Vagheit*, also der definitio-

rischen Unschärfe der theoretischen Konzepte. Damit ist gemeint, dass sozialwissenschaftliche Konzepte und Begriffe zunächst unpräzise sind und erst durch das kontextbezogene Handeln der Akteure inhaltlich „gefüllt“ werden und an Bedeutung gewinnen. Erst durch das Kennenlernen der zu untersuchenden Lebensform *„konkretisieren sich nämlich die ursprünglich unscharfen Begriffe zur Kennzeichnung sozialer Verhaltensweisen und gewinnen eine umrissene Bedeutung“* (Kelle, 2010, S. 29). Die Vagheit soziologischer Begriffe stellt durch ihre Offenheit somit eine notwendige Voraussetzung für sozialwissenschaftliche Studien dar. Durch die Offenheit sozialwissenschaftlicher Begriffe wird das Erkenntnisinteresse zwar geleitet, bleibt aber offen für verschiedene Formen der empirischen Ausprägung. Dadurch wird der Forscher für die Wahrnehmung sozialer Bedeutungen sensibilisiert. Diese sensibilisierenden Konzepte werden durch die Auseinandersetzung der empirischen Realitäten, in diesem Fall über die Aussagen der Studienteilnehmer, präzisiert (Kelle, 2010). Trotz dieser „sensibilisierten Offenheit“ war es für die Durchführung der Interviews notwendig, die im Beschreibungsschema vorgeschlagenen Kategorien und Begriffe „erfragbar“ zu machen, indem eine Operationalisierung der Kategorien stattfand, die es mir ermöglichte, abstrakte Begriffe für meine Interviewpartner verstehbar zu machen. Dabei wurde versucht nach dem Prinzip „So offen wie möglich, so konkret wie nötig“ vor zu gehen. Ein Beispiel soll die Schwierigkeit bei der unspezifizierten Verwendung offener Konzepte verdeutlichen: So schlägt Weichhart (2009) das vage Konzept des „residenziellen Kapitals“, abgeleitet aus der Bourdieuschen Kapitalientheorie (Dirksmeier, 2010), als Beschreibungsdimension von Multilokalität vor. Ganz offen danach zu fragen: „Wie sieht es denn so mit Ihrem residenziellen Kapital aus?“ schien mir nicht sehr erfolgversprechend. Eine genauere Operationalisierung, die im späteren Verlauf dargestellt wird, war also notwendig.

Grundsätzlich wurde das Weichhartsche Schema also als kategorialer Rahmen verwendet. Die vorgeschlagenen erkenntnisleitenden Konzepte und Begriffe wurden als Kategorien verwendet und operationalisiert, wobei hier eine intensive Auseinandersetzung mit den Kategorien im Vorhinein erfolgte.

Durch die Vorgehensweise halbstandardisierte Leitfadeninterviews zu führen, blieb dennoch Raum um auf eventuell neue Erkenntnisse einzugehen. Bereits nach der Pre-



testphase konnte so das kategoriale Schema erweitert werden, wie im Folgenden näher erläutert werden soll.

### **III.1.3. FORSCHUNGSDESIGN**

#### *Halbstandardisiertes Interview*

Die qualitativ-explorative Studie erfolgte mittels eines halbstandardisierten Interviews mit Hilfe eines Gesprächsleitfadens. Die halbstandardisierte Form wurde gewählt, weil sie sich nach Reinhold (2010, S. 310) „*irgendwo auf dem Kontinuum zwischen standardisiertem und nicht-standardisiertem*“ Interview situiert. Damit sollte sichergestellt werden, dass alle Kategorien angesprochen werden und nicht im Verlauf des Gesprächs vergessen wurden, ohne dem Gespräch einen starren Verlauf zu geben und um auf eventuell unvorhersehbare interessante Zusatzinformationen eingehen zu können. Diese Vorgehensweise ermöglicht auch die Vergleichbarkeit der Interviews, wenn auch nicht eins zu eins, wie im standardisierten Interview.

#### *Entwicklung des Leitfadens*

Prinzipiell waren Leitfaden und Interview orientiert an der Strategie: Vom Allgemeinen zum Konkreten. Das heißt, offene, weit gefasste Fragen wurden zuerst gestellt. Diese sollten den Probanden zum Erzählen einladen, bevor genauere Fragen nachfolgten. Solche wurden dann nur gestellt, wenn der Proband noch nicht alle erwünschten Themen angesprochen hatte. Diese „Erzählstrategie“ wurde ergänzt durch den Aufbau des Leitfadens und des Gesprächs an einem alltäglichen Gesprächsverlauf (Spiegel, 1986, S. 12). So bestanden Leitfaden und idealerweise das Interview aus drei Hauptphasen. Nach Klärung einiger demographischer Merkmale und Fragen zur beruflichen Situation begann die erste, die „retrospektive“ Phase, die dazu diente, die Entwicklung der Wohnsituation und die Beweggründe dafür sowie Entscheidungsprozesse, die der mehrörtigen Lebensweise vorausgingen, zu erörtern. Phase Zwei zielte dann auf die gegenwärtige Situation ab und beinhaltete die Themen der allgemeinen Standortofferten, der Bindungswirkungen der Orte sowie des eigenen Engagements beim Aufbau

einer emotionalen Bindung an einen neuen oder alten Wohnort, außerdem Fragen zum Beziehungs- und Familienmanagement und generell zum Verlauf sozialer Beziehungen unter den Bedingungen der Multilokalität. Zur Sprache kamen auch Freizeitbeschäftigungen und deren raumbindende Komponenten, Status- und Rollenpositionen und Gruppenzugehörigkeiten. Hinzu kamen Fragen zum allgemeinen „Management“ der Multilokalität, zur Logistik der Transition und zum Transitionsraum zu dem nach Weichhart (2009) Zeit, Frequenz, Kosten und Nutzen des Standortwechsels zählen. Auch Fragen zum „privilegierten“ Wohnsitz sowie zum gemeldeten Hauptwohnsitz wurden an dieser Stelle gestellt. Phase Drei beinhaltete die Bewertung der Multilokalität aus eigener sowie fremder Sicht als auch zukünftige Pläne. Hier lag ein besonderes Augenmerk, da sich insbesondere darin die Entwicklung zu neuen Formen multilokaler Arrangements zeigen könnte.

Der Leitfaden orientierte sich an dem Dimensionsschema nach Weichhart (2009), sowie in seiner Struktur auch nach dem Leitfaden, den Gräbe&Ott (2003) in ihrer Veröffentlichung über *„Wochenpendler mit Zweitwohnsitz am Arbeitsplatz“* präsentierten.

Der Entwicklung des Fragebogens ging eine intensive Beschäftigung mit dem Beschreibungsschema nach Weichhart (2009) voraus, das im Folgenden dargestellt und erörtert werden soll. Darüber hinaus wurde mit einem vorläufigen Fragebogen ein Pretest mit neun Interviewpartnern durchgeführt. Die Erfahrungen aus den Pretests wurden genutzt, um den Leitfaden sowohl inhaltlich als auch strukturell zu gestalten. Ebenso veranlassten die ersten Ergebnisse eine Erweiterung des kategorialen Rahmens, was die Kategorie „Haushalt“ und „Bindungswirkungen der Wohnorte“ angeht. Diese Änderungen werden im Anschluss ausführlich dargestellt.

### *Beschreibungsdimensionen von Multilokalität nach Peter Weichhart*

Als eine der ersten Veröffentlichungen zum Thema der forschungspraktischen Vorgehensweise zur wissenschaftlichen Erfassung des Phänomens der Multilokalität stellt Peter Weichhart 2009 ein Beschreibungsschema vor, zur allgemeinen Erfassung dieser Form der *„Ortspolygamie“* (S. 3). Ziel ist es

*die wichtigsten Beschreibungsdimensionen für das Phänomen zu identifizieren und einen konzeptionellen Rahmen zu entwickeln, der abstrakt genug ist, die unterschiedlichen Ausprägungsformen, Prozesse und Teilaspekt zu inkludieren, der gleichzeitig aber auch die Formulieren konkreter Forschungsfragen zulässt. (S. 1)*

Dabei wird ein Konzept beabsichtigt, mit dessen Hilfe

*sowohl die kognitiv-emotiven und lebensweltlich-existenziellen Bedeutungs- und Sinnaspekte für die betroffenen menschlichen Akteure als auch die sozialen, ökonomischen, politischen und planerischen Implikationen von Multilokalität abgedeckt werden können. (S. 1)*

Zur Darstellung geht er von dem häufigen Fall eines multilokalen Haushalts aus, der einen beruflichen Impuls als Anlass für eine multilokale Verortung sieht, also berufsbedingt multilokal agiert. Wie sich, ohne vorweggreifen zu wollen, bei der dieser Studie herausstellte, ist das Schema allerdings durchaus auch geeignet, Formen von multilokalen Arrangements zu erfassen, die zwar von berufstätigen Personen aufgenommen wurden, allerdings nicht als berufsbedingt zu bezeichnen sind, da die Motive in anderen Zusammenhängen liegen. Als Hauptdimensionen werden hier die Haushalte, die sich multilokal organisieren, die Wohnstandorte und die Transitionsräume gesehen.

Eine Aufgliederung und Zuordnung der vorgeschlagenen Haupt- und Teildimensionen sieht im Überblick folgendermaßen aus:

A. Haushalt

- a. Mitglieder
- b. Deren Beziehungsstruktur
- c. Aktionsräume der einzelnen Subjekte
- d. Deren Positions- und Rollensets
- e. Deren Statuspositionen
- f. Deren Gruppenzugehörigkeiten
- g. Deren soziale Interaktionen
- h. Deren residenzielles Kapital
- i. Deren Positionen in den Aushandlungsprozessen

B. Wohnstandorte

- a. Hauptorientierung im Handlungskontext (Dominanz der Berufs- oder Freizeitorientierung)

- b. Kritische Standortofferten
- c. Standortofferten

**In diesem Zusammenhang sind unterschiedliche Fragen von Interesse:**

Wie verlaufen die Phasen der Haushaltsentwicklung? Ist einer der Wohnsitze privilegiert? Wie verlaufen Aushandlungsprozesse zur haushaltsspezifischen Bewertung der Faktoren? Welche Haushaltsmitglieder nehmen am Transitionsprozess teil und nutzen die zusätzlichen Wohnsitze auf welche Weise und zu welchem Zweck? Welche (affektive/funktionale) Verbundenheit mit dem Wohnstandort zeigt sich? Welches Engagement/persönliche Bereitschaft eine affektive Bindung zum Wohnort aufzubauen bringen die Akteure auf?<sup>1</sup>

**C. Transitionsprozess**

- a. Zeit
- b. Frequenz
- c. Kosten
- d. Nutzen
- e. Verkehrsmittel

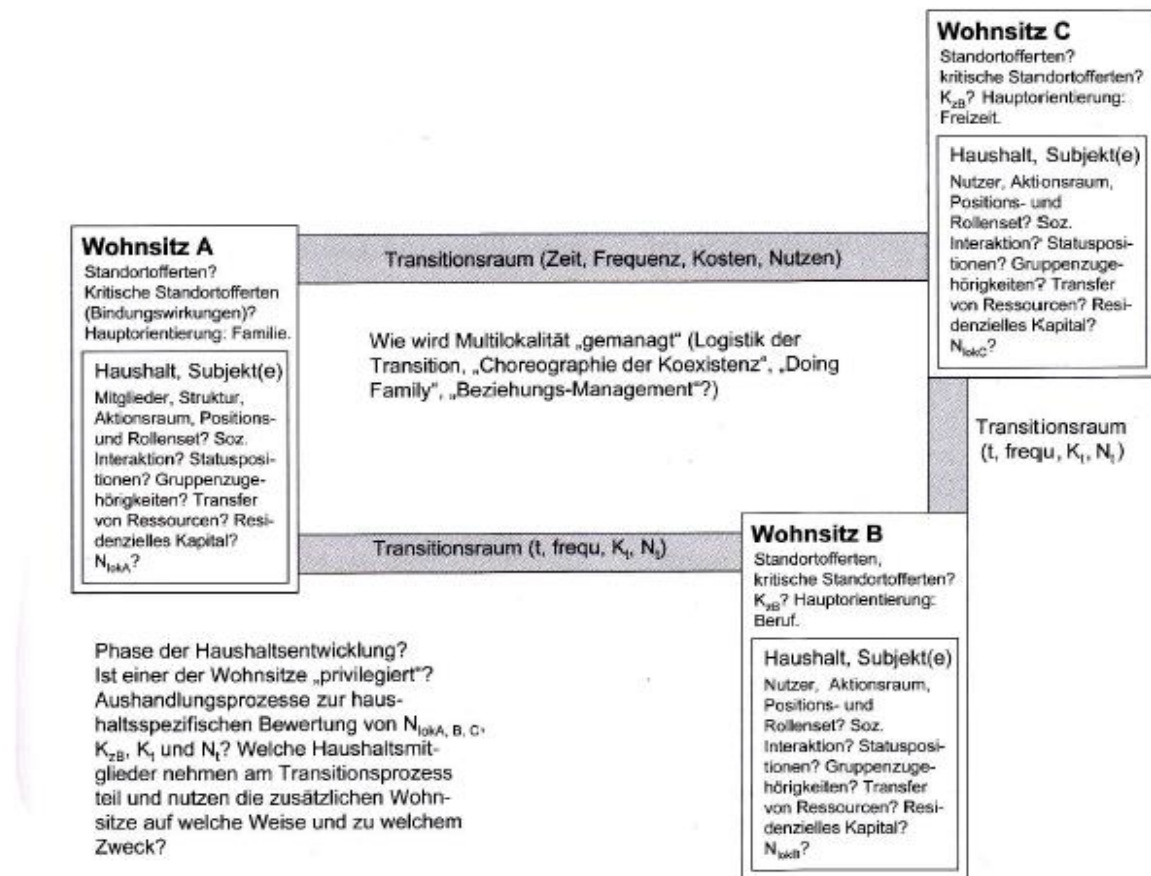
**In diesem Zusammenhang sind unterschiedliche Fragen von Interesse:**

Wie funktioniert das „Management“ von Multilokalität (Logistik der Transition, „Choreographie der Koexistenz“, „Doing Family“, „Beziehungsmanagement“)?

---

<sup>1</sup> Diese letzte Frage ist bereits eine Ergänzung, die sich aus den Ergebnissen der Pretests ergab, was anschließend genauer dargestellt wird.

Abb. 2: Schematische Darstellung der Beschreibungsdimensionen von Multilokalität



Quelle: Weichhart (2009), S. 11

Im Folgenden soll nun eine Explikation entscheidender Dimensionen dargestellt werden. Es geht dabei darum, zu zeigen, was in dieser Studie unter den jeweiligen Begriffen verstanden wird und auf welcher Basis ihre Operationalisierung erfolgte.

### Explikation der Haupt- und Teildimensionen

#### Aktionsraum

Der Aktionsraum wird hier wie in der geographischen Forschung üblich als der Bereich des physischen Raumes betrachtet, in dem die alltäglichen Aktivitäten zur Befriedigung der Bedürfnisse dem Lebensstil entsprechend verrichtet werden. Die Untersuchung der Aktionsräume multilokaler Akteure ist von besonderem Interesse unter dem Aspekt der Veränderung der Aktionsräume durch die multilokale Lebensweise. Durch die multilokale Lebensweise verändert sich der Aktionsradius und -raum meist gravierend,

er weitet sich aus und verändert sich in manchen Fällen sogar soweit, dass man von einem großen Aktionsraum mit zwei oder mehr aktionsräumlichen Zentren (den Wohnsitzen) sprechen kann, die ihrerseits wiederum die Mittelpunkte der untergeordneten Aktionsräume der Akteure darstellen. Es kann untersucht werden, inwieweit sich die Ausübung der alltäglichen, außerhäuslichen Aktivitäten auf zwei oder mehr Wohnorte verteilt. Eventuell gibt es Bereiche der Aktivitäten, die sich nicht aufteilen sondern erweitern, was z.B. beim Aspekt sozialer Interaktionen vorstellbar ist. Möglicherweise verändern sich auch die Aktionsräume der passiv multilokalen Haushaltsmitglieder, falls vorhanden, was ebenfalls Gegenstand einer Untersuchung sein könnte.

### **Kritische Standortofferten**

Unter „Kritischen Standortofferten“ werden in dieser Untersuchung die Merkmale eines Wohnsitzes/-ortes sowie seiner Umgebung gesehen, die für die Entscheidung eines Akteurs, einen seiner Wohnsitze an diesen Ort zu legen oder einen bereits bestehenden Wohnsitz nicht aufzugeben, ausschlaggebend waren.

### **Standortofferten**

Unter „Standortofferten“ werden in der Untersuchung die Merkmale eines Wohnsitzes/-ortes sowie seiner Umgebung gesehen, die der Akteur an seinem Wohnsitz schätzt, die aber nicht ursächlich für die Entscheidung, einen Wohnsitz an diesem Ort zu haben, verantwortlich sind.

### **Positions- und Rollensets und Statuspositionen**

Positionen sind nach Weichhart (2009) funktionale Einheiten in sozialen Systemen, die durch soziale Ausdifferenzierung und den Prozess der Arbeitsteilung entstanden sind. Sie können als Gefüge von Handlungsdispositionen angesehen werden und legen fest, was, wann, wo, von wem und auf welche Weise getan werden soll. Soziale Positionen sind immer mit verbindlichen Rechten und Pflichten verknüpft. Positionen sind grundsätzlich von der konkreten Person, dem Positionsinhaber, unabhängig. Mit jeder Position ist ein Bündel von Verhaltensnormen oder Verhaltenserwartungen verknüpft,

welche der jeweilige Positionsinhaber erfüllen soll, welches als „soziale Rolle“ bezeichnet wird.

Linton unterscheidet nach Reinhold (2000, S. 649) zugeschriebene Positionen, die auf biologischen oder herkunftsbezogenen Merkmalen beruhen, welche durch die soziale Umwelt zugewiesen werden und nicht ohne weiteres änderbar sind, wie Mann, Kind, älterer Mensch u.a. und erworbene Positionen, also solche Positionen, die aufgrund erbrachter Leistungen eingenommen werden. Status und Position sind verwandte Begriffe. Während die Position die Stellung einer Person in einer bestimmten Struktur eines sozialen Systems meint, verbindet sich mit Status eher die Bewertung dieser Stellung. Der Status einer Person wirkt für deren Interaktionspartner handlungsorientierend, ist aber der Rolle übergeordnet, da er die umfassendere Lage der Person beschreibt, auf die sich nicht nur Erwartungen aufgrund spezifischer Leistungen im Rahmen der Rollenerwartung richten, sondern auch Erwartungen diffuser Art, wie die bezüglich des Einkommens, der Bildung, der Handlungsweisen und des Prestiges. Wie sich aus den Begriffen „Positions- und Rollensets“ herauslesen lässt, ist jede Person Inhaber mehrerer unterschiedlicher Positionen und damit verbundener Rollen. Ebenso hat eine Person mehrere Statuspositionen inne, deren Summe den Gesamtstatus einer Person darstellt. Während die Feststellung der unterschiedlichen Positionen eines Akteurs bei einer Befragung der betreffenden Person selbst noch vergleichsweise einfach feststellbar ist, so ist es bereits schwieriger, alle mit diesen Positionen verbundenen Erwartungen und Normen, also Rollen des Akteurs zu erfragen, da er diese ja nur aus seiner Sicht einschätzen kann. Ähnlich verhält es sich mit dem Status. In den Interviews muss man sich also mit der Selbsteinschätzung der Interviewpartner bezüglich ihrer Rollen und Statuspositionen begnügen. Da jeder Akteur im Laufe seines Lebens eine Vielzahl von Positionen einnimmt, ist es nicht möglich oder sinnvoll, auf alle diese Positionen einzugehen. Daher wird für diese Untersuchung eine Auswahl getroffen, die sich auf diejenigen Positionen und damit verbundenen Rollen beziehen soll, die im Bezug auf ein multilokales Leben von Bedeutung sein könnten. Dazu gehören die Positionen und Rollen im Beruf, in der Familie, in der Nachbarschaft und im Bereich von Freizeit und Hobby. Der Befragte soll im Interview seine persönliche Sichtweise wiedergeben. Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang die Veränderun-

gen, die sich bei den Positions- und Rollensets, sowie den Statuspositionen durch die multilokale Lebensweise ergeben können. Wie Vielhaber (1986) in seiner Untersuchung über Wochenpendler im Burgenland zeigen konnte, veränderte sich deren Status durch ihr Leben und Arbeiten in der Stadt dahingehend, dass ihr Ansehen bei den anderen Dorfbewohnern in der Heimatgemeinde wuchs.

### **Gruppenzugehörigkeiten**

Dieser Studie liegt bei der Untersuchung der Gruppenzugehörigkeiten der Teilnehmer der Gruppenbegriff der klassischen Soziologie zugrunde. Demnach handelt es sich bei einer Gruppe um ein soziales Gebilde, bestehend aus mindestens zwei Personen, die regelmäßige und zeitlich überdauernde Beziehungen zueinander pflegen und ein Zusammengehörigkeitsbewusstsein (Wir-Gefühl) teilen. Weiterhin besteht das Vorhandensein eines gemeinsamen Zieles, gemeinsamer Normen und differenzierter Rollen (Reinhold, 2000, S. 241). Durch eine multilokale Lebensweise können sich Gruppenzugehörigkeiten verändern, und es können sich Unterschiede in den Positionen, die ein Akteur in einer Gruppe innehat, ergeben. Dies kann auf unterschiedliche Art und Weise geschehen und unterschiedliche Ursachen sowie Auswirkungen haben. Eben diese Veränderungen sollen erfragt werden.

### **Affektive Bindung zum Wohnort**

Die emotionale Verbundenheit, die ein Akteur zu dem Ort empfindet an dem er lebt, spielt im Rahmen einer multilokalen Lebensweise eine wichtige Rolle. In vielen Fällen kann ein emotionales Gefühl der Verbundenheit mit einem Ort oder einer Region, in der ein Akteur schon lange lebt oder aus der er stammt und in der er aufgewachsen ist, ausschlaggebend für die Entscheidung sein Leben an mehreren Orten zu führen sein. Auch auf die Lebensweise und -qualität an den verschiedenen Wohnorten hat die Fähigkeit des Menschen, sich mit einem Ort zu „identifizieren“, zu ihm eine emotionale Bindung aufzubauen, eine starke Auswirkung sowohl in negativen als auch positiven Sinne. Aus diesem Grund wird auf dieses Thema in der Untersuchung besonderen Wert gelegt. Nach Weichhart et al. (2006) ist die Verbundenheit eines Akteurs mit seiner Wohnumgebung das Resultat eines Prozesses der Identifikation mit diesem Raumausschnitt. Da an anderer Stelle die Thematik der raumbezogenen Identität be-



reits ausführlicher erläutert wurde, soll hier nur in aller Kürze das für diesen Zusammenhang Wesentliche dieses Phänomens noch einmal dargestellt werden. Die Entwicklung der Ich-Identität eines Akteurs findet – aufgrund der Körperlichkeit des Akteurs – an verschiedenen Schauplätzen, d.h. an verschiedenen Orten statt. Manche dieser Orte sind im Laufe der Entwicklung der Ich-Identität von besonderer Bedeutung und haben besonders großen Einfluss. Sie werden von Weichhart (2004) als „signifikante Orte“ bezeichnet. Das Subjekt identifiziert sich mit diesen Raumausschnitten in besonderem Maße und bezieht sie so in sein Selbstkonzept ein. Es ist davon auszugehen und wird an anderer Stelle auch ausführlicher erläutert, dass es sich bei Orten und Regionen, in denen ein Akteur aufgewachsen ist oder einen großen Teil seines Lebens verbracht hat, meist um signifikante Orte handelt. Weichhart (2006) weist darauf hin, dass die Verknüpfung von Ich- und Wir-Identitäten mit räumlichen Objekten, wie sie durch den Prozess des Identifizierens mit einem Raumausschnitt entsteht, eine gravierende Wirkung zur Folge haben kann, nämlich die Entwicklung von Loyalität seitens des Subjekts oder einer Gruppe gegenüber einem für sie wichtigen Raumobjekt. Weil dieses räumliche Objekt als Aspekt der Ich- oder Wir-Identität wahrgenommen wird, fühlt man sich in gewisser Weise verantwortlich dafür. Es entsteht emotionale Betroffenheit, ein Gefühl von Zugehörigkeit und (emotionaler) Bindung an einen Ort, was wiederum Loyalität erzeugt.

Nach Werthmüller (1994) existiert eine Vielzahl von unterschiedlichen, voneinander unabhängigen Möglichkeiten, sich an einen Referenzraum zu binden. Die Bezeichnung „Bindung“ ist nicht immer als affektiv empfundene Bindung zu verstehen, sondern kann auch funktional geartet sein. Im Wesentlichen wird deshalb nach Esser (1987, nach Werthmüller, 1994) zwischen einem affektiven Ortsbezug und einem funktionalen Ortsbezug unterschieden:

*Ein affektiver Ortsbezug findet in einer affektiv empfundenen Zugehörigkeit oder Ablehnung Ausdruck. Demgegenüber ist ein funktionaler Ortsbezug auf spezifische Sachbezüge ausgerichtet. Diese können formaler Art (z.B. Bindung an Institutionen, Arbeitsplatz) oder als freiwillige Bindungen auf Sozialbeziehungen bezogen sein (Bindung an Freunde, Bekannte). (S. 50)*

Im Falle eines eher funktionalen Ortsbezugs ist eine starke Loyalitätsentwicklung eher unwahrscheinlich.

Im Rahmen der Untersuchung sind bezüglich der affektiven Verbundenheit der Probanden mit ihren unterschiedlichen Wohnorten mehrere Fragen von Interesse: Wie unterscheiden sich die Gefühle der Verbundenheit zu den unterschiedlichen Wohnorten? Worauf sind diese Bindungsgefühle zurückzuführen – handelt es sich dabei um funktionale Bindungen, formaler oder sozialer Art oder sind es affektive Gefühle, die sich auf den Ort selbst beziehen? Welche Rolle spielten solche Verbundenheitsgefühle bei der Entscheidung zur multilokalen Lebensweise?

### **Persönliche Bereitschaft und Engagement zum Aufbau einer affektiven Bindung zum Wohnort**

Durch die Interviews der Pretestreihe, als auch durch persönliche Erfahrungen und Gespräche ist der Eindruck entstanden, dass gerade bei erwachsenen Personen, wenn diese umziehen, eine persönliche Bereitschaft bestehen muss, sich auf einen neuen Wohnort einzulassen. Erst dadurch kann der Akteur Gefühle von positiver Verbundenheit überhaupt zulassen. Diese entwickeln sich aber meist erst in der Folge von persönlichem Engagement am neuen Wohnort. Das kann sich z.B. folgendermaßen abspielen: Eine Person zieht in eine andere Stadt. Daraufhin entwickelt sich zunächst der Wunsch, sich dort wohl zu fühlen. Sie denkt wahrscheinlich nicht „Ich möchte mich hier zu Hause fühlen“, erst recht nicht: „Ich möchte mich nach und nach mit dieser Stadt identifizieren und werde nun Dinge tun, die diesen Prozess in Gang bringen“. Vielmehr geht es zunächst einmal nur um das „sich wohl fühlen“. Zu diesem Zweck wird besagte Person möglicherweise anfangen, ihre Wohnung persönlich und nicht nur zweckmäßig einzurichten; sie wird sich vielleicht einen Verein suchen um andere Menschen kennen zu lernen und soziale Kontakte aufzubauen; sie wird die Gegend zu Fuß erkunden, um sich nach und nach mit ihr vertraut zu machen. Mit der Zeit fühlt sich diese Person sicher, macht bedeutungsvolle Erfahrungen in der neuen Stadt usw. und die unbewussten Abläufe des „Identifizierens“ setzen sich mit dem Ergebnis in Bewegung, dass sich das Subjekt letztlich zu Hause fühlt. Möglicherweise ist eine bewusste persönliche Bereitschaft gar nicht nötig, aber sie beschleunigt den Prozess des „sich Einlebens“ ungemein. Alltagswissenschaftlich ist den meisten Menschen vermutlich klar, dass persönliches Engagement den Prozess des Einlebens rascher ermöglicht und wesentlich erleichtert. Umgekehrt ist es sicher ganz häufig der Fall, dass Menschen, die sich mehr oder weniger unfreiwill-

lig an einen neuen Wohnort „versetzt“ sehen, überhaupt keine Bereitschaft zeigen, sich einzuleben. Dies hat zur Folge, dass sie ihre Wohnung lediglich spartanisch einrichten, diese nur selten außer zur Arbeit verlassen, keine neuen Bekanntschaften wollen und zulassen und alles ablehnen, was der neue Wohnort zu bieten hat. Dahinter kann eine Protesthaltung vermutet werden. Auch die Untersuchung von Gräbe&Ott (2003), die auch mittels neun Leitfadeninterviews die Lebensweise von Wochenpendlern mit Zweithaushalt am Arbeitsplatz untersuchten, liefert Hinweise auf die beschriebene Protesthaltung. Folgende Fragen würden sich zur näheren Erfassung der persönlichen Bereitschaft, sich auf einen neuen Wohnort einzulassen ergeben: Ist eine persönliche Bereitschaft bei dem Probanden vorhanden, Bindungen zu einem neuen Wohnort aufzubauen? Auf welche Art und Weise kann sich persönliches Engagement in diesem Bereich darstellen, d.h. welche Aktivitäten wählt der Akteur, um sich an einem Ort ein Zuhause zu schaffen, d.h. eine persönliche Bindung zu dem Ort aufzubauen? Handelt es sich dabei um eine bewusste Entscheidung, d.h. welche Motive sieht der Proband selbst hinter seinen Handlungen?

### **Privilegierter Wohnsitz**

Der „privilegierte Wohnsitz“ ist der Wohnsitz einer multilokal lebenden Person, der für den Multilokalen den Ort des Lebensmittelpunktes darstellt. Wenn auch bei multilokaler Lebensweise von mehreren örtlichen Lebensmittelpunkten gesprochen wird, so gibt es doch meist – wenn auch nicht zwangsläufig – einen übergeordneten Wohnsitz, der für den aktiv Multilokalen der emotional wichtigere ist. Es handelt sich dabei um den Wohnsitz, an dem sich die multilokal lebende Person verankert fühlt und den sie nicht aufgeben würde. Ob es sich dabei um den Wohnsitz am Arbeitsplatz oder den Wohnort, an dem vorwiegend die arbeitsfreie Zeit verbracht wird, handelt, ist sehr unterschiedlich und typabhängig. In Anlehnung an die Typologie multilokaler Haushalte, wie sie von Weiske et al. (2009) vorgeschlagen wird, wäre es beim ersten Typ „Verschickung“ höchstwahrscheinlich der Wohnort des sesshaften Partners und der Familie, wo sich oft auch das gemeinsame Eigenheim befindet, der privilegierte Wohnsitz. In den meisten Fällen befindet sich am privilegierten Wohnsitz die gemeinsam genutzte Behausung eines multilokalen Haushaltes. Oftmals fließen in den privilegierten Wohnsitz das Gros der finanziellen Investitionen sowie der Arbeitsleistungen z.B. in

Form von Renovierungs- und Erhaltungsarbeiten als auch des emotionalen Engagements. Am privilegierten Wohnsitz findet oft ein substantieller Teil des sozialen Lebens des multilokalen Akteurs/der Akteure statt, Freunde und auch Verwandte leben meist in der Nähe. Nicht selten sind es auch die Wohnsitze von denen aus die multilokale Lebensweise eines Haushaltes ihren Ausgang nahm und woher einer oder beide Partner stammen. Die Operationalisierung des Begriffs wird aufgrund seiner Vielschichtigkeit über verschiedene Wege erfolgen, die im Leitfaden dargestellt werden.

### **Residenzielles Kapital**

Der Begriff des „residenziellen Kapitals“ stammt ursprünglich von Bourdieu, der ihn im Zusammenhang mit seiner Kapitalientheorie allerdings nur am Rande erwähnt. In „Urbanität als Habitus“ arbeitet Dirksmeier (2009) den Begriff als Ergänzung der Bourdieuschen Theorie der Praxis aus. Er geht hier der Frage nach, inwieweit man die Gegenwartsgesellschaft als vollständig „urbanisiert“ betrachten kann, inwieweit Urbanität nicht zwangsläufig an das Leben in der Stadt gebunden sein muss, sondern sich als Teil des Habitus von Akteuren darstellen kann. Dabei beschäftigt er sich ausführlich mit dem Thema des residenziellen Kapitals, das er folgendermaßen interpretiert: „*Das residenzielle Kapital ist eine besondere Form des symbolischen Kapitals, das sich durch die legitime Besetzung eines Ortes bzw. einer Stelle im angeeigneten physischen Raum erwerben lässt.*“ (ebd. S. 221) Nach einer Erläuterung von Duchene-Lacroix (2010) handelt es sich genauer gesagt um eine lokalisierte Subform des symbolischen Kapitals. Das residenzielle Kapital ist daher wie das symbolische Kapital ein Produkt der drei anderen von Bourdieu entworfenen Kapitalarten, dem ökonomischen, dem kulturellen und dem sozialen Kapital. Da es sich bei symbolischem Kapital um „*das Renommee und Prestige, das sich aus dem Besitz der anderen Kapitalien ergibt*“ (Dirksmeier, 2010, S. 114f) handelt, so handelt es sich bei residenziellem Kapital also um das Renommee und Prestige, das sich als Produkt der anderen (ökol., kult., soz.) entwickeln kann, wenn diese durch die legitime Besetzung eines Ortes beziehungsweise eines Ausschnittes des physisch angeeigneten Raumes erworben wurden. Das residenzielle Kapital kann z.B. die Anerkennung der Bewohner eines Ortes sein, die für die Beherrschung des lokalen Dialektes entgegengebracht wird (vgl. hierzu auch Weichhart, 2006, S. 76) oder dafür, dass man ein Haus in einer guten Wohngegend erworben hat.

Die Entstehung des residenziellen Kapitals ist lokal gebunden, seine Wirkung kann aber durchaus über die räumlichen Grenzen seiner Entstehung hinausreichen. So ist beispielsweise vorstellbar, dass eine „gute“ Adresse in einer noblen Wohngegend auch über die Grenzen der Nachbarschaft oder sogar der Stadt hinaus zu einer gewissen Anerkennung führt. Ebenso ist es möglich, dass die Tatsache, dass man einen bestimmten Dialekt spricht oder einen bestimmten Akzent hat, den man nicht ohne weiteres ablegen kann, zu einer positiven oder negativen Einschätzung durch Andere führt. Wie die Pretests zeigten, ist das Thema des residenziellen Kapitals für die Untersuchung relevant. In diesem Zusammenhang hat sich insbesondere der Dialekt als eine wichtige Ausprägung residenziellen Kapitals herauskristallisiert. Der saarländische Dialekt, der von vielen Saarländern nur schwer abgelegt werden kann (*Anmerk. d. Autor.*) wird von einigen Befragten im Pretest als Beeinträchtigung bei ihren sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz empfunden, wenn sie in anderen Bundesländern arbeiten. Über den Dialekt werden sie als Saarländer identifiziert, was ihrer Ansicht nach zu einer gewissen Diskriminierung führt. Die Gründe dafür sind noch unklar. Es stellt sich in diesem Zusammenhang auch die Frage, ob es wirklich der saarländische Dialekt ist, der die Diskriminierung verursacht oder ob es vielleicht die Tatsache ist, dass der Proband nicht in der Lage ist, den Dialekt abzulegen, was zu einer negativen Einschätzung durch Andere führt. Die Probanden, die diese Problematik angesprochen haben, sind alle der Ansicht, dass sie daran arbeiten sollten, ihren Dialekt zumindest außerhalb des Saarlandes aufzugeben. Das Thema „Dialekt“ ist also ein Ansatzpunkt für die schwierige Operationalisierung des residenziellen Kapitals. Auf das Thema Sprache, Dialekt und seine Bedeutung im Zusammenhang mit einer multilokalen Lebensweise soll ein Augenmerk in der Untersuchung liegen. Die Lage des Saarlandes im Bereich des Dreiländerecks Luxemburg – Frankreich – Deutschland lässt eine weitere Vermutung zum Thema Dialekt zu. So ist vorstellbar, dass der moselfränkische Dialekt, der im West- und Nordsaarland gesprochen wird ein Vorteil bei der Arbeit in Luxemburg sein könnte, da auch in Luxemburg eine Form des Moselfränkischen gesprochen wird. Hier könnte sich der Dialekt als ein residenzielles Kapital positiver Natur herausstellen. Aufgrund der Vielfältigkeit, in der sich residenzielles Kapital zeigen kann, sollen weitere Fragen zu diesem

Thema eher allgemein gehalten werden, so dass den Befragten die Möglichkeit gegeben wird, ihre eigenen Erfahrungen zu diesem Themenbereich zu erläutern.

### **Haushalt**

Im Rahmen dieser Studie bestand zunächst, wie Weichhart (2009) vorschlägt, die Absicht die Haushalte multilokal lebender Personen als Untersuchungseinheiten heranzuziehen. Aus verschiedenen Gründen stellt der Haushalt eine für diesen Zweck geeignete Basiseinheit dar. Hier zeigte sich direkt zu Beginn der Arbeiten die Problematik der Erfassung multilokaler Lebenspraxen ausschließlich anhand altbewährter sozialer Kategorien. Bereits die Pretests zur Studie zeigten, dass es häufig nicht möglich ist, die Praxen gemeinschaftlichen Lebens der Befragten mit den klassischen Konzepten des Haushaltes zu beschreiben. Vielmehr scheinen sich im Zusammenhang mit multilokalem Leben neue Formen gemeinschaftlichen Wohnens zu entwickeln, die alte Formen nicht ablösen, sondern ergänzen. Aus diesem Grunde wurde eine begriffliche Alternative zum Begriff des Haushaltes entwickelt, die der „Residenzgemeinschaft“, die die Beschreibung der realen Wohnsituationen unter multilokalen Bedingungen aus untersuchungspraktischer Perspektive erleichtert. Im folgenden Exkurs soll eine genauere Darstellung der Vor- und Nachteile der Verwendung des Haushaltsbegriffs in der Multilokalitätsforschung erfolgen. Außerdem soll die Problematik dargestellt werden, die die Verwendung des Haushaltes als geplante Untersuchungseinheit im Rahmen dieser Studie hervorbrachte, sowie eine präzise Beschreibung der Bedeutung und Verwendung des Begriffs der Residenzgemeinschaft.

Zunächst soll aber die in dieser Studie verwendete Definition des Haushaltes vorgestellt werden, zu der ich mich nach den im folgenden Exkurs dargestellten Überlegungen entschieden habe. Bei einem Haushalt handelt es sich demnach um eine Gruppe von Personen, die gemeinsam wohnt und eine wirtschaftliche und soziale Einheit bildet, die als Versorgungsgemeinschaft fungiert. Das Bestehen der Gemeinschaft ist auf Dauerhaftigkeit ausgerichtet. Nach Richarz (1998, S. 11-47) bestehen die Hauptfunktionen des Haushalts in der Produktion und Konsumtion von Gütern und Leistungen, die der Versorgung der Haushaltsmitglieder dienen und koordiniert ablaufen. Der Begriff der Einheit bezieht sich auf das Selbstverständnis der Mitglieder eines Haushaltes,

die sich als Gemeinschaft wahrnehmen und sich dem Prinzip der gegenseitigen Unterstützung verpflichtet sehen und danach handeln, was nach Weiske et al. (2009, S. 67) bedeutet, dass *„leistungsgerecht produziert, jedoch bedarfsgerecht konsumiert wird“*. Die wirtschaftliche Einheit im Besonderen kennzeichnet sich oft aber nicht zwangsläufig durch die Existenz eines gemeinsamen finanziellen Budget, das zur Versorgung der Haushaltsmitglieder genutzt wird sondern vor allem durch das Bestehen einer wirtschaftlichen Solidargemeinschaft, im Sinne einer wechselseitigen oder auch einseitigen (z.B. Eltern zu Kindern) wirtschaftlichen Unterstützung der Haushaltsmitglieder bei der Bestreitung des alltäglichen Bedarfs und im Notfall. Die soziale Einheit ist durch die emotionale Bindung der Haushaltsmitglieder aneinander gekennzeichnet (Warner&Hoffmeyer-Zlotnik, 2009, S. 212).

Auch das hier verwendete Modell der Residenzgemeinschaft soll vorab kurz vorgestellt werden: Unter Residenzgemeinschaften werden alle privaten Formen gemeinsamen Wohnens verstanden, die regelmäßig und/oder auf Dauer angelegt sind und innerhalb derer ein Teil der Bewältigung des Alltags der Mitglieder abläuft. Der Begriff der Residenzgemeinschaft soll dabei als Oberbegriff interpretiert werden, der auch den Haushalt miteinschließt.

### III.1.4. EXKURS · HAUSHALT UND RESIDENZGEMEINSCHAFT

*Vorschlag eines adäquaten begrifflichen Umgangs mit Veränderungen im Residenzverhalten im Rahmen multilokaler Wohnarrangements*

*Gekürzte Fassung des Artikels „Haushalt – Ein unzeitgemäßer Begriff?“ von Krompholtz (2012)*

#### **Haushalte als Interaktions-, Entscheidungs- und Handlungseinheiten**

In ihrer Studie, dem DFG-Projekt „Neue multilokale Haushaltstypen“ (2006-2008) legen Weiske, Petzold und Zierold (2009) überzeugend dar, dass der Haushalt eine geeignete Untersuchungseinheit darstellt um die gesellschaftliche Dynamik einer multilokalen Lebensweise zu erfassen. Es sei davon auszugehen, dass die Mitglieder eines Haushaltes zueinander in einem engen Bindungsverhältnis stehen, sodass ihre Entscheidungen und Handlungen das Leben der jeweils anderen beeinflussen. Im Haushalt treffen außerdem durch die sozialen Außenbeziehungen, durch Erwerbsarbeit und Transfers, durch alle sich auf die Außenwelt beziehenden Tätigkeiten seiner Mitglieder die Sphären der Wirtschaft, der Politik, der Kultur und der Gesellschaft aufeinander. Die Einflüsse der Außenwelt werden im Haushalt reaktiv verarbeitet, indem sie gemeinschaftliche Entscheidungen und Handlungen initiieren, die sich im Haushalt selbst und über die Außenbeziehungen der Mitglieder auf die Außenwelt auswirken. Hier liegt die transformatorische Kraft des Haushaltes, der somit zum maßgeblichen „Akteur des sozialen Wandels“ wird, den er „bottom-up“ ermöglicht, indem er „bemerkenswerte soziale Innovationen im Sinne der Modernisierung“ hervorbringt (Weiske et. al., o.J., S. 1). Durch die wechselseitigen Beeinflussungen der Haushalte mit der Außenwelt schlagen sich also gesellschaftliche Veränderungen sowohl in den Strukturen der Haushalte als auch im umgebenden sozialen Gefüge nieder. Als eine transformatorische Leistung des Haushaltes kann die Entstehung eines multilokalen Haushaltsarrangements betrachtet werden. Zur Optimierung seiner Möglichkeit der Teilhabe und zum Ausgleich regionaler Disparitäten kann sich ein Haushalt für eine mehrörtige Lebensweise entscheiden. Die als Vorteile oder Nachteile empfundenen Konsequenzen (z.B. höheres Einkommen versus Trennung) werden vor der Entscheidung zu einer multilo-



kalen Organisation des Alltags gegeneinander abgewogen und treffen auf unterschiedliche Weise alle Mitglieder des Haushaltes, deren persönliche Schicksale durch die multilokalen Arrangements beeinflusst werden, ob sie selber aktiv oder nicht aktiv multilokal leben (Weiske et al., o.J., S. 4). Multilokalität kann innerhalb eines Haushaltes zu einer Veränderung der Haushaltsstruktur führen. Eine neue Arbeitsaufteilung kann zum Beispiel Veränderungen des Rollen- und Geschlechterverständnisses bewirken (Weiske et al., 2009, S. 68). Durch ihre Außenbeziehungen an verschiedenen Wohnstandorten schaffen die Mitglieder neue räumliche Zusammenhänge und wirken auf die gesellschaftlichen Gegebenheiten an mehreren Orten. Die multilokale Organisation eines Haushaltes hat auch wirtschaftliche Konsequenzen. Dadurch, dass das Erwerbseinkommen einzelner Mitglieder dem Haushalt an verschiedenen Orten zuteilwird, organisieren Haushalte „stabilisierende Transfers zwischen Orten und Regionen“ (Weiske et al., o.J., S. 3).

Der Haushalt ist somit gut geeignet, residenzielle Multilokalität in ihren komplexen Zusammenhängen und Wirkungsweisen zu erfassen und zu analysieren. Dieser Ansatz wurde im bereits erwähnten DFG-Projekt von Weiske et al. verwendet. Ziel dieses Projekts war es, Erkenntnisse über die Konzepte der Lebensgestaltung der Akteure, deren berufsbedingte Mobilität und deren beobachtbare raum-zeitliche Allokationen zu erlangen und daraus eine lebensweltliche Typologie multilokaler Haushalte abzuleiten (Weiske et al., 2009, S. 67). Andere Veröffentlichungen zum Thema „Multilokalität“ verwenden den Begriff des Haushaltes prinzipiell in Bezug auf multilokale Arrangements (vgl. z.B. Weichhart 2009, Sturm und Meyer, 2009). Diese selbstverständliche Verwendung des Begriffs legt nahe, dass die Multilokalitätsforschung grundsätzlich davon ausgeht, dass ein Großteil der multilokal lebenden Bevölkerung Mitglieder klassischer Haushaltsformationen ist. Implizit wird damit auch angenommen, dass multilokale Arrangements ihren Ursprung vorwiegend in Mehrpersonenhaushalten haben.

Ausgehend von dieser Grundannahme, war auch in der Untersuchung der multilokalen Verhältnisse im Saarland die Verwendung multilokaler Haushalte als Untersuchungseinheiten geplant. In der Auseinandersetzung mit den empirisch gegebenen Umständen multilokaler Arrangements im Saarland, wurden jedoch die Defizite des Konzeptes „Haushalt“ deutlich. Das Konzept des Haushaltes scheint den sozialen Gegebenheiten

multilokaler Praxis, bezogen auf private Versorgungs-, Bindungs- und Wohnarrangements, immer weniger zu entsprechen. Moderne Formen der Multilokalität entspringen den Pretests zufolge eben in vielen Fällen nicht einem klassischen Haushalt oder lösen diese klassischen Strukturen auf. Diese Entwicklung wurde in der Auseinandersetzung mit den Lebens- und Wohnarrangements der Interviewpartner, die an dieser Studie beteiligt waren, deutlich erkennbar und entwickelte sich zu einem Problem des methodischen Vorgehens. Es war nicht möglich, bei der großen Vielfalt der multilokalen Lebensarrangements den Begriff des Haushaltes in einer Arbeitsdefinition so festzulegen, dass er es ermöglicht hätte, jeden der Interviewpartner eindeutig einem Haushalt zuzuordnen. Um diese Problematik näher zu erläutern, sollen im Folgenden überblicksartig unterschiedliche Haushaltskonzepte und -definitionen dargestellt und deren Anwendbarkeit sowie die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten anhand zweier Beispiele multilokaler Arrangements im Saarland diskutiert werden.

### Haushaltskonzepte

Die verschiedenen Definitionen des Begriffs „Haushalt“ werden in der einschlägigen Literatur in drei Hauptklassen unterteilt, die auch in Mischformen auftreten können (vgl. Petzold, 2007 oder Weichhart, 2010). Die einflussreichste und geläufigste ist die „Household-Dwelling“-Konzeption, hier als Typ A bezeichnet. Sie betont den residenziellen Aspekt des Haushaltes und stellt das gemeinsame Wohnen in Kombination mit dem gemeinsamen Wirtschaften in den Vordergrund. Zu dieser Gruppe zählt z.B. die Festlegung des Haushaltsbegriffs durch das Statistische Bundesamt (2006) in Deutschland. Da durch diese Definition bestimmt wird, welche soziale Einheit von der amtlichen Statistik als Haushalt gezählt und erfasst wird, hat sie eine große Reichweite.

*Als (Privat) Haushalt zählt jede zusammen wohnende und eine wirtschaftliche Einheit bildende Personengemeinschaft (Mehrpersonenhaushalte) sowie Personen, die allein wohnen und wirtschaften (Einpersonenhaushalte, zum Beispiel auch Einzeluntermieter). Zum Haushalt können verwandte und familienfremde Personen gehören. (ebd., 2006)*

Das „House-Keeping“-Konzept, fortan als Typ B bezeichnet, stellt hingegen den gemeinsamen Konsum in den Vordergrund und betont so die ökonomische Einheit des Haushaltes. Dieses Konzept, das den Haushalt vor allem als „konsumierende Einheit“ (Neubauer, 1993, S. 195) betrachtet, stammt in seiner idealtypischen Form aus der

Volkswirtschaftslehre. Das dominante Merkmal dieser Art von Haushalten ist, dass die Mitglieder gemeinsam konsumieren, d.h. Konsumgüter erwerben. Dieses Haushaltskonzept ist das leitende in der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (Neubauer, 1993, S. 195). Definitionen dieser Art, wenn sie auch vom Idealtypus abweichen und durch andere Kriterien ergänzt werden, kommen somit ohne das Kriterium des gemeinsamen Wohnens aus. Ebenso verhält es sich mit den Konzepten der dritten Klasse, die vor allem in sozialwissenschaftlichen Betrachtungen verwendet werden (Typ C). Hier werden neben der ökonomischen Dimension vor allem die sozialen Beziehungen der Haushaltsmitglieder, deren gegenseitige Unterstützung und Netzwerkbindung in den Vordergrund gestellt (Weichhart, 2010, S. 58). Als Beispiel für dieses Konzept kann die Definition „translokaler Haushalte“ von Steinbrink dienen. Es handelt sich dabei um eine

*im spezifischen sozial-kulturellen Kontext anerkannte, haushaltende Gemeinschaft [...], deren Mitglieder sich bei der Organisation von Aktivitäten der Konsumtion, Reproduktion und Ressourcennutzung über lange Zeit hinweg koordinieren. Die Mitglieder müssen nicht unbedingt zusammenwohnen. (Steinbrink, 2009, S. 48ff).*

Vergleicht man die verschiedenen Konzepte des Haushaltes, so wird deutlich, dass das Charakteristikum des „gemeinsam Wirtschaftens“ für alle Konzepte gilt. Dies impliziert immer auch das Kriterium einer bestehenden Gemeinschaft, die sich selbst als solche versteht und koordinierte Entscheidungen bezüglich des gemeinsamen Wirtschaftens trifft. Diese koordinierte Entscheidungsbildung wird durch kooperatives Handeln ergänzt mit dem Ziel, die Befriedigung der Lebensbedürfnisse der Beteiligten zu gewährleisten. Im wirtschaftlichen Sinne gehört dazu die gemeinsame Sorge für einen ausreichenden Zufluss an wirtschaftlichen Mitteln (Neubauer, 1993, S. 199). Dieser Punkt ist besonders bezogen auf die Frage nach dem „gemeinsamen Haushalten“ in multilokalen Arrangements von besonderer Bedeutung und soll daher betont werden.

Im Unterschied zu der DFG-Studie „Multilokale Haushalte“ wurden in meiner Studie nicht von vornherein Haushaltsgemeinschaften im Sinne einer Arbeitsdefinition rekrutiert, sondern zunächst aktiv multilokale Einzelpersonen mit dem Ziel ausgewählt, sie einem Haushalt zuzuordnen. Dieser methodische Unterschied führte zu der interessanten Erkenntnis, dass es in vielen Fällen nicht eindeutig möglich war, die Inter-

viewpartner einer Haushaltsgemeinschaft im Sinne der oben beschriebenen allgemeinen Kriterien (gemeinsam Wohnen, gemeinsam Wirtschaften, füreinander „Sorgen“) zuzuordnen. Viele leben an einem oder beiden Wohnsitzen mit anderen Menschen zusammen in einer Wohnung. Auf diese „Wohngemeinschaften“ treffen aber entweder keine der genannten Kriterien (außer dem des gemeinsamen Wohnens) oder jedoch mehrere zu.

Die einfachste Möglichkeit wäre es gewesen, die oben zitierte Definition des Statistischen Bundesamtes von 2006 zu verwenden. Eindeutige Zuordnungen sind damit leicht möglich, in Zweifelsfällen, besonders in Fragen der „wirtschaftlichen Einheit“, kann man von einem „Einpersonenhaushalt“ ausgehen. Doch eine solche Vorgehensweise würde dem Erkenntnisinteresse, das dieser Arbeit zugrunde liegt, nicht gerecht werden. Denn es geht ja nicht nur um den aktiv multilokalen Einzelakteur, sondern eben auch um die Entstehungsbedingungen und Auswirkungen von multilokalem Leben. Dieses ist immer, auch wenn es sich nicht um einen klassischen Haushalt handelt, in einen sozialen Kontext eingebettet, also von anderen Personen mit beeinflusst und getragen.

### **Empirische Beispiele aus den Pretests**

Anhand einiger Beispiele aus den Pretests der Untersuchung im Saarland sollen nun die Probleme der Zuordnung verdeutlicht werden.

Eine junge Frau, die aus Saarbrücken stammt, arbeitet in Kaiserslautern (etwa 45 Autominuten von Saarbrücken entfernt). Sie lebt dort in einer Wohngemeinschaft mit einer weiteren Person. An diesem Wohnsitz hat sie ihre persönlichen Gegenstände, die Wohnung ist mit ihren Möbeln eingerichtet, sie ist dort mit Nebenwohnsitz angemeldet. Das Einkommen beider Bewohnerinnen wird nicht zusammengelegt, aber man teilt sich die Kosten für Miete und einige wenige Dinge des täglichen Gebrauchs (z.B. Putzmittel). Man wirtschaftet also nur in sehr eingeschränktem Maße zusammen. Gelegentliches gemeinsames Kochen und Essen können als seltene Form einer gemeinsamen Produktion und Konsumption bzw. als gemeinschaftliche Handlung zur Freizeitgestaltung interpretiert werden. Als Freundin möchte die Interviewpartnerin ihre Mitbewohnerin aber nicht bezeichnen, daher ist das Kriterium der sozialen „Sorgegemein-

schaft“ nicht anwendbar. Ihren Hauptwohnsitz hat sie in Saarbrücken in der Wohnung ihrer Mutter angemeldet. In dieser Wohnung wohnt bzw. übernachtet sie jedoch nie. Sie hat dort kein eigenes Zimmer und keine persönlichen Gegenstände. Sie wirtschaftet auch nicht mit der Mutter gemeinsam. Von einem gemeinsamen Haushalt kann also nicht die Rede sein. Sie verbringt aber jedes Wochenende in Saarbrücken in der Wohnung ihres Partners. Dieser lebt ebenfalls in einer Wohngemeinschaft mit einer anderen Person. Meine Interviewpartnerin hat in dieser Wohnung kein eigenes Zimmer, keine Schränke, und sie bewahrt keine persönlichen Gegenstände in dieser Wohnung auf. Durch gelegentliches gemeinsames Einkaufen, Kochen und Essen lässt sich auch in diesem Fall von gemeinsamer Konsumption sprechen. Sie beteiligt sich nicht an den Mietkosten oder anderen anfallenden Haushaltskosten. Auch sonst wirtschaften die beiden nicht gemeinsam. Aber natürlich werden gemeinsame Entscheidungen getroffen, und es besteht eine gemeinsame Zukunftsplanung, man sorgt also füreinander. Der Partner, seine Lebensumstände und Bedürfnisse haben eine sehr wichtige Rolle für die Entscheidung zu einem multilokalen Leben gespielt. Bei den Aushandlungsprozessen, die dieser Entscheidung vorausgingen, war er in entscheidendem Maße beteiligt. Auf die Frage, ob sie mit einem ihrer Mitbewohner, also dem Partner oder der Mitbewohnerin in Kaiserslautern, einen gemeinsamen Haushalt führt, hat die Probandin mit „Nein“ geantwortet.

Wie ist nun die Haushaltssituation der jungen Frau zu beurteilen? Ausgehend von der Haushaltsdefinition der amtlichen Statistik (Typ A), bildet sie mit keiner der Personen, mit denen sie an ihren Wohnsitzen zusammenlebt, eine wirtschaftliche Einheit. Daher wäre ihre Haushaltssituation als Einpersonenhaushalt zu kategorisieren. Bei einer offeneren Auslegung des Kriteriums des gemeinsamen Wirtschaftens ließe sich die Wohngemeinschaft der Interviewpartnerin am Arbeitsort, vor allem aufgrund des gemeinsamen Wohnens, als ein gemeinsamer Mehrpersonenhaushalt kategorisieren. Die Kategorisierung in Typ B, der sich ja vor allem auf die ökonomische Einheit der Haushaltsgemeinschaft bezieht, fällt am Arbeits- ebenso wie am Freizeitwohnsitz aus. Typ C beinhaltet neben dem gemeinsamen Wirtschaften als wichtiges Kriterium die sozialen Aspekte, also eine soziale Beziehung und gegenseitige Unterstützung. Das gemeinsame Wirtschaften im Sinne einer wirtschaftlichen Einheit ist bei einer strengen Auslegung

nicht anwendbar. Daher könnte bestenfalls bei einer offenen Auslegung des gemeinsamen Wirtschaftens die Wohngemeinschaft mit dem Partner als Gemeinsamer Haushalt im Sinne von Typ C bezeichnet werden.

Natürlich wäre es möglich, eine Haushaltsdefinition so zu formulieren, dass sie die speziellen Merkmale des multilokalen Haushaltes berücksichtigt. So würde der Aspekt des zeitweisen gemeinsamen Wohnens in Kombination mit der Bildung einer sozialen Einheit und einem hohen Beteiligungsgrad der Mitbewohner an der multilokalen Lebensweise die Einzelmerkmale eines multilokalen Haushaltes bilden. Dann könnte die Interviewpartnerin mit ihrem Lebensgefährten eindeutig einem Haushalt zugeordnet werden.

Eine Definition für multilokale Haushalte, die den Erfordernissen der Studie gerecht wird, würde dann wie folgt lauten:

Ein multilokaler Haushalt besteht aus einer Gruppe von Personen, die zusammen wohnen, in einer engen sozialen Bindung zueinander stehen und von der multilokalen Lebensweise der aktiv multilokalen Person unmittelbar betroffen sind.

Ein anderes Beispiel aus den Pretests zeigt aber die Probleme einer solchen Definition. Ein Proband aus Karlsruhe hat mit seiner Frau und seiner Tochter in Saarbrücken gewohnt und nach der Trennung von seiner Frau eine eigene Wohnung in Saarbrücken bezogen. In dieser Wohnung verbringt er die Wochenenden mit seiner Tochter. Nachdem er einen neuen Arbeitsplatz in Karlsruhe bekommen hat, ist er in eine kleine Wohnung in Baden-Baden als Untermieter eingezogen, hat aber seine Wohnung in Saarbrücken behalten. Er verbringt dort weiterhin die Wochenenden mit seiner Tochter, die während der Woche bei ihrer Mutter in Saarbrücken lebt. Er hat in Karlsruhe eine neue Partnerin kennengelernt, die eine eigene Wohnung in Pforzheim hat. Dort verbringt er seitdem einen großen Teil der Woche. Er beteiligt sich aber weder an der Miete noch an anderen Haushaltskosten. Man kauft gelegentlich gemeinsam Lebensmittel ein. Von einer Wirtschaftseinheit im engeren Sinne kann also nicht gesprochen werden. Er lebt also abwechselnd an drei Orten. Auch er hat die Frage nach einem gemeinsamen Haushalt mit „Nein“ beantwortet. Welcher aber ist nun der multilokale

Haushalt? In diesem Fall ist die eben vorgeschlagene Definition auf zwei seiner Wohngemeinschaften zutreffend. In beiden Fällen leben die Mitbewohner (also Partnerin und Tochter) mit dem Probanden in einer sozialen und residenziellen Gemeinschaft. In beiden Fällen sind sie vor allem ursächlich an der multilokalen Lebensweise beteiligt.

Mit der oben vorgeschlagenen Definition wäre es möglich, fast alle der Personen der Studie einem Haushalt zuzuordnen, denn das größte Problem der Zuordnung der Akteure zu einem Haushalt bestand in der Frage, mit welchen Personen der unterschiedlichen residenziellen Gemeinschaften die einzelnen Personen wirtschaftliche Einheiten bilden. Diese Problematik fiel somit weg, da ja das Kriterium der wirtschaftlichen Einheit keine Rolle spielt. Ein weiterer Punkt war vor allem auf jene Paare bezogen, die nur zeitweise gemeinsam wohnen. Hier war nicht klar, inwieweit Solidaritäts- und Subsidiaritätsprinzipien greifen, d.h. inwieweit sich die Partner auch finanziell unterstützen, was in klassischen Haushaltskonzepten ein wichtiges Merkmal darstellt (z.B. Weiske et al., 2009, S. 67). In allen Fällen der Pretests, in denen Paare zeitweise gemeinsam in der Wohnung eines Partners wohnen (wie oben beschrieben) – es handelte sich um drei von fünf Paaren –, wurde eindeutig von strikt getrennten Kassen berichtet.

Die oben angeführte Definition eines multilokalen Haushaltes wäre geeignet, multilokal lebende Personen einem oder auch mehreren Haushalten zuzuordnen. Dennoch halte ich die Beibehaltung der klassischen Kriterien (gemeinsam Wirtschaften, füreinander „Sorgen“), die bei den beschriebenen Beispielen nicht oder nur in geringem Maße zutreffen, zur Beschreibung eines Haushaltes aus folgenden Gründen für notwendig: Die Vorstellung darüber, was ein Haushalt ist, auch wenn sie vielfach variiert, besteht schon sehr lange. Sie entwickelte sich aus der ursprünglich weitverbreiteten Lebens- und Wirtschaftsform der „Hauswirtschaft“. Hier fand (und findet in vielen Regionen der Erde noch immer) landwirtschaftliche und handwerkliche Produktion von Sachgütern und Dienstleistungen statt und der größte Teil des Bedarfs der zugehörigen Personen wurde gedeckt. Darüber hinaus wurden auch nichtökonomische Leistungen aller Art im Interesse der gemeinschaftlichen Haushaltsführung erbracht. Es handelte sich um eine Produktions- und Verbrauchsgemeinschaft. In dieser Hauswirtschaft liegt die ursprüngliche Haushaltsidee, die den Idealtypus des Haushaltes prägte. Mit der

marktwirtschaftlichen Entwicklung wurde die klassische Hauswirtschaft immer weiter modifiziert, angepasst und ausdifferenziert (Neubauer, 1993, S. 195). Die Vielfalt unterschiedlicher Definitionen überrascht daher nicht, und Steinbrink (2008) weist richtig darauf hin, dass die Vorstellung vom Haushalt als universell anwendbare und vergleichbare Analysekategorie in die Irre führen kann. Sie basiert nach Einschätzung Russels (1993) letztlich auf der Persistenz einer im europäischen Industriekapitalismus des frühen zwanzigsten Jahrhunderts entstandenen Haushaltskonzeption, die als Standardeinheit für die sich damals institutionalisierende systematische Datenerhebung herangezogen wurde. Der Haushalt ist ihrer Argumentation nach “not the neutral, universal category that census-takers have lulled us into believing, but a culturally loaded, specific Western term.” (Russel, 1993, S. 756) Aber der Kernpunkt der wirtschaftlichen Einheit, die durch Solidaritäts- und Subsidiaritätsprinzipien zusammengehalten wird und für die Bedarfsdeckung aller Mitglieder einsteht, ist ein sehr wichtiges Merkmal sozioökonomischer Haushaltsdefinitionen. Viele Lebensgemeinschaften sind heute nach diesen Kriterien als Haushalt zu bezeichnen und in früheren Zeiten waren es noch wesentlich mehr. Haushalte, die den klassischen Typen entsprechen, also einer gemeinsam wirtschaftenden Versorgungseinheit, die alle Mitglieder unabhängig von ihrer ökonomisch bewertbaren Leistung mehr oder weniger „versorgt“, spielen auch gesamtgesellschaftlich eine sehr wichtige Rolle. Somit ist es angemessen und meiner Meinung nach sehr wichtig, einen spezifischen Oberbegriff für Lebensgemeinschaften dieser Art zu haben. Der Begriff Haushalt bietet sich hier aufgrund seiner historischen Wurzeln und seiner gesellschaftlichen und gesellschaftswissenschaftlichen Etablierung an, die vor allem auf den klassischen Konzeptionen basiert. Er ist jedoch nicht (mehr) geeignet, gemeinsames Wohnen in *allen* Ausprägungen zu beschreiben. Im Folgenden soll die Begründung dieser Aussage näher erläutert werden.

### **„Residenzgemeinschaft“ als Ergänzung des Haushaltsbegriffs**

Im Zuge der Zweiten Moderne kommt es zu einer Ausdifferenzierung von Lebens-, Wohn- und Wirtschaftsstilen und somit entwickelt sich auch im Rahmen der Multilokalität, wie die beiden Beispiele gezeigt haben, eine Reihe weiterer Typen von Arrangements des gemeinsamen Wohnens, die den klassischen Kriterien des Haushaltes kaum oder gar nicht mehr entsprechen. Den Begriff Haushalt auf Lebens- und Wohngemein-



schaften anzuwenden, die diesen Kriterien nicht entsprechen, wird im Rahmen meiner Studie daher abgelehnt. Dennoch spielen solche Formen gemeinschaftlichen Lebens im Zusammenhang mit Multilokalität eine wichtige Rolle. Wie die Interviews des Pretests belegen, entstehen multilokale Arrangements keineswegs immer aus einem Haushalt, der sich auf mehrere Wohnstandorte aufteilt. Vielmehr scheinen die ersten Ergebnisse der Studie zu zeigen, dass es häufig andere Entstehungszusammenhänge gibt, die aber doch immer durch den Wunsch getragen sind, in Gemeinschaft zu leben. Der Fall des multilokalen Vaters aus Karlsruhe demonstriert, dass multilokale Wohnarrangements auch durch die Auflösung eines Haushaltes initiiert werden können. Die empirischen Erfahrungen deuten auf große Veränderungen in der Struktur des gemeinsamen Wohnens hin.

Ich möchte deshalb den Begriff der „Residenzgemeinschaft“ als zusätzliche Option präsentieren. Dadurch muss der Begriff des Haushaltes, der nach wie vor eine wichtige gesellschaftliche Rolle spielt, nicht sinnentleerend umdefiniert werden, um auf alle Formen gemeinsamen Wohnens anwendbar zu sein. Die Residenzgemeinschaft dient also in meiner Studie zum einen als terminologisches Werkzeug zur Untersuchung multilokaler Arrangements. Zum anderen soll durch die Einführung eines neuen Begriffes den Veränderungen in der Struktur gemeinschaftlicher Wohnarrangements Rechnung getragen werden. Ohne diese Veränderungen wäre eine neue untersuchungsmethodische Herangehensweise eben nicht notwendig. Unter Residenzgemeinschaften werden alle privaten Formen gemeinsamen Wohnens verstanden, die regelmäßig und/oder auf Dauer angelegt sind und innerhalb derer ein Teil der Bewältigung des Alltages der Mitglieder abläuft. Der Begriff der Residenzgemeinschaft soll dabei als Oberbegriff interpretiert werden, der auch den Haushalt miteinschließt.

Die Analyse multilokaler Arrangements wird in meiner Studie also von Residenzgemeinschaften mit multilokalen Mitgliedern ausgehen. Erst in einem weiteren Schritt soll die Frage geklärt werden, bei welchen Residenzgemeinschaften von einer Form des Zusammenlebens gesprochen werden kann, die nach den klassischen Kriterien als Haushalt zu bezeichnen ist. Grundsätzlich sind bei der Untersuchung von Residenzgemeinschaften folgende Fragen von Interesse: Welche Rolle spielen Residenzgemeinschaften im Zusammenhang mit multilokalem Leben? Inwieweit sind sie an der multi-

lokalen Lebensweise beteiligt? Welche Bedeutung haben Residenzgemeinschaften für multilokale Akteure? Wie waren sie an der Entscheidung zur Multilokalität beteiligt? Wie sind sie entstanden, wer wohnt zusammen, in welcher wirtschaftlichen und sozialen Beziehung stehen die gemeinsam wohnenden Akteure zueinander, also welche Erscheinungsformen können Residenzgemeinschaften haben? Wie könnten diese eventuell bezeichnet werden? Welche zeitliche Dauer haben Residenzgemeinschaften in multilokalen Zusammenhängen? Welche gemeinsamen Zukunftsplanungen teilen die Mitglieder? Bei welchen Residenzgemeinschaften kann von einem gemeinsamen Haushalt gesprochen werden und, in diesem Zusammenhang, wie entwickeln sich Residenzgemeinschaften, die nicht oder noch nicht den Kriterien von Haushaltsgemeinschaften entsprechen, unter multilokalen Bedingungen? Befinden sie sich in einem Übergangsstadium zu einer Haushaltsgemeinschaft oder haben sie den Übergang bereits vollzogen? Können also vormals lockere Formen residenzieller Gemeinschaften zu Haushalten werden oder ist es auch möglich, dass sich vormals gemeinsame Haushalte durch den Beginn einer multilokalen Lebensweise zu Wohnformen entwickeln, die durch geringere Sorgebereitschaft und durch weniger gemeinsames Wirtschaften gekennzeichnet sind? Weiterführende Themen zu Residenzgemeinschaften multilokaler Akteure wären z.B. die Untersuchung von Netzwerken, die durch Residenzgemeinschaften entstehen. Werden Residenzgemeinschaften über einen oder mehrere multilokale Akteure, die ihnen angehören, miteinander vernetzt? Wie sehen solche Vernetzungen aus? Welche klassischen Haushaltsfunktionen<sup>2</sup> werden in Residenzgemeinschaften übernommen? Werden sie von den multilokalen Akteuren auf verschiedene Residenzgemeinschaften verteilt?

Mit den angeführten Überlegungen soll also der Blick vom Haushalt als allumfassende Analyseeinheit für gemeinsames Wohnen auf die Residenzgemeinschaft gelenkt werden. Gesellschaftliche Realitäten verändern sich und können mit den tradierten Begriffen nicht mehr angemessen abgebildet werden. Die Wahrnehmung und Nutzung einer Kategorie „Residenzgemeinschaft“ als Oberbegriff für Formen gemeinsamen Wohnens

---

<sup>2</sup> Nach Petzold (2007, S. 5) können die allgemeinen Haushaltsfunktionen, die ganz oder teilweise Bestandteile der unterschiedlichen Definitionen sind, in der Gemeinschaft des Konsums, der Produktion, des Wohnens, des Schutzes, der Sozialisation, der Vermittlung von Positionen und Berufen, der kulturellen Aktivitäten und der Intimsphäre gesehen werden.

dient der Erfassung der Breite der heute beobachtbaren Formen des Zusammenlebens, die gerade auch im Zusammenhang mit Multilokalität als gesellschaftliche Mikrophenomene entstanden sind. Dementsprechend soll der Begriff auf soziale Veränderungen aufmerksam machen, die im Zuge multilokaler Lebensentwürfe und eventuell darüber hinaus im Gange sind. Dass das Wohnen in Gemeinschaft immer häufiger nicht mehr in Strukturen von Haushalten erfolgt, aber sich dennoch als wichtige Alltagspraxis erweist, deutet eben auf gesellschaftliche Umbrüche hin, die sich in einem derart enormen Maße vollziehen, dass sie die vorherrschenden Strukturen und Erklärungsmuster sprengen. Es liegt nahe, dass die gängigen Begriffe und Analyseeinheiten nicht mehr ausreichen, um die entstehende Vielfalt der sozialen Welt adäquat zu erfassen. Die Propagierung einer neuen Begrifflichkeit „Residenzgemeinschaft“ dient dazu, die Erforschung der Multilokalität methodisch zu erweitern und gleichzeitig zu vereinfachen. Als Untersuchungseinheit und – im Gegensatz zum Haushalt – inhaltlich unbesetzte Beschreibungskategorie erlaubt sie methodisch eine offeneren Herangehensweise zur Erforschung der Veränderungen des gemeinsamen Wohnens, als dies über den Haushaltsbegriff möglich ist.

In der sozialwissenschaftlichen Literatur über Haushalte wird immer wieder darauf hingewiesen, dass die amtlichen Statistiken längst nicht mehr geeignet sind, neue Formen des Zusammenlebens mit ihren Begriffen zu erfassen (vgl. dazu Neubauer, 1993, S. 194; Russel, 1993, S. 756; Spiegel, 1986). Aber auch die Sozialforschung kann und sollte sich kritisch mit den Begriffen und Untersuchungswerkzeugen, die ihr zur Verfügung stehen, auseinandersetzen und sie auf ihre Anwendbarkeit in der sich verändernden Sozialwelt überprüfen. Die in den Sozialwissenschaften verwendeten idealtypischen Begriffe stellen ja einen Versuch dar, die Wirklichkeit angemessen darzustellen, wenn auch untersuchungstechnisch vereinfacht. Und sie geben die vorherrschenden Überzeugungen von der Beschaffenheit sozialer Phänomene wider. Die Verwendung idealtypischer Konzepte aber, insbesondere wenn diese nicht mehr zeitgemäß sind, birgt immer auch die Gefahr einer Beeinflussung der Forschung (Neubauer, 1993, S. 194). So besteht bei der Verwendung klassischer Haushaltskonzepte im Zusammenhang mit multilokalen Wohnkonstellationen das Risiko, dass gemeinschaftliche Wohnarrangements, die für die Akteure eventuell von großer Bedeutung sind,

aber nicht als Haushalt betrachtet werden, ungenügend berücksichtigt zu werden. Ebenso ergibt sich sicherlich das bereits angesprochene Problem einer zu weiten Auslegung des Haushaltsbegriffs. Handelt es sich unter den gegebenen Umständen weiterhin um eine forschungspragmatische und zweckdienliche Vorgehensweise, lediglich den Begriff des Haushaltes zu verwenden, um alle Formen gemeinsamen Wohnens in ihrer Breite und Bedeutung zu bezeichnen? Ich halte es für angebrachter, dem Konzept des Haushaltes als Versorgungsgemeinschaft in seiner weiterhin bestehenden gesellschaftlichen Bedeutung Rechnung zu tragen und ihn nicht inhaltsleer auf alle residenziellen Gemeinschaften anzuwenden.

### **III.1.5. DARSTELLUNG DES LEITFADENS**

Die nun anschließende Darstellung des Leitfadens verbindet die Explikation der Kategorien mit der Operationalisierung. Mir schien die vorgestellte Kombination sinnvoll, weil sie detailliert zeigt, wie Erkenntnisinteresse und daraus resultierende Kategorien in der Praxis erfahrbar gemacht wurden. Diese Vorgehensweise ermöglicht eine genaue Nachvollziehbarkeit des wissenschaftlichen Vorgehens. Wie sich in der folgenden Darstellung erkennen lässt, sind viele der gestellten Fragen relevant für die Exploration mehrerer Kategorien, worauf im Einzelfall genau hingewiesen werden soll. Selbstverständlich erhebt die im Folgenden präsentierte Erläuterung keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern stellt die Vorüberlegungen und Vorbereitung der Interviews dar. Natürlich ist es möglich, dass die Beantwortung der Fragen eine Auswertung im Hinblick auf andere Kategorien ermöglichte. Oder dass sich im Verlauf der Gespräche andere Fragen entwickelten, beziehungsweise das Gespräch in eine Richtung lief, die die Preisgabe relevanter Informationen generierte, welche nicht im Einzelnen aufgelistet sind. Die Möglichkeit blieb grundsätzlich bei allen Interviews offen und wurde nicht durch ein striktes Einhalten des Fragenkatalogs behindert, der ja wie der Name sagt, nur als Leitfaden diente. Auch war es nicht immer notwendig, alle Fragen zu stellen, da kurze Erzählstimuli in einigen Interviews schon ausreichten, ausführliche Beschreibungen zu erhalten. Hinzugefügt werden sollte noch, dass ich in Teilen alternative Leitfäden entwarf, wenn bereits vor dem Interview bestimmte Informationen zur Verfügung

standen, z.B., wenn das Interview nur mit dem passiv multilokalen Partner geführt wurde, oder wenn bekannt war, dass der Interviewpartner in einer Wohngemeinschaft oder bei seinen Eltern an einem der Standorte lebt.

## Leitfaden Multilokalität

### Fragen zur Person als Einleitung und zur Erfassung sozialstruktureller Merkmale

Wie alt sind Sie?

Wo sind Sie geboren und aufgewachsen?

Leben Sie in einer Partnerschaft?

Haben Sie Kinder, die mit Ihnen in einem Haushalt leben?

Haben Sie Kinder, die nicht (mehr) in Ihrem Haushalt leben?

Welche schulische Ausbildung haben Sie absolviert?

Welche berufliche Ausbildung haben Sie absolviert?

Wie verlief ihr beruflicher Werdegang? Welche Berufe haben Sie ausgeübt, bzw. üben Sie aus?

### Fragen zur beruflichen Situation

*Die Fragen zur beruflichen Situation mögen an dieser Stelle, zu diesem Zeitpunkt des Interviews, eventuell verfrüht erscheinen. Insbesondere auch, da sie der generellen Vorgehensweise, die mit der retrospektiven Erzählung einsteigt, entgegenstehen. Dennoch haben die Pretests gezeigt, dass die Interviewpartner genau nach den Fragen zum beruflichen Werdegang bereits „mitten im Thema“ waren und diese Informationen oftmals ohne weiteres Nachfragen preisgaben.*

**Wo arbeiten Sie? (nicht das Unternehmen, aber die Branche)**

**Welche berufliche Tätigkeit üben sie derzeit aus? (genaue Bezeichnung)**

*Die anschließende Frage bezieht sich auf die **berufliche Position**. Hilfsfragen bzw. Stichwörter schließen sich an:*

**Was machen Sie da genau (Funktion)? Welche Aufgaben haben Sie?**

- Haben Sie viel Verantwortung?
- Wie selbstständig arbeiten Sie?
- Wem sind Sie Rechenschaft schuldig?
- Sind Sie in einer Führungsposition?

*Diese Frage bezieht sich auf die **berufliche Rolle**, die sich aus der **Position** ergibt.*

**Welche Erwartungen seitens ihrer Mitarbeiter und Vorgesetzten sind mit dieser Position verbunden?**

**Bei Arbeitnehmern in Luxemburg (LU):**

*Diese Fragen dienten dazu, einen Einblick in die Arbeitssituation in LU zu bekommen, um eventuelle Standortofferten zu erfahren. Hier könnten auch Hinweise auf residenzielles Kapital liegen, dass sich durch den meist überdurchschnittlich bezahlten Arbeitsplatz ergibt.*

**Warum haben Sie sich entschieden in LU zu arbeiten?**

**Welche Vorteile bietet LU als Arbeitsplatz?**

**Welche Nachteile bietet LU als Arbeitsplatz?**

**Welche Unterschiede bestehen zwischen dem Arbeiten in Luxemburg und Deutschland?**

*Die kommenden Fragen dienten dazu heraus zu finden, ob der saarländische Dialekt bei der Arbeit in Luxemburg ein Vorteil sein kann, der als **residenzielles Kapital** gesehen werden kann. Da die luxemburgische Sprache und der Dialekt, der im nördlichen und westlichen Saarland gesprochen wird, beide zur moselfränkischen Dialektgruppe gehören und sich sehr ähnlich sind, liegt diese Vermutung nahe.*

**Sprechen Sie einen saarländischen Dialekt?**

**Hatten Sie dadurch Vorteile die luxemburgische Sprache zu verstehen?**

#### **PHASE I**

##### **Retrospektive**

##### **Entscheidung zur und Entwicklung der multilokalen Situation**

*Die nächste Frage diente dazu, herauszufinden, an welchen Orten der Proband lebt. Die weitere Interviewführung wurde dadurch erleichtert, da man statt Wohnort A und B zu sagen, einfach die Wohnorte beim Namen nennen konnte, was zu einer vertrauteren selbstverständlicheren Atmosphäre führte. Das Wissen, an wie vielen Orten der Proband lebt, diente außerdem der Interviewführung. Es wurde dadurch eine Struktur vorgegeben, die eine Einschätzung des Interviewverlaufs ermöglichte. Man wusste, es handelt sich um zwei oder mehr Orte. Der Proband gab dadurch vor, welche Wohnorte er für relevant hält. Dadurch war klar, auf welche Orte er sich in der Interviewführung bezieht.*

**An welchen Orten leben Sie zurzeit?**

*Bei der nächsten Frage wurde der Interviewpartner zunächst gebeten Angaben zu Zweck, Dauer und Verortung der früheren und heutigen Wohnarrangements, beginnend mit der Kindheit, zu machen. Die Frage ist als offene Frage konzipiert und stellt eine Aufforderung dar, die Entwicklung der Lebens- und Wohnsituation bis zur jetzigen multilokalen Situation zu beschreiben. Von dieser Erzählung ausgehend war es dann im Verlauf des Interviews möglich, weitere Fragen zu den für die Studie wichtigen Themenbereichen zu stellen. Diese Themen wurden gegebenenfalls vorgeschlagen oder es wurde genauer nachgehakt, falls ein Thema zwar angesprochen wurde, aber ein tieferer Einblick in die Problematik erwünscht war. Diese konkreten Fragen sind im weiteren Verlauf dieses Leitfadens dargestellt. Wie schon die Pretests zeigten, wurden hier bereits viele der Haupt- und Teildimensionen des multilokalen Wohnens (nach Weichhart, 2009) angesprochen und mehr oder weniger ausführlich erörtert. Die rückblickende Erzählung hatte sich außerdem als guter Einstieg in das Gespräch herausgestellt. Die Frage nach der Entwicklung der Wohnsituation seit der Kindheit sollte im Besonderen dazu dienen, herauszufinden, welche Erfahrungen der Befragte mit multilokalen Arrangements in der eigenen Biographie gesammelt hat, dies für ihn eventuell sogar eine gängige Praxis darstellt, die er bereits aus dem Elternhaus kennt.*

**Wie hat sich Ihre Wohnsituation im Laufe der Zeit bis zur heutigen Lebenssituation an mehreren Orten entwickelt?**

- Bitte beschreiben Sie, wann, mit wem und wo Sie gewohnt haben und heute wohnen. Sie können bereits mit der Kindheit beginnen.
- Haben Sie schon in der Vergangenheit Erfahrungen mit dem Leben an verschiedenen Wohnorten gemacht?

*Es stellte sich heraus, dass es in einigen Fällen zu guten Ergebnissen führte, den Interviewpartner an dieser Stelle um eine Zusammenfassung der **kritischen Standortfaktoren** zu bitten, da die meisten Interviewpartner sich erst nach dem längeren Sprechen und Nachdenken über ihre Entscheidung, sich dieser Faktoren im Einzelnen bewusst werden und sie dann auch benennen können, was zu einem früheren Zeitpunkt des Interviews noch nicht in dieser Klarheit möglich war.*

**Bitte fassen Sie noch einmal für mich zusammen:**

**Welche Gründe sind es, die im Endeffekt die ausschlaggebenden waren, den Wohnort in A zu wählen/ nicht aufzugeben?**

**Welche Gründe sind im Endeffekt die ausschlaggebenden gewesen, den Wohnort in B nicht aufzugeben /zu wählen?**



**PHASE II:****Gegenwärtige Lebenssituation**

*Die ersten Fragekomplexe der zweiten Interviewphase beinhalten Fragen zu wohnsitzspezifischen Sachverhalten und sind daher nach Wohnsitzen getrennt. Da sich beim Wohnort am Arbeitsplatz einige andere Fragen ergeben als beim vorwiegend in der Freizeit genutzten Wohnsitz und da die Begriffe erster bzw. zweiter Wohnsitz oftmals nur sehr ungenau inhaltlich zu differenzieren sind, erschien es sinnvoll – da es sich bei allen Interviewpartnern, die aktiv multilokal leben, um berufstätige Personen handelt – die Wohnsitze nach deren Hauptorientierung im Handlungskontext zu unterscheiden. Ausgehend von den Ergebnissen der Pretests handelt es sich beim Wohnort am Arbeitsplatz häufig um den neuen Wohnsitz, der zum dem ursprünglichen Wohnsitz hinzukommt. Grundsätzlich erschien es mir wichtig – auch wenn nicht ausdrücklich in jeder Frage vorformuliert – den Interviewpartner aufzufordern, zwischen dem eigentlichen Wohnort und der Umgebung des Wohnortes zu unterscheiden. Ziel ist dabei zwischen der Bindungswirkung des Wohnortes selbst (z.B. das Heimatdorf mit vertrauten Nachbarn o.ä.) und der Wirkung der gesamten vom Probanden als Einheit wahrgenommenen Region zu unterscheiden.*

**WOHNSITZ A (Wohnstandort am Arbeitsplatz)**

*Die folgenden Fragen dienen zur Einschätzung der allgemeinen Lebenssituation am Wohnsitz, an dem sich auch der Arbeitsplatz befindet. Zu wissen, wie viel Zeit der Proband an diesem Wohnsitz und wie viel Zeit davon am Arbeitsplatz verbringt, diene der Einschätzung der **Hauptorientierung am Wohnort**.*

**Welche Tage der Woche (bzw. im Monat/ Jahr) halten Sie sich normalerweise an Wohnstandort A und Umgebung auf?**

**Wie viel Zeit verbringen Sie auf der Arbeit während der Woche?**

*Die folgenden Fragen dienen dazu den Aktionsradius und die Aktionsräume des Probanden einzuschätzen. Die Lage von Wohn- und Arbeitsort und die Entfernung dazwischen, wie viel Zeit deren Überwindung kostet und welche Verkehrsmittel dafür genutzt werden, können Hinweise darauf liefern, in welchem Umfang der Proband die Umgebung des Arbeitsplatzes kennt und nutzt. Welche Bedeutung hat die Wahl des Wohnstandortes für den Akteur? Spielten bei der Wahl des Wohnstandortes in erster Linie praktische Gründe eine Rolle (Nähe zum Arbeitsplatz, Autobahnanbindung, niedrige Mieten) oder andere Gründe, wie z.B. ein angenehmes Wohnumfeld, schöne Wohnung etc.?*

*Ob die Bereitschaft, eine größere Distanz und damit verbunden längere Anfahrtszeiten zum Arbeitsplatz in Kauf zu nehmen zu Gunsten eines als angenehmer empfundenen Wohnumfeldes o.ä. ein Indiz für die Bereitschaft, sich am Ort des Arbeitsplatzes ein Zuhause zu schaffen ist, kann gemutmaßt werden und sollte daher mit folgenden Fragen im Interview erörtert werden.*

**Wo liegen Ihr Wohnsitz und Ihr Arbeitsplatz?**

**Wie groß ist die Entfernung dazwischen?**

**Wie viel Zeit benötigen Sie für Ihren täglichen Weg zu Arbeit?**

**Welche Verkehrsmittel nutzen Sie und warum?**

**Warum haben Sie sich für einen Wohnsitz in dieser Gegend entschieden?**

- Welche Rolle hat dabei die Entfernung zum Arbeitsplatz gespielt?

*Die folgenden Fragen beziehen sich darauf, warum der Proband sich für einen bestimmten Wohnstandort entschieden hat und in welchem Maße er sich aktiv mit der Gestaltung seines Wohnraumes beschäftigt hat. Die Wahl und das Ausmaß der Ausgestaltung der eigenen vier Wände könnten als Indikator für das Ausmaß der Verbundenheit mit dem Wohnort nutzbar zu sein oder als Indikator dafür wie weit der Akteur dazu bereit ist, sich am neuen Ort wohl zu fühlen, sich eine neue Heimat zu schaffen. In diesem Zusammenhang spielt auch die Frage eine Rolle, ob der Proband eventuell selbst Wohnraum am Wohnsitz erworben hat. Die folgenden Fragen sollten der Exploration dieser Thematik dienen. Außerdem kann das Ausmaß des Engagements für den Wohnraum an Ort im Vergleich zu Ort B ein Indikator dafür sein, welcher der Wohnsitze der **privilegierte Wohnsitz** des Interviewpartners ist..*

**Warum haben Sie sich für diese Wohnung/Haus/Behausung entschieden?**

**Sind Sie Mieter oder Eigentümer?**

- Untermiete
- Sonstiges

**Warum haben Sie Wohneigentum erworben?**

**Wie haben Sie das finanziert?**

**Haben Sie diese Wohnung/Haus selbst eingerichtet und dekoriert?**

**Was machen Sie an Renovierungs- und Wartungsarbeiten (auch Garten und Innengestaltung) in Ihrem Haus/Wohnung?**

- Was machen Sie selbst und was lassen sie machen?
- Wie wichtig ist Ihnen das?

*Die folgende Frage nach den Einkaufsgewohnheiten zielten auf die Einschätzung der **Aktionsräume** des Probanden/der Probandin ab.*

**Wie oft und wo erledigen Sie Ihre Einkäufe (Dinge des täglichen Gebrauchs aber auch seltenere Einkäufe z.B. Kleidung)?**

**Hobbies/Freizeitbeschäftigungen:**

*Die Besprechung der Freizeitgestaltung der Probanden diene mehreren Zielen. Zum Einen lassen sich die **Aktionsräume** der Probanden einschätzen, ebenso werden durch die Mitgliedschaft in Vereinen oder anderen Gruppen **Gruppenzugehörigkeiten und soziale Interaktionen** angesprochen. Außerdem dient die Frage nach Hobbies und Freizeitbeschäftigungen am Wohnort dazu, herauszufinden, inwieweit der Wohnort angenommen und genutzt wird als Ort, wo viele Bereiche des Lebens des Probanden stattfinden, also nicht nur Arbeit sondern auch Freizeit, soziales Leben, persönliche Entfaltung. Dem geht die Annahme voraus, dass ein Wohnort, der auch für eine aktive Freizeitgestaltung genutzt wird, ein Ort ist, an dem der Proband sich zu Hause fühlt und den er nicht nur als Ort des Arbeitens betrachtet. Diese Informationen sollten später im Vergleich mit Wohnort B auch dazu genutzt werden, den **Privilegierten Wohnsitz** zu bestimmen.*

**Was machen Sie in Ihrer Freizeit? Haben Sie Hobbies? Welche?**

**Was machen sie sonst gerne in Ihrer Freizeit?**

**Welchen Hobbies oder Freizeitbeschäftigungen gehen Sie an Wohnort A nach? Bitte erzählen Sie etwas darüber!**

- Wie viel Zeit verbringen Sie in der Woche mit ihren Hobbies?
- Wie weit sind die Orte, an denen Sie Ihren Hobbies nachgehen, von Ihrer Wohnung entfernt?
- Welche Bedeutung haben diese Hobbies für Sie?
- Wie sind Sie dazu gekommen?
- Haben Sie das schon gemacht, bevor Sie nach Wohnort A kamen?

**Freunde / Bekannte**

*Die Frage nach Freunden und Bekannten, insbesondere nach den besten Freunden und Bekannten und Verwandten diene mehreren Zielen. Zunächst lassen sich **soziale Interaktionen und Gruppenzugehörigkeiten** erfragen*

Möglicherweise war die Anwesenheit von Freunden und Bekannten ein Grund dafür, sich für den Wohnsitz A zu entscheiden. In diesem Zusammenhang können auch Hinweise auf den **privilegierten Wohnsitz** gefunden werden. Leben viele gute Freunde und Bekannte und Familienangehörige am Ort, hat der Interviewpartner starke soziale Bindungen an den Ort, die schon seit langem bestehen, so kann das sicher ein Grund gewesen sein, den Ort gewählt zu haben, bzw. ihn nicht aufgeben zu wollen (**Bindungswirkungen des Ortes/Standortofferten**). Oder haben sich diese Beziehungen erst entwickelt, nachdem er sich an Wohnsitz A niedergelassen hat, was wiederum ein Indiz dafür sein könnte, dass der Interviewpartner den Wohnsitz auch emotional als Lebensmittelpunkt betrachtet und sich darauf eingelassen hat. In diesem Zusammenhang ist es auch interessant zu erfahren, ob er diese Freunde und Bekannten von der Arbeit kennt oder von anderen Begegnungen her.

### Wie viele Ihrer 5 besten Freunde und Bekannten wohnen an Standort A und Umgebung?

- Wie und wo haben Sie diese jeweils kennengelernt?
- Falls man sich bereits vorher kannte: War das ein Grund, her zu kommen?
- Wohnen ihre Freunde im selben Ort / Stadtteil?
- Wie oft sehen Sie sich außerhalb Arbeit / Hobby etc.?
- Wo treffen sie sich? Zu Hause auch?

### Haben Sie Freunde / gute Bekannte an Wohnsitz A und der Umgebung?

- Wie viele sind das ungefähr?
- Wo und wie haben Sie diese Personen kennengelernt?
- Falls man sich bereits vorher kannte: War das ein Grund, her zu kommen?
- Mit wie vielen von diesen Personen treffen sie sich regelmäßig auch außerhalb der Arbeit / Hobby / Verein?
- Wie weit entfernt wohnen ihre Freunde/Bekannten entfernt von ihrer Wohnung? Im selben Ort?
- Wo trifft man sich? Zu Hause auch?
- Zu welchem Zweck trifft man sich?

### Haben Sie Familie/Verwandte an Standort A und der Umgebung?

- In welchem verwandtschaftlichen Verhältnis stehen Sie zueinander
- Wie weit entfernt wohnen ihre Verwandten von Ihnen? Im selben Ort?
- Wie oft sehen sie ihre Verwandten?
- Wo trifft man sich normalerweise?
- War die Anwesenheit von Familienmitgliedern in der Umgebung eventuell auch ein Grund, einen Wohnort an Standort A zu wählen?

*Das Verhältnis zu den Nachbarn wird als Indikator für das Maß an Integration am Wohnort betrachtet.*

**Wie würden Sie das Verhältnis zu Ihren Nachbarn beschreiben?**

- Haben Sie engeren Kontakt zu den Nachbarn?
- Hilft man sich gegenseitig? In welchen Situationen?
- Wie wirkt sich das Verhältnis zu den Nachbarn auf Ihr Wohlbefinden an Wohnort A aus?

**Attraktivität des Wohnumfeldes**

*Die folgenden Fragen nach der Attraktivität des Wohnumfeldes beziehen sich auf **Standortofferten** und **Bindungswirkungen des Wohnsitzes**.*

**Was schätzen Sie an Wohnort A und an der Umgebung?** *Geg. Nachhaken:* Was schätzen Sie besonders am Wohnort selbst?

- Welche Vorteile/Möglichkeiten bietet Wohnort A selbst?
- Wo liegen die Nachteile?
- Welche Vorteile sehen Sie durch das Leben in der Region und Umgebung des Wohnortes A?
- Wo liegen die Nachteile?

*Hier wurde gegebenenfalls zwischen Wohnort und Umgebung genauer differenziert.*

**Fühlen Sie sich mit dem Ort, an dem Sie leben (Stadtteil /Kiez bei größeren Städten) vertraut?**

- Was bedeutet das für Sie?
- Wie hat sich dieses Gefühl der Verbundenheit entwickelt
- Sind Sie glücklich darüber, in Wohnort A und Umgebung zu leben bzw. von dort zu stammen? Warum oder warum nicht?

*Wie nimmt der Interviewpartner das weitere Wohnumfeld wahr? Auf welchen räumlichen Ausschnitt beziehen sich Gefühle der Verbundenheit zum Wohnort? Im Hintergrund steht bei der nächsten Frage die Überlegung, dass je größer die Vertrautheit des Interviewpartners auch mit der weiteren Umgebung ist, desto stärker ist das Verbundenheitsgefühl. Das Gefühl der Verbundenheit kann mehrere Ursachen haben, die sich vermutlich bei unterschiedlichen Personen unterscheiden. Grundsätzlich ging ich von einem Unterschied der Verbundenheit, die sich durch bewusste Wahrnehmung und Erkundung entwickelt und der Verbundenheit, die sich durch das eher unreflektierte Zugehörigkeitsgefühl zur Kindheimat*

**Fühlen Sie sich mit der Region (bzw. größere Stadt) vertraut?**

- Sind Sie glücklich darüber, in dieser Region (Stadt) zu leben bzw. bzw. von dort zu stammen? Warum oder warum nicht?
- Was bedeutet das für Sie?
- Was bedeutet Region in diesem Fall für sie (räumliche Ausdehnung)?
- Wieso hat sich dieses Gefühl der Verbundenheit entwickelt?
- Sind Sie glücklich darüber, in dieser Region (Stadt) zu leben bzw. bzw. von dort zu stammen? Warum oder warum nicht?

*Mit den folgenden Fragen sollten verschiedene Dimensionen näher beleuchtet werden: Gruppenzugehörigkeiten, soziale Interaktionen, Bindungswirkungen des Wohnsitzes (im Sinne von **Standortofferten** und **Verbundenheit mit dem Wohnort** über soziale Beziehungen) und **residenzielles Kapital**.*

**Fühlen Sie sich als Mitglied der Gemeinde bzw. der Gemeinschaft des Wohnortes?**

- Kennen sie viele Leute am Ort?
- Engagieren Sie sich in der Gemeinde? Wodurch?
- Engagieren Sie sich in einer anderen Gemeinde?
- Engagieren Sie sich in irgendeiner anderen Einrichtung die dem Allgemeinwohl der Menschen ihrer Umgebung dient? (z.B. Feuerwehr, Stadtteilgruppen, etc.)

**Gibt es (noch) etwas (anderes), das Sie an den Ort bzw. die Umgebung bindet?**

*Die folgende Frage zielte darauf ab, den Unterschied zwischen dem Ort des Wohnsitzes und der Umgebung noch einmal herauszuarbeiten. Fühlt der Interviewpartner sich nur mit dem unmittelbaren Wohnumfeld vertraut oder bezieht er die gesamte Region/Umgebung mit ein. Hier steht die Vorstellung im Hintergrund, dass raumbezogene Bindungsgefühle dann besonders stark ausgeprägt sind, wenn sie sich nicht nur auf die unmittelbare Umgebung der Wohnung, sondern auf die weiträumigere Umgebung bzw. die vom Akteur als zusammenhängende räumliche Einheit (Region) wahrgenommenen Raumausschnitt beziehen.*

**Macht es für Sie einen Unterschied, ob sie genau in diesem Ort bzw. Stadtteil leben oder sonst irgendwo in dieser Region/ oder Umgebung leben? Warum ist das so?**

- Könnten Sie sich vorstellen, in einem anderen Ort /anderes Viertel in der Umgebung zu leben?

*Wenn in erster Linie die Region wichtig ist, dann:*

- Gibt einen anderen Ort z.B. eine größere Stadt, die Sie als Ihren räumlichen Lebensmittelpunkt betrachten? Aus welchen Gründen?

#### **WOHNSITZ B (Freizeitwohnsitz)**

*Für den Wohnsitz B, den Freizeitwohnsitz, sind überwiegend die gleichen Fragen von Interesse wie für den Wohnsitz A. Es fallen daher die Fragen zum Arbeitsplatz weg. Außerdem fallen bei der Darstellung der Fragen an dieser Stelle Erläuterungen sowie Unterpunkte weg, die bei WOHNSTZ A ausführlich nachzulesen sind.*

**Wie oft halten Sie sich an Wohnort B und Umgebung auf im Jahr?**

**Welche Wochentage?**

**In welchen Abständen suchen sie Wohnort B und Umgebung auf?**

**Wie viel Zeit in der Woche bzw. auch im Jahr verbringen Sie an Wohnort B und Umgebung?**

**Macht es für Sie einen Unterschied, ob sie genau in diesem Ort bzw. Stadtteil leben oder sonst irgendwo in dieser Region / oder Umgebung leben? Warum ist das so?**

**Gibt einen anderen Ort z.B. eine größere Stadt, die Sie als Ihren räumlichen Lebensmittelpunkt betrachten? Aus welchen Gründen?**

#### **Wohnverhältnisse**

**Wohnen Sie in einem Haus oder einer Wohnung?**

**Sind Sie Mieter oder Eigentümer?**

**Warum haben Sie an Wohnort A Wohneigentum erworben?**

**Wie haben Sie das finanziert?**

**Seit wann haben Sie ihre Wohnung / Haus?**

**Welche Rolle hat die Tatsache, dass sie ein Haus/Wohnung haben bei der Entscheidung zu einer multilokalen Lebensweise gespielt?**

#### **Wohnung / Haus**

**Warum haben Sie sich für diese Wohnung/Haus entschieden?**

**Haben Sie diese Wohnung/Haus selbst eingerichtet und dekoriert?**

**Wie wichtig war Ihnen die Einrichtung und Dekoration Ihres Zuhauses?**

### Hausarbeit

Was fällt an Hausarbeiten an, an Renovierungs- und Heimwerkerarbeiten an? Was übernehmen Sie da?

Wie oft und wo erledigen Sie Ihre Einkäufe (Dinge des täglichen Gebrauchs aber auch seltenere Einkäufe z.B. Kleidung)?

### Hobbies / Freizeitbeschäftigungen:

Welchen Hobbies oder Freizeitbeschäftigungen gehen Sie an Wohnort B nach? Bitte erzählen Sie etwas darüber!

Welchen Freizeitbeschäftigungen gehen Sie sonst nach am Standort B und Umgebung?

Inwieweit hatte das Vorhandensein von Hobbies und anderen ortsspezifischen Freizeitaktivitäten einen Einfluss auf die Entscheidung gehabt, Wohnstandort B nicht zu verlassen bzw. zu wählen?

### Freunde / Bekannte

Wie viele Ihrer fünf besten Freunde und Bekannten wohnen an Standort B und Umgebung?

Haben Sie (weitere) Freunde / gute Bekannte an Standort B und der Umgebung?

Haben Sie Familie / Verwandte an Standort B und der Umgebung?

Wie würden Sie das Verhältnis zu Ihren Nachbarn beschreiben?

Wie wirkt sich die Anwesenheit von Freunden / Bekannten / Verwandten an Wohnort B und Umgebung auf ihr Wohlbefinden aus?

Inwieweit hatte die Anwesenheit von Freunden und Bekannten einen Einfluss auf die Entscheidung, den Wohnort B zu wählen, bzw. nicht zu verlassen

### Attraktivität des Wohnumfeldes

Was schätzen Sie an Wohnort B und an der Umgebung?

Fühlen Sie sich mit dem Ort, an dem Sie leben (Stadtteil / Kiez bei größeren Städten) vertraut? Inwiefern?

*Fühlen Sie sich mit der Region (bzw. größere Stadt) vertraut? Inwiefern?*

Sind Sie glücklich darüber, in Wohnort B und Umgebung zu leben bzw. von dort zu stammen? Warum oder warum nicht?

Sind Sie glücklich darüber, in dieser Region (Stadt) zu leben bzw. von dort zu stammen? Warum oder warum nicht?



*Zu welchem der Wohnsitze besteht die stärkere Bindung?*

**Auf welchen ihrer Wohnsitze würden Sie eher als Wohnsitz verzichten oder auf keinen Fall, wenn sich die äußeren Umstände verändern würden? Warum?**

**MITGLIEDER (Residenzgemeinschaft / Haushalt)**

*Ziel der Befragung war es die Haushaltsmitglieder, die bei der Entscheidung zu einer multilokalen Lebensweise beteiligt sind, ebenfalls zu befragen. Da es sich dabei in den meisten Fällen um den Partner/ die Partnerin handelt, fällt die Befragung des aktiv multilokal lebenden Akteurs zu den Teildimensionen multilokalen Lebens, die den Partner betreffen kurz aus. Diese Fragen dienen auch als Sicherheit, falls der Partner doch nicht zu einem Interview bereit ist. Natürlich sind neben einem Partner andere Haushaltsmitgliederkonstellationen denkbar, die für die Entscheidung zu einer multilokalen Lebensführung beigetragen haben (z.B. Eltern).*

**Inwiefern hat ihr Partner / ihre Partnerin die Entscheidung zur jetzigen Wohnsituation beeinflusst?**

**Partner**

*Die folgenden Fragen dienen dazu, die Lebensumstände der anderen Haushaltsmitglieder zu evaluieren. Diese Entscheidung zu einer multilokalen Lebensführung hängt natürlich von den Lebensumständen der anderen Haushaltsmitglieder in großem Maße ab. Welches Interesse haben diese daran einen Wohnort nicht aufzugeben?*

**Aktionsräume, Positions- und Rollensets, Statuspositionen, Gruppenzugehörigkeiten, soziale Interaktionen:**

**Welchen Beruf übt ihr/e PartnerIn aus?**

**Wo liegt ihr / sein Arbeitsplatz?**

**Vollzeit / Teilzeit? Wie viele Stunden in der Woche?**

**Welche Stellung nimmt er / sie im Berufsleben ein?**

*An dieser Stelle kann die Frage nach den kritischen Standortofferten bzw. den allgemeinen Standortofferten aus Sicht auf den Partner genauer betrachtet werden.*

**Welche Bedeutung hat Ihrer Meinung der Beruf Ihrer/s Partnerin / Partners für sie?**

**Welche Bedeutung hat der Beruf ihres Partners / ihrer Partnerin für die Entscheidung zu einer multilokalen Lebensweise?**

- Welche Rolle haben finanzielle Aspekte dabei gespielt?

Wie gestaltet sich der übrige Alltag für ihre/n PartnerIn?

Welchen Hobbies / Freizeitbeschäftigungen geht ihr Partner / ihre Partnerin nach?

Welche Bedeutung haben die Hobbies im Leben ihres Partners / ihrer Partnerin ihrer Meinung nach?

Wie gestaltet sich sein / ihr Freundeskreis, Familie und Bekanntenkreis am Ort bzw. der Umgebung des Wohnortes?

Welche Bedeutung haben Freunde/ Bekannte / Verwandte, die am Wohnort/-region leben für Ihren Partner / Ihre Partnerin?

*Standortofferten, kritische Standortofferten :*

Welche Rolle spielen diese Bindungen ihres Partner / ihrer Partnerin für die Entscheidung diesen Wohnort (Region) als Wohnstandort gewählt zu haben?

Ist der Ort, an dem sie gemeinsam leben der Herkunftsort ihres Partners / ihrer Partnerin oder liegt er in der Herkunftsregion ihres Partners / ihrer Partnerin?

Ist das auch ein Grund dafür, diesen Ort als Wohnort gewählt zu haben bzw. diesen Ort nicht zu verlassen?

Welche Gründe hatte ihr Partner / ihre Partnerin, diesen Ort / diese Region als Wohnort zu bevorzugen?

*Aushandlungsprozesse zur multilokalen Lebensweise:*

Welche Bedeutung haben Freunde / Bekannte / Verwandte, die am Wohnort/-region leben für Ihren Partner / Ihre Partnerin?

*Standortofferten, kritische Standortofferten :*

Welche Rolle spielen diese Bindungen ihres Partner / ihrer Partnerin für die Entscheidung diesen Wohnort (Region) als Wohnstandort gewählt zu haben?

Ist der Ort, an dem sie gemeinsam leben der Herkunftsort ihres Partners / ihrer Partnerin oder liegt er in der Herkunftsregion ihres Partners / ihrer Partnerin?

Ist das auch ein Grund dafür, diesen Ort als Wohnort gewählt zu haben bzw. diesen Ort nicht zu verlassen?

Welche Gründe hatte ihr Partner / ihre Partnerin, diesen Ort / diese Region als Wohnort zu bevorzugen?

***Aushandlungsprozesse zur multilokalen Lebensweise:***

**Inwiefern hat ihr Partner / ihre Partnerin die Entscheidung zur jetzigen Wohnsituation beeinflusst?**

**Kinder**

**In welchem Alter befinden sich Ihre Kinder?**

**Befinden sich Ihre Kinder in Ausbildung?**

- Welche Schule / Ausbildung?
- Wo gehen sie zur Schule / Kindergarten / Ausbildungsplatz?
- Wie weit ist das jeweils von der Wohnung entfernt?

**Wie gestaltet sich der Alltag ihrer Kinder?**

**Welche Hobbies / Freizeitbeschäftigungen haben Ihre Kinder?**

**Wo? Wie oft?**

**Welche Bedeutung haben diese Hobbies für Ihre Kinder?**

**Wo? Wie oft?**

**Welche Bedeutung haben diese Hobbies für Ihre Kinder?**

**Haben Ihre Kinder sie bei der Entscheidung zu der multilokalen Situation beeinflusst? Inwiefern?**

**Zahlen Sie Unterhalt an Kinder, die nicht mehr bei Ihnen leben?**

**ENTWICKLUNG DER RESIDENZGEMEINSCHAFT UND HAUSHALTSFÜHRUNG (auf die einzelnen Wohnstandorte bezogen)**

**Wohngemeinschaft**

*Ab wann bei Residenzgemeinschaften von einem im Sinne dieser Untersuchung „gemeinsamen Haushalt“ gesprochen werden kann ist von mehreren Faktoren abhängig. Welche Beweggründe haben den Probanden motiviert, in einer WG zu leben. Hat das vorwiegend praktische Gründe (z.B. finanzieller Natur), oder spielten soziale Aspekte hier eine Rolle? Ein wichtiges Kriterium ist hierbei die Beziehung der WG-Mitglieder zueinander. Handelt es sich um eine freundschaftliche Beziehung (operationalisiert als „gemeinsame Aktivitäten“ „sich als befreundet bezeichnen“, „Verantwortung für einander übernehmen“) kann eventuell vermutet werden, dass es sich bei der Wohngemeinschaft um einen gemeinsamen Haushalt handelt. Ebenso spielt die Frage ein Rolle, inwieweit von gemeinsamer Haushaltsführung sprechen kann, inwieweit Verantwortung im Haushalt geteilt wird, hier operationalisiert als gemeinsame Mietverhältnisse, Ausmaß der Kostenteilung.*

**Aus welchen Gründen leben Sie in einer WG?**

**Wie viele Personen leben mit Ihnen zusammen?**

**In welcher Beziehung stehen Sie zu Ihren Mitbewohnern?**

- Warum sind Sie zusammengezogen?
- Kannten Sie sich schon vorher?
- Würden Sie sich als befreundet bezeichnen?
- Gibt es gemeinsame Unternehmungen / Freizeitgestaltung?
- Würden Sie wieder mit Ihrem jetzigen Mitbewohnern zusammenziehen, wenn sich die Situation verändern würde?
- Sagt man sich gegenseitig Bescheid, wenn man länger wegbleibt?

**Wie sind die Eigentums- bzw. Mietverhältnisse? Hat jeder seinen eigenen Mietvertrag oder wurde die Wohnung gemeinsam gemietet? Oder besteht ein Haupt- bzw. Untermieterverhältnis?**

**Welche Kosten werden geteilt?**

**Gibt es in der Wohnung Gemeinschaftsräume? Welche? Wofür werden Sie genutzt?**

**Würden Sie sich wieder eine neue Wohngemeinschaft suchen, wenn sich diese auflösen sollte?**

**Bei den Eltern lebend**

**Aus welchen Gründen leben Sie bei den Eltern?**

**Wie sieht ihr Wohnbereich aus?**

- Getrennter Wohnbereich mit Bad / Küche
- Eigenes Zimmer
- Eigene Wohnung im Haus

**Wie sieht das Zusammenleben mit den Eltern aus?**

- Kaufen Sie gemeinsam ein oder getrennt?
- Essen Sie gemeinsam?
- Wer kocht?
- Übernehmen Sie Aufgaben im Haushalt? Wenn ja, welche?
- Zahlen Sie Miete oder beteiligen Sie sich in einer anderen Weise an den Haushaltsausgaben?
- Sind Ihre Eltern auf Ihre Mithilfe bei bestimmten Dingen angewiesen?

**Sind Sie beteiligt an den Entscheidungen, die den Haushalt betreffen?**

- In welchem Maße?
- Bei welchen Entscheidungen? (z.B. Renovierungen, Umbauten, Anschaffungen)

**Handelt es sich um das Haus, in dem Sie aufgewachsen sind?**

**Werden Sie das Haus erben? Inwiefern beeinflusst das ihre Einflussnahme auf Entscheidungen im Haushalt?**

**Mit dem Partner lebend**

*Hier lassen sich von den Pretests ausgehend bisher zwei unterschiedliche Wohnsituationen feststellen, für deren Erfassung unterschiedlich angepasst Fragekomplexe entwickelt wurden. Zum Einen handelt es sich um Paare, die bereits einen gemeinsamen Haushalt geführt haben, bevor die multilokale Situation eintritt. Einer oder auch beide Partner, wie in einem Fall, nutzen dann weitere Unterkünfte an anderen Orten (meist am Ort des Arbeitsplatzes), der bereits bestehende Haushalt bleibt bestehen. Fragen zur Entwicklung von Paarhaushalten mit diesem Hintergrund werden im Folgenden dargestellt.*

**Seit wann leben Sie mit ihrem Partner / ihrer Partnerin zusammen?**

**Welche Behausung? Wohnung oder Haus?**

- Miete oder Eigenheim, im Haus der Eltern usw.?

**Was hat sich im Laufe der Zeit daran geändert? Bitte beschreiben Sie die einzelnen Etappen oder Stationen der Entwicklung des gemeinsamen Haushalts bis zur heutigen Situation.**

**Mieten Sie die Wohnung/Haus etc. gemeinsam?**

- Wer steht im Mietvertrag?
- Wer zahlt die Miete?

*Beziehungsweise...*

**Haben sie Wohneigentum erworben?**

- **Handelt es sich um Ihren gemeinsamen Besitz?**
- **Müssen Sie das Wohneigentum noch abbezahlen?**

*Zum Anderen handelt es sich um gemeinsame Haushalte meist junger Partnerschaften. Hier wohnen die Partner meist nicht „offiziell“ zusammen, sondern ein Partner beginnt mit Eintreten der multilokal Situation regelmäßig im bereits bestehenden Haushalt des anderen „mitzuwohnen“. Um herauszufinden, inwieweit man trotzdem von einem gemeinsamen Haushalt sprechen kann, sind folgende Fragen entworfen worden.*

**Seit wann wohnen Sie gemeinsam?**

**Wurde diese Behausung (Wohnung Haus, etc.) bereits vorher von ihrer/m PartnerIn bewohnt?**

**Wenn ja:**

**Welche Übereinkünfte bzgl. Miete (Raten) oder Nebenkosten haben Sie mit der Partnerin / dem Partner bei Beginn des gemeinsamen Wohnens getroffen?**

**Wird diese Wohnung von Ihnen und Ihrer Partnerin / ihrem Partner als gemeinsame Wohnung empfunden? Oder vielleicht nur von einem von Ihnen?**

- Woran könnte man an dieser Wohnung erkennen, dass es sich um ihre gemeinsame Wohnung (die gemeinsame Wohnung eines Paares handelt? Z.B. gemeinsames großes Bett? Jeder hat seinen Nachttisch? ...
- Haben Sie Ihrem eigenen Bereich in dieser Wohnung? Z.B. eigenen Schrank, Schreibtisch etc.?
- Haben sie Kleidung /Kosmetika und andere persönliche Gegenstände in dieser Wohnung?

**Wie ist die Verantwortung für die Haushaltsausgaben aufgeteilt?**

- Verfügt ihr Partner / ihre Partnerin über ein eigenes Einkommen?
  - Wodurch?
  - In welchem Verhältnis steht das Einkommen ihres Partners / ihrer Partnerin zu Ihrem?

- Führen Sie und Ihr Partner / Ihre Partnerin eine gemeinsame Kasse oder getrennte Kassen? (bezogen auf das gesamte Einkommen)
  - Bei getrennter Kasse:
    - Wie sind die Ausgaben für den Haushalt aufgeteilt und organisiert? Z.B. gemeinsames Haushaltskonto? Wer zahlt was?
  - Bei gemeinsamer Kasse:
    - Wie werden die Haushaltsausgaben organisiert? Z.B.
      - Ist ein bestimmter Teil des Haushaltseinkommens klar als Haushaltsgeld deklariert?
      - Was gehört dazu?
      - Wer kümmert sich worum?
      - Wie wird das Thema „Haushaltsausgaben“ kommuniziert? Was wird besprochen, was nicht?
- Was hat sich im Laufe des Zusammenlebens an der Organisation und Verantwortung für die Haushaltsausgaben verändert?
  - Wodurch waren diese Veränderungen bedingt?
  - Inwieweit hat die multilokale Lebensweise diese Veränderungen mit bedingt?

**Wie ist die Verantwortung für die Haushaltsführung aufgeteilt?**

- Wer ist für welche Aufgaben verantwortlich?
- Was hat sich im Laufe der Zeit an dieser Aufteilung geändert?
- Inwieweit hat die multilokale Lebensweise diese Veränderung mit bedingt?
- Hat Ihr Partner / Ihre Partnerin bestimmte Erwartungen an Sie bezüglich der Hausarbeit, in der gemeinsam verbrachten Zeit?

**TRANSITIONSRAUM**

*Die zwei folgenden Fragen beziehen sich auf das „**Beziehungs- und Familienmanagement**“.*

**Wie gestalten Sie Ihr Familienleben in der Situation der multilokalen Lebensweise?**

- Wie werden Entscheidungen während Phasen der Abwesenheit getroffen?
- Wie beteiligen Sie sich an der Erziehung, wenn sie nicht zu Hause sind?
- Wie gehen Ihre Kinder damit um?
- Können Sie von Ihren Kindern erreicht werden?
- Wenden Ihre Kinder sich an Sie, wenn sie Probleme haben oder wenn es etwas Wichtiges zu erzählen gibt?

- Wie sieht es mit Alltäglichkeiten aus, wenn es nichts Wichtiges gibt? Sind Sie dann auch Ansprechpartner?

**Wie gestalten Sie Ihr Beziehungsleben?**

- Wie oft hören Sie voneinander?
- Welche Rolle spielt das Telefon?
- Wie empfinden Sie die Trennung von Ihrem Partner?

*Die folgenden Fragen beziehen sich auf die **Organisation / Logistik der Transition**:*

**Wie ist ihr alltägliches Leben an Ihren Wohnorten organisiert?**

**Bitte erzählen Sie mir, wie Sie die Fahrt zwischen Ihren Wohnorten abläuft?**

- Wie oft und wann pendeln Sie zwischen Ihren Wohnorten?
- Wie groß ist die Distanz zwischen Ihren Wohnorten?
- Welche Verkehrsmittel benutzen Sie? Warum?
- Worin sehen Sie die Vor- und Nachteile dieser Wahl?
- Würden Sie eventuell lieber ein anderes Verkehrsmittel benutzen? Warum?
- Wie lange brauchen Sie für die Fahrt / Flug, je nachdem...?
- Nutzen Sie die Zeit der Reise? Wenn ja, wie?
- Empfinden Sie die Fahrt als belastend oder eher als positiv?
- Bei PKW:
  - Handelt es sich um ihr eigenes Auto?
  - Haben Sie das Auto zu diesem Zweck gekauft?
- Bei MFG:
  - Warum bieten Sie MFG an?
  - Bieten Sie das regelmäßig an?
  - Haben Sie regelmäßig Mitfahrer?
  - Worin sehen Sie die Vor- und Nachteile bei MFG?

**Wie organisieren Sie das Wechseln zwischen den Wohnorten?**

- Welche „alltäglichen“ Organisationen müssen geleistet werden? z.B. Packen, Wäsche, Organisieren der Fahrt, Akquise der Mitfahrer,
- Gibt es da eine Aufgabenteilung? Wie sieht diese aus? Wer hilft?
- Wie viel Zeit muss dafür eingeplant werden?
- Wie wird dieser organisatorische Aufwand empfunden?



*Die folgenden Fragen beziehen sich auf Kosten und Nutzen der Multilokalität*

**Wie wirkt sich das multilokale Leben finanziell aus?**

- Welcher Teil ihres Haushaltsnettoeinkommens wird für das Leben an verschiedenen Wohnorten verwendet?
- Wofür gibt man Geld aus bei der Lebensweise an mehreren Wohnorten?

**Wie organisieren Sie das Wechseln zwischen den Wohnorten?**

- Welche „alltäglichen“ Organisationen müssen geleistet werden? z.B. Packen, Wäsche, Organisieren der Fahrt, Akquise der Mitfahrer,
- Gibt es da eine Aufgabenteilung? Wie sieht diese aus? Wer hilft?
- Wie viel Zeit muss dafür eingeplant werden?
- Wie wird dieser organisatorische Aufwand empfunden?

*Die folgenden Fragen beziehen sich auf Kosten und Nutzen der Multilokalität*

**Wie wirkt sich das multilokale Leben finanziell aus?**

- Welcher Teil ihres Haushaltsnettoeinkommens wird für das Leben an verschiedenen Wohnorten verwendet?
- Wofür gibt man Geld aus bei der Lebensweise an mehreren Wohnorten?
- Wohnung? Fahrt? Haushaltsgegenstände? Versicherungen? Telefon, Lebensmittel (auswärts essen?)

**Lohnt sich diese Lebensweise nach Abzug der Kosten finanziell für Sie?**

**Phase III: Bewertung und zukünftige Entwicklung**

**Abschluss**

**Wie empfinden Sie die Situation der multilokalen Lebensweise persönlich?**

- Wo liegen die Vorteile?
- Wo liegen die Nachteile?

**Wie wird die Situation von den anderen Personen empfunden und beurteilt, mit denen sie zusammenwohnen?**

- Partner
- Familie
- Freunde

**Haben sich Konflikt innerhalb des Haushaltes / der Familie / der Partnerschaft / im Bekanntenkreis verschärft durch die multilokale Lebenssituation?**

- Worum geht es dabei?
- Wieso wurden diese Konflikte verschärft?
- Wie werden sie gelöst?

**Sind neue Konflikte innerhalb des Haushaltes / der Familie / der Partnerschaft / im Bekanntenkreis durch die multilokale Lebenssituation entstanden?**

- Worum geht es dabei?
- Wird darüber gesprochen?
- Wie werden diese Konflikte gelöst?

**Wie wird Ihre multilokale Lebensweise von Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis beurteilt? Gibt es unterschiedliche Meinungen? Wie sehen diese aus?**

- Haben Sie mit Freunden und Bekannten über Ihre Beweggründe gesprochen?
- Hat man im Bekanntenkreis Verständnis für die Situation?

**Bekommen Sie von Freunden / Bekannten Unterstützung? Wie sieht diese Unterstützung aus? Haben Sie bereits einmal erlebt, dass man Ihnen seitens des Freundes- und Bekanntenkreises Vorwürfe gemacht hat für Ihre Entscheidung? Worin bestehen diese Vorwürfe?**

**Würden Sie selbst die Lebenssituation an verschiedenen Orten als vermeidbar oder unvermeidbar beurteilen?**

**Betrachten die anderen Haushaltsmitglieder diese multilokale Situation ebenfalls als vermeidbar / unvermeidbar / zeitlich befristet?**

**Wie lange haben Sie vor diese Situation aufrecht zu halten?**

- Wie stellen sie sich die Zukunft vor?
- Wo wollen Sie leben?
- Wovon ist die Verwirklichung dieser Pläne abhängig?

**Vielen Dank für das Interview!**

## III. 2. SAMPLEDESIGN UND AUSWERTUNG

### III. 2.1. ZIELGRUPPE

Die Zielgruppe der Studie wurde wie folgt festgelegt: Alle Personen sind berufstätig und leben multilokal, d.h. dass sie mindestens zwei Wohnsitze haben, die sie regelmäßig nutzen. Zusätzlich bestand die Vorgabe, dass nur Akteure befragt werden, deren multilokales Arrangement mindestens einen Wohnsitz im Saarland beinhaltet.

#### *Multilokalität und Berufstätigkeit*

Multilokalität von Berufstätigen ist zwar nicht neu, aber es zeigt sich, dass berufsbezogene Multilokalismen eine quantitative Steigerung erfahren, ein Prozess, der mit der zunehmenden Differenzierung der Gesellschaft und der Arbeitsmärkte in Zusammenhang gebracht werden kann (Reuschke, 2009, S. 31). Vor diesem Hintergrund ist auch die Vermutung zu sehen, dass sich die modernen Entwicklungen der Multilokalität, vor allem in berufsbezogenen oder berufsbedingten multilokalen Strategien zeigen. Daher bestand in dieser Studie die Absicht, ausschließlich berufstätige Personen einzubeziehen, um einen Einblick in deren Motivationen und Begründungszusammenhänge zu erhalten.

In diesem Zusammenhang möchte ich eine kurze begriffliche Differenzierung vornehmen. Die Bezeichnung „berufsbedingte“ Multilokalität impliziert meines Erachtens nach, dass die mehrörtige Strategie durch einen Arbeitsplatz an einem anderen als dem vorzugsweise bewohnten Wohnsitz, aus Sicht des Akteurs notwendiger Weise, aufgenommen werden musste. Die Bezeichnung „berufsbezogen“ impliziert, dass die Multilokalität im Zusammenhang mit der Berufstätigkeit steht, wenn auch nicht klar ist, welcher subjektiv-logische Bezug genau besteht. Da ich zu Beginn der Studie von den Motiven meiner Interviewpartner noch nichts wusste, und sich eine Einschätzung der Beweggründe erst im Verlauf der Interviews und deren Analyse ergab, möchte ich bis zu der Darstellung der Motivlage noch von Multilokalität Berufstätiger sprechen,

um offen zu bleiben und eine vorzeitige Bewertung zu vermeiden. Natürlich besteht die Möglichkeit, dass auch multilokale Strategien berufstätiger Personen weder berufsbezogen noch berufsbedingt sind, was im weiteren Verlauf genauer untersucht werden soll.

### *Das Saarland als Untersuchungsraum*

Das Saarland als Untersuchungsraum bot sich aus verschiedenen Gründen an. Dabei handelte es sich zunächst um forschungspraktische Gründe, da die Rekrutierung nach dem Schneeballprinzip aufgrund der sozialen Verwurzelung der Autorin in diesem Gebiet den größtmöglichen Erfolg versprach.

Des Weiteren geben aktuelle Wirtschaftsentwicklungen, auf die im Folgenden kurz eingegangen wird, Anlass zu der Vermutung, das Saarland könne sich zu einem Ausgangs- wie Zielgebiet branchenspezifischer multilokaler Verortungen berufstätiger Akteure entwickeln.

Das Saarland liegt im Dreiländereck zwischen Deutschland, Frankreich und Luxemburg. Der prosperierende luxemburgische Arbeitsmarkt lebt bereits heute von den sogenannten „Grenzgängern“ aus Deutschland und Frankreich und neueste Studien gehen davon aus, dass in wenigen Jahren 50% der luxemburgischen Arbeitnehmer, vor allem in der Banken- und Versicherungsbranche, Ausländer sein werden (Bläser&Wille, 2009). Trotz guter Arbeitschancen, hoher Löhne und Gehälter und niedriger Steuern ist Luxemburg als Wohnstandort aufgrund hoher Immobilienpreise, Mieten und Lebenshaltungskosten für einen Teil der Arbeitnehmer unattraktiv. Zu Beginn der Studie bestand die Vermutung, dass auch Arbeitnehmer aus weiter entfernten Regionen Deutschlands durch die guten Arbeitsmöglichkeiten nach Luxemburg gelockt werden, multilokale Arrangements aufnehmen und die Grenzsäume in Deutschland und Frankreich als Standort für Zweitwohnsitze attraktiv werden.

Ein weiterer Ansatzpunkt lag im Steinkohlebergbau, der zu einer weiteren spezifisch saarländischen Konstellation multilokalen Wohnens in Zukunft beitragen könnte.

Im Saarland befinden sich Steinkohleabbaugebiete, die bis 2012 geschlossen wurden. Die RAG Deutsche Steinkohle war an der Saar ein wichtiger Arbeitgeber mit 4900 Be-

schäftigten. Um einen möglichst sozialverträglichen Ausstieg aus dem saarländischen Kohleabbau zu vollziehen, wurde geplant, dass viele Beschäftigte der RAG Saar zu Betrieben der RAG in Nordrhein-Westfalen wechseln. Viele der betroffenen Arbeitnehmer nahmen zumindest für den Anfang eine multilokale Lebensweise auf, bei der ihre Familien im Saarland wohnen bleiben und die Arbeitnehmer der RAG regelmäßig pendeln (Geuskens, 19.02.2010). Zu dem Zeitpunkt meines Gespräches mit Herrn Dietmar Geuskens, dem Bezirksleiter der IG BCE (Industriegewerkschaft Bergbau, Chemie, Energie) im Februar 2010 waren bereits 1700 Beschäftigte der RAG aus dem Saarland in andere Bundesländer, überwiegend ins Ruhrgebiet versetzt worden. Besonders Menschen, die bereits eine Familie gegründet hatten oder am Ende ihrer beruflichen Laufbahn standen, wählten eine multilokale Strategie.

### III. 2.2. REKRUTIERUNG

Die Rekrutierung der Interviewpartner erfolgte über verschiedene Wege. Die geplante Strategie über die RAG Saar interessierte Mitarbeiter, die bereits an einen anderen Standort im Ruhrgebiet versetzt worden waren, für ein Gespräch zu gewinnen, verlief erfolglos. Nach mehreren Versuchen, Kontakt mit Vermittlern aufzunehmen, wurde mir per E-Mail im Februar 2010 mitgeteilt, dass die

*ersten Mitarbeiter erst zum April 2010 nach Ibbenbüren verlegt werden und haben im Moment leider kein Interesse an solch einem Interview. Dies ist dadurch zu erklären, dass fast alle Kollegen von der Presse enttäuscht sind, wegen der negativen Berichterstattung während unserem Arbeitskampf aus dem Jahr 2008. (Koordinationsteam Verlegungen BW Saar BP, 19.02.2010)*

Ein persönliches Gespräch mit dem Bezirksleiter der Industriegewerkschaft Bergbau, Chemie, Energie (IG BCE) ergab, dass zu diesem Zeitpunkt bereits 1700 Beschäftigte verlegt worden waren. Leider scheiterten weitere Kontaktversuche über die IG BCE ebenfalls, so dass die Befragung von multilokalen Mitarbeitern der RAG ausfallen musste. Auch die Rekrutierung von multilokalen Akteuren, die in Luxemburg arbeiten, verlief nicht sehr erfolgreich. Die Grenzgemeinde Perl versprach zunächst bei der Vermittlung behilflich zu sein und persönlichen Kontakt mit multilokalen Gemeindemitgliedern aufzubauen, was leider nicht gelang. Immerhin konnte ich über Bekannte drei

Interviewpartner mit Arbeitsplatz in Luxemburg und einem Zweitwohnsitz in Perl für ein Interview gewinnen, was zumindest die Annahme bestätigte, dass multilokale Arrangements in den saarländischen Grenzgebieten existieren. Eine genauere Untersuchung musste aber aufgrund der geringen Anzahl der Interviewpartner ausbleiben. Die Rekrutierung erfolgte schließlich nach dem „Schneeball“-Prinzip einerseits, und andererseits über die gezielte Kontaktaufnahme mit multilokalen Personen über die Internetplattform „Mitfahrgelegenheit.de“. Ich führte 28 Interviews mit insgesamt 34 Personen, da einige der Paare nur gemeinsam für ein Interview zur Verfügung standen. Der Internetdienstleister mitfahrgelegenheit.de gibt Privatpersonen die Möglichkeit sowohl Mitfahrgelegenheiten in PKWs als auch Beteiligungen an Gruppentickets für die Bahn anzubieten. Ich kontaktierte alle Personen per E-Mail, die eine regelmäßige Mitfahrgelegenheit aus dem Saarland anboten und beschrieb ihnen mein Anliegen. Von 105 Anfragen antworteten 48 Personen positiv und erklärten sich zu einem Interview bereit. Leider konnte ich nicht alle mit einbeziehen, da einige der geeigneten Personen entweder den Bedingungen für die Zielgruppe nicht entsprachen, weil sie z.B. noch in der Ausbildung waren, oder sich kein Termin finden ließ. Einige sagten das Interview letztlich auch wieder ab. Im Endeffekt führte ich mit 19 Personen ein Interview, die ich über mitfahrgelegenheit.de kennengelernt hatte. 14 Personen waren von diesen aktiv multilokal, in fünf dieser Fälle konnte ich auch mit dem Partner / der Partnerin des aktiv multilokalen Teilnehmers sprechen. In zwei Fällen wurden die Partner separat befragt und in drei Fällen die Interviews gemeinsam geführt. In einem Fall konnte ich zusätzlich mit der dreizehnjährigen Tochter eines Teilnehmers sprechen.

Die Kontaktanfrage per E-Mail schien mir der geeignete Weg zu sein, sowohl mein Anliegen ausführlich darzustellen als auch den angeschriebenen Personen die Möglichkeit zu geben, sich in Ruhe Gedanken über die Anfrage zu machen und Informationen einzuholen. So hatte ich z.B. die Homepageadresse von Prof. Weichhart angegeben, auf der meine Diplomarbeit vorgestellt wird. Wie mir einige meiner Interviewpartner berichteten, hatten sie auch die Möglichkeit genutzt, meinen Namen zu „googeln.“ Sie wurden so auf die erwähnte Seite im Internet geleitet, was sich positiv auf ihre Entscheidung auswirkte, weil meine Angaben damit validiert wurden.

Durch die Vermittlung über Bekannte und Studienteilnehmer konnte ich weitere 15 Interviewpartner gewinnen, die mitfahrgelegenheit.de nicht nutzen. Es handelte sich dabei um fünf Paare, von denen drei gemeinsam und zwei getrennt voneinander interviewt wurden und um fünf Einzelpersonen, deren Partner, falls vorhanden, nicht zu einem Interview bereit waren. Auch in diesen Fällen erfolgte die erste Kontaktaufnahme per E-Mail. Diese Form der Kontaktaufnahme erwies sich auch bei den über Kontaktnetze rekrutierten Interviewpartnern als zweckdienlich, da sich diese Strategie wie auch Hilti (2011) in einer ähnlichen Studie beschreibt, als vertrauensbildend erwies und außerdem bereits im Vorhinein bestimmte Rahmenfaktoren geklärt werden konnten, die mir eine gezielte Vorbereitung auf das Interview erlaubten, z.B. die Beziehungs- und Wohnsituation.

Die Auswahl der Teilnehmer verlief zunächst unsystematisch. Nach den ersten Rekrutierungserfolgen aber, versuchte ich stärker steuernd auf die Auswahl der Teilnehmer zu wirken. Ziel war es dabei eine gewisse Heterogenität des Samples zu erreichen, sowohl was soziostrukturelle Merkmale wie Alter, Beruf oder Familienstand angeht, ebenso wie strukturelle Merkmale der multilokalen Verortung, wie Entfernungen (vgl. auch Hilti, 2011, S. 95), als auch andere „auffällige“ Erscheinungsformen multilokaler Arrangements. So bemühte ich mich, möglichst „unkonventionelle“ Formen multilokaler Arrangements zu erfassen, was leider nicht im erhofften Maße gelang. Im Falle eines Journalisten bestand zum Beispiel ein trilokales Arrangement mit einem festen und regelmäßig genutzten Wohnsitz in den USA. Leider musste mein Interviewpartner unseren Termin absagen und war danach monatelang nicht mehr für ein Interview erreichbar, so dass ich schließlich ganz darauf verzichten musste. Die Belastungen einer multilokalen Lebensweise können hier zur Erklärung beitragen, worauf auch Weiske et al. (2009) im Zusammenhang mit ihrer Studie hinweisen. Dennoch konnte ich einige interessante Fälle gewinnen, die im weiteren Verlauf genauer beschrieben werden sollen.

### III. 2. 3. INTERVIEWFÜHRUNG UND AUSWERTUNG

Insgesamt wurden 28 Interviews mit 34 Interviewpartnern geführt. 26 Teilnehmer der Studie können als aktiv multilokal bezeichnet werden, neun Teilnehmer als passiv multilokal. Bei letzteren handelte es sich um Partner oder Partnerinnen, in einem Fall um die Tochter, der aktiv multilokalen Befragten. Mit fünf Paaren führte ich auf ihren Wunsch hin ein gemeinsames Interview, vier Paare ließen sich getrennt voneinander befragen. Natürlich muss darauf hingewiesen werden, dass die Einzelinterviews andere, eventuell tiefere Einsichten ermöglichen. Die Interviewpartner müssen ihre Aussagen nicht an den Aussagen des Partners orientieren und versuchen angepasst zu antworten. Es ist zu vermuten, dass in gemeinsam geführten Interviews ein bewusstes oder unbewusstes Bedürfnis nach Kohärenz der Aussagen besteht. Zumindest konnte in getrennt geführten Interviews beobachtet werden, dass teilweise gegensätzliche Aussagen zu bestimmten Themen getätigt wurden, ebenso wurde wesentlich offener über Möglichkeiten der persönlichen Bedürfnisbefriedigung, die multilokale Arrangements bieten, gesprochen. So wurde mir z.B. mitgeteilt, dass die Zeit der räumlichen Trennung auch für außereheliche Affären genutzt wird. Aufgrund der vergleichsweise wenigen Einzelinterviews mit passiv multilokalen Akteuren, habe ich den Fokus auf die aktiv multilokalen Akteure gelegt. Ihre Beschreibungen und Sichtweisen sind Dreh- und Angelpunkt der Auswertung. Die Aussagen der passiv multilokalen Interviewpartner dienen dabei eher als Ergänzung und Erweiterung der Aussagen. Eine Einsicht in multilokale Verhältnisse aus Sicht der passiv multilokalen Akteure wäre eine interessante Möglichkeit um die weiträumigen Verflechtungs- und Einflussbereiche multilokaler Arrangements zu beleuchten. In diesem Fall schien mir diese Vorgehensweise aber als unangebracht, da das empirische Material nicht ausreichte und ein anderes Konzept zugrunde lag.

Die Interviews fanden entweder in der Wohnung oder dem Haus der Interviewpartner irgendwo im Saarland statt oder in einem Café in Saarbrücken. Nur in einem Fall traf ich mich mit einem Interviewpartner in einem Café in Karlsruhe.



Die Interviews dauerten zwischen 45 Minuten und 3,5 Stunden. Jedes Interview wurde mittels eines Aufnahmegerätes aufgezeichnet und im Anschluss vollständig transkribiert, so dass 28 Transskripte für die Auswertung vorlagen.

Die Auswertung orientierte sich größtenteils an den methodischen Vorgaben zur Auswertung qualitativer Interviews nach Kelle&Kluge (2010) und erfolgte mit Hilfe des empfohlenen Datenverarbeitungsprogramm MAXQDA. Diese Software ist speziell für die Auswertung von qualitativen Datensätzen entwickelt worden. Sie ermöglicht eine systematische Auswertung und Interpretation qualitativer Interviews. Das Textmaterial konnte einfach importiert und in Dokumentengruppen eingeteilt werden. Ein Kategoriensystem wurde erstellt, dem mit Hilfe des Programms unkompliziert kodierte Textstellen zugeordnet werden konnten. So war es möglich, alle Textstellen, die einer Kategorie zugeordnet worden sind, gleichzeitig anzeigen zu lassen und zu vergleichen oder auch nur ausgewählte Interviews auf bestimmte Aussagen hin zu vergleichen und zu analysieren.

Wie bereits erläutert hielt ich mich bei der Befragung und Analyse an den im Vorhinein entwickelten Kategorienrahmen. Dennoch blieb eine generelle Offenheit im Sinne der „Grounded Theory“ nach Glaser&Strauss (1967, 1998, vgl. Kelle&Kluge, 2010, S. 18ff) bestehen, die es mir erlaubte, auf interessante, nicht kategorial erfasste Informationen einzugehen. So wurde das Kategorienschema bei der Auswertung mit Hilfe des verwendeten Programms ausdifferenziert. Während der Kodierung der ersten Interviews konnten auf Basis interessanter und unerwarteter Informationen neue Kategorien und Subkategorien erstellt werden, die ein vielseitigeres oder gezielteres Auswerten ermöglichen.

Das gewonnene Datenmaterial ist umfangreich und ermöglicht eine Analyse der verschiedensten Bereiche multilokalen Lebens. Wie bereits in der Beurteilung des Studiendesigns beschrieben ist im Rahmen dieser Diplomarbeit nur eine überblicksartige Einsicht in Strukturen, Strategien und Sinnzusammenhänge multilokaler Lebensentwürfe möglich. Die Auswertung der Daten und die Analyse und Darstellung der Ergebnisse ist Ziel und Rahmen angepasst. Daher wird im folgenden Ergebnisteil nicht eine umfangreiche Darstellung der Auswertung aller Teilaspekte nach dem vollständigen kategorialen Muster erfolgen. Auch wurde keine umfangreiche lebensweltliche Typo-

logie angestrebt, die eine Auswertung und Synthese aller Teilaspekte inkludiert, wie sie z.B. Hilti (2011) in ihrer Dissertation „Hier-Dort-Dazwischen. Lebenswelten multilokal Wohnender im Spannungsfeld von Bewegung und Verankerung“ vorlegt. Stattdessen sollen im Folgenden einige interessante Aspekte der Ergebnisse dargestellt und genauer beleuchtet werden.

# IV MULTILOKALITÄT IM SAARLAND

## IV. 1. TYPOLOGIE MULTILOKALER ARRANGEMENTS AUF BASIS DER MOTIVATIONSZUSAMMENHÄNGE

Die Analyse der Ergebnisse bestätigt nach dem Pretest, wenig überraschend, die a priori-Annahme einer Dualität der rein zeitlichen Nutzungspriorität der einzelnen Wohnsitze, die dem dimensional Schema nach Weichhart (2009) entnommen und dementsprechend in das vorab entwickelte Kategorienschema aufgenommen wurde.

So ist für jeden der Interviewpartner ein Wohnsitz festzustellen, an dem er rein zeitmäßig die meiste Zeit mit Erwerbsarbeit verbringt. Ich habe hierzu nach der Anzahl der mit Erwerbsarbeit verbrachten Stunden im Zeitintervall (bezogen auf den Rhythmus des Wohnortwechsels, meist eine Woche) gefragt (vgl. Kap.III.1.5). Ohne zunächst die Ergebnisse genauer darzustellen, kann festgestellt werden, dass für alle aktiv multilokalen Interviewpartner mit einer Ausnahme ein Wohnort benannt werden kann, an dem der Hauptteil der (wachen) Zeit mit Erwerbsarbeit verbracht wird. Dieser Wohnsitz wurde im weiteren Verlauf als Wohnsitz A, Wohnsitz am Arbeitsplatz, bezeichnet. Hinzu kommt mindestens ein weiterer Wohnsitz, an dem die wache Zeit vor allem mit Tätigkeiten verbracht wird, die nicht dem Erwerb dienen. Dieser wird von nun an als Wohnsitz B/C, Freizeitwohnsitz, bezeichnet. Der Begriff Freizeit leitet sich aus der dichotomen Verwendung der Begriffe Arbeit/Freizeit ab und meint in erster Linie Nicht-Erwerbsarbeit. Die Analyse aller Interviews zeigt allerdings, dass der Begriff der Freizeit überwiegend auch in seiner herkömmlichen Verwendung als mit Hobbies, Freizeitbeschäftigungen, Nichtstun, Pflege sozialer Kontakte usw. verbrachter Zeit, der Hauptnutzung des Freizeitwohnsitzes der meisten Interviewpartner entspricht. Selbstverständlich werden die Freizeitwohnsitze auch genutzt, um Arbeiten, wie zum Beispiel die Pflege und Kultivierung von Haus und Garten, zu verrichten. Diese Bezeichnungen

beziehen sich ausschließlich auf die zeitmäßig hauptsächliche Nutzung der Wohnsitze und sollen keine Aussage über die persönliche Bedeutung, die der Akteur dem Wohnsitz zumisst enthalten. Dieses erste Ergebnis ließ eine Typisierung der Wohnsitze in zwei Wohnsitztypen zu, die den Kategorien entsprechend als Typ A Wohnsitz am Arbeitsplatz und Typ B Freizeitwohnsitz bezeichnet wurden. Im weiteren Verlauf werden die Begriffe „Wohnstandort A“ oder „Wohnort A“, sowie „Arbeitsort“ für synonym mit Wohnsitz am Arbeitsplatz verwendet. Die Begriffe Wohnstandort B/C oder Wohnort B/C, sowie Freizeitort werden dementsprechend synonym mit Freizeitwohnsitz gebraucht.

Da sich die duale Nutzungsstruktur nach dem Pretest erkennen ließ, wurde der weitere Verlauf der Interviews an dieser Dualität orientiert und bei den Gesprächen der Fokus alternierend auf einen der Wohnorte gelegt.

Zur Untersuchung der Motive ließen sich die Kategorien „Kritische Standortofferten“ sowie „Multilokale Entwicklung“ und „Entscheidungsprozess“ heranziehen. Die Kritischen Standortofferten bilden diejenigen Gegebenheiten eines Wohnsitzes ab, welche letztendlich die für die Wohnsitzwahl entscheidenden sind. Um die Motivlage ausreichend zu erörtern, ist jedoch auch die Entwicklung der multilokalen Situation und der Entscheidungsprozess zu berücksichtigen. Beides wurde in den Interviews intensiv besprochen und liefert wichtige Informationen über Hintergründe sowie Bewertung der einzelnen Offerten. Die Standortofferten können sich im Laufe der Zeit verändern bzw. unterschiedliche Bewertungen und Gewichtungen durch die Akteure erfahren, wenn sich zum Beispiel deren Lebensumstände verändern. Standortfaktoren alleine sind darüber hinaus nicht ausreichend, um die Beweggründe abzubilden, die sich nicht alleine auf die Vorteile der einzelnen Wohnstandorte beziehen, sondern dahinter stehen, wie zum Beispiel der Wunsch, an mehreren Orten zu leben.

Die Analyse der kritischen Standortofferten zeigte, dass neben einer zeitmäßigen Nutzungspriorität von Arbeit am Arbeitswohnsitz und Freizeit am Freizeitwohnsitz auch eine Dualität der kritischen Standortofferten an den unterschiedlichen Wohnsitzen eines multilokalen Arrangements besteht. So wird am Arbeitswohnsitz grundsätzlich die berufliche Arbeit als eine der kritischen Standortofferten angegeben. Am Freizeitwohnsitz führen alle Befragten soziale Offerten neben anderen als die entscheidenden

Motive zur Standortwahl an. Diese beziehen sich hauptsächlich auf die engeren sozialen Kontakte wie familiäre Bindungen und Lebenspartnerschaften. Unterschiede entstehen aufgrund der Art, Bedeutung und Intensität der sozialen Kontakte sowie deren Umfang. Daneben werden weitere kritische Standortofferten genannt, die Unterschiede der Begründungszusammenhänge residenzieller Multilokalität deutlich machen. Die Typologie wurde über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der kritischen Standortofferten und der multilokalen Entwicklung strukturiert. Die Beurteilung der Multilokalität als notwendig oder nicht notwendig wurde ebenfalls in der in die Typisierung verwendet. Multilokale Entwicklung wird bestimmt durch die Art und Weise, wie Personen auf ihre Lebensumstände reagieren; welche Entscheidungen und Handlungen sich aus den individuellen Interpretationen ergeben. Daraus ergeben sich die Standortofferten, die immer eine Spiegelung der persönlichen Bedürfnisse sind. In dieser Entwicklung werden auch Unterschiede in der Dynamik der multilokalen Arrangements klar, die ebenfalls ein Kriterium für eine Unterscheidung der Begründungszusammenhänge darstellen.

#### **IV.1.1. Typ I**

##### **MULTILOKALITÄT ALS KURZ- BIS MITTELFRISTIGE ÜBERGANGSSTRATEGIE IN DER POSTADOLESCENZ**

Dieser Typus bezieht sich auf eine multilokale Situation, die als Übergangsstrategie zwischen den Lebensphasen der Adoleszenz und des Erwachsenenalters interpretiert werden kann. Alle Personen, auf deren Multilokalismen sich dieser Typus bezieht, leben oder lebten zum Zeitpunkt des Interviews unter der Woche am Ort bzw. in der Umgebung ihres Arbeitsplatzes und am Wochenende an ihrem Herkunftsort oder dessen unmittelbarer Umgebung. Bei sieben der acht Interviewpartner befindet sich der Herkunftsort im Saarland, in einem Fall in Münster. In zwei Fällen befindet sich der Wohnsitz am Arbeitsort auch im Saarland. Die Akteure befanden sich bei der Aufnahme der Multilokalität alle am Ende einer Ausbildungsphase, entweder der schulischen oder der beruflichen und lebten noch in ihrem Elternhaus. In Falle von Herrn Meyer bestand auch während der Schulzeit bereits ein multilokales Arrangement mit dem

Elternhaus.<sup>3</sup> Zum Zeitpunkt der Interviews bestanden bei allen bereits feste Arbeitsverhältnisse, sodass zu diesem Zeitpunkt bereits von Multilokalität Berufstätiger gesprochen werden konnte.

Um nach der Schule / Ausbildung / Studium einen Ausbildungsplatz zu bekommen, der ihren Vorstellungen entsprach bzw. einen qualifikationsadäquaten Arbeitsplatz, waren alle grundsätzlich bereit zu einem Wohnortwechsel, wenn auch die meisten zunächst versuchten, in einer durch Tagespendeln erreichbaren Entfernung, einen Arbeitsplatz zu bekommen. Frau Hettgen, die Journalismus studiert hatte, beschrieb das wie folgt:

*Nach dem Studium hab` ich mich beim SR (Saarländischer Rundfunk, Anm. d. Autorin) beworben, das hat aber nicht geklappt, dann hatt` ich halt das Angebot dann nach Kaiserslautern zu gehen und jetzt im Nachhinein find` ich es eigentlich gut, dass es so gelaufen ist, weil ich hätte hier nicht die Möglichkeiten gehabt, die ich jetzt hab, weil ich hab` eigentlich das im Job, was ich eigentlich wollte und ich verdiene auch mehr als im Saarland und für mich ist eigentlich klar, dass ich hier in diesem Bereich keinen adäquaten Job finden würde und daran wird sich auch nix ändern.*

In vielen Fällen erlebten die Befragten nach einem längeren Bewerbungsprozess, dass in der direkten, täglich erreichbaren Umgebung vom Wohnort die gewünschte Stelle nicht zu finden war, woraufhin sie dann bereit waren, auch eine weiter entfernte Stelle zu akzeptieren. Frau Simon, die vergeblich eine Anstellung als Lehrerin an einem Gymnasium suchte, das in der täglich erreichbaren Nähe ihres Wohnortes liegt, sagte dazu:

*Ich wollte schon unbedingt nach Saarburg oder Trier (Entfernung vom Wohnort etwa 30-40 km, Anm.d. Autor.), aber wenn man dann zu lange wartet, dann kann es sein, dass man das Referendariat wiedermachen muss. Aber ich war einfach an dem Punkt, wo ich gesagt hab, ich will jetzt Geld verdienen und zwar richtig und hab dann geschaut, was kommt. Und dann hab ich die Stelle in Simmern gekriegt. Und die hab ich dann genommen. Dann hab ich mir dort eine Wohnung gesucht.*

In dieser Situation bestand dann die Strategie darin, eine Arbeitsstelle in einer Umgebung zum Herkunftsort zu suchen, um zumindest eine teilzeitliche Beibehaltung des bestehenden Wohnsitzes zu ermöglichen, also ein multilokales Arrangement aufzu-

---

<sup>3</sup> „Eigentlich hab ich den Rhythmus schon seit ich zwölf bin durch Internat in Frankreich, in Bitche, dann Abitur, durch Studium (Metz, Köln, Saarbrücken), BWL und Militär, dann die Arbeit, halt praktisch sofort sonntags weg aus dem Ort und dann freitags wieder zurück. Diesen Rhythmus hatte ich die ganze Zeit über, seit dem Internat.“ (K. Meyer)

nehmen. Zu diesem Zweck wurde in einem entfernungsmäßig eingegrenzten Radius gesucht.<sup>4</sup>

Die Beweggründe, den Herkunftswohnsitz bzw. dessen unmittelbare Umgebung als Standort des Lebens und Wohnens nicht aufzugeben, bestanden in dieser Gruppe erst einmal aus dem Wunsch, das vertraute familiäre und soziale Umfeld nicht zu verlassen. Die multilokale Lebensgestaltung war dabei eine Strategie, die zur Erhaltung der Lebensqualität genutzt und diesbezüglich als notwendig erachtet wurde. Dass sich überhaupt eine multilokale Situation entwickeln würde, war in zwei Fällen nicht von vorneherein geplant. Allerdings entstand die multilokale Situation bereits wenige Wochen nach dem Umzug. Die Motivation dafür war dieselbe, wie bei denjenigen, die eine multilokale Lebensweise von vorneherein geplant hatten, der Wunsch die sozialen Bindungen am Herkunftsort weiterhin aufrecht zu erhalten und für die Freizeitgestaltung zu nutzen. Hinzu kam in diesen Fällen, dass der neue Wohnort teilweise nicht genügend Anreiz bot, sich dort zu integrieren.<sup>5</sup> Dieser Punkt wird in Kapitel genauer besprochen, daher sei dies nur kurz im Zusammenhang mit den kritischen Standortofferten

---

<sup>4</sup> „Dann hab ich eine lange harte Phase gehabt, in der ich Bewerbungen geschrieben hab wie bescheuert, fast 200 Stück, also auch egal wo, alles was im Umkreis von 200 km von Eppelborn (Saarland, Anm. d. Autorin) ist, also auch Frankreich, in Deutschland, also Saarland, Rheinland-Pfalz und so. Als Berufsanfänger in so einem Job, der sehr speziell ist, da gibt's einfach nicht so viele Stellen.“ (S. Schneider);

„Nach den 2 Jahren (Referendariat in der Schule, Anm. d. Autorin) hab ich mich dann wieder beworben um eine richtige Stelle und bin da aber schon davon ausgegangen, dass ich sowieso nicht in die Nähe komme, Saarburg wäre jetzt mein Traum gewesen, Trier hat ja auch einige Gymnasien, aber als das dann nichts wurde, dann hab ich mich auch so im Umkreis von 200 km beworben, um eben nicht zu weit weg zu sein“ (S. Simon);

„[...] und hab mich dann überall beworben, aber vorwiegend im westdeutschen Raum, [...] ja, also, so im Südwesten, da fühl ich mich auch wohler als im Norden. Und ich wollte das hier auch nicht aufgeben, also Berlin z.B., das wär mir jetzt zu weit gewesen.“ (T. Hettgen)

<sup>5</sup> „[...] , aber dieses Pendeln ist halt dadurch gekommen, dass ich gesagt hab, ich hab meine Freunde, ich will nach Hause (Münster, Anm. d. Autorin). Vor allem wenn man als Single noch unterwegs ist, da geht man mit seinen Freunden aus, ist am Wochenende unterwegs. Und das war der Grund. Und hier in Merzig (im Saarland, Anm. der Autorin) ist es, sag ich mal, tot. [...]. Klar am Anfang war ich in keiner Beziehung, war total frei und hätte auch sagen können, ok ich zieh ganz nach Merzig. Aber wenn man in NRW lebt und aus `ner größeren Stadt kommt, dann kommt man in Merzig nicht klar.“ (M. Hester);

„[...] war auch eigentlich gar nicht so gedacht, dass ich am Wochenende immer nach Hause fahre, aber es hat sich halt so ergeben, bin halt hier nicht zu Hause und es ist auch hier kein soziales Umfeld, wär halt was anderes, wenn man in einer Stadt wohnt, wo noch was los ist, aber hier ist halt nichts.“ (R. Müller)

der Wohnstandorte erwähnt. Wobei hier von einer kritischen negativen Standortofferte gesprochen werden kann, die eben eine zeitweilige Abwesenheit vom Wohnstandort initiiert.

Die sozialen Bindungen am Herkunftswohnort bestanden für die Akteure dieses Typus vor allem in familiären Beziehungen und dem Freundeskreis.<sup>6</sup> Die freundschaftlichen Beziehungen stammten oft noch aus der Schulzeit.<sup>7</sup> Bei zwei der acht Interviewpartner, die diesem Typus zugeordnet werden, wurden auch feste partnerschaftliche Bindungen am Herkunftsort als kritische Standortofferten genannt, allerdings nicht als alleinig ausschlaggebende, sondern als Teil der Standortofferte „soziales Umfeld“<sup>8</sup>. Insgesamt bestanden bei drei der Interviewpartner zum Zeitpunkt des Interviews partnerschaftliche Beziehungen am Herkunftsort, keiner der Befragten hatte eine partnerschaftliche Beziehung am Arbeitsort und keiner der Befragten hatte Kinder. Das multilokale Arrangement in seiner ursprünglichen Form war für die Befragten als offene Übergangsstrategie angesehen worden und hatte sich bereits zum Zeitpunkt des Interviews in fünf Fällen verändert. Eine Veränderung der Beschäftigungsverhältnisse von einer Ausbildungssituation (zu der auch Volontariat, Praktikum und Referendariat zählen, was in jeweils einem Fall vorkam) zu einer Festanstellung hatte in sechs Fällen stattgefunden, hatte aber nur in drei Fällen zu einem Wechsel der Arbeitsorte und damit Wohnsitze am Arbeitsplatz geführt. In den anderen Fällen wurden die beiden Auszubildenden und die Praktikantin im Ausbildungsbetrieb festangestellt. In den drei Fäl-

---

<sup>6</sup> „[...] und zu Hause konnte ich meine Freunde noch besuchen, Hund, Familie. [...], wir haben dann immer Mädelsabende gemacht und von Saarbrücken und Trier ist eben Losheim die Mitte und dann treffen wir uns eben meistens da. Dann treffen wir uns bei einer Freundin in Losheim.“ (L. Lambert);

„[...] weil die Eltern hier wohnen [...]“ (K. Meyer);

„[...] und meine Familie ist da und eben alle die ich kenne.“ (R. Müller);

„[...] und das war so, weil ich gerne meine Freunde sehen wollte [...]“ (T. Hettgen)

<sup>7</sup> „Ja, die wohnen alle hier und bis auf einen kenne ich die eigentlich alle aus der Schulzeit [...]“ (T. Hettgen)

<sup>8</sup> „[...] es ist aber nicht nur er, ich komm dann Freitags hin und wir verbringen auch Zeit miteinander, aber ich fahre meistens samstags die Oma besuchen, oder mal die andere Oma oder eine Tante und alle zwei Wochen die Eltern und ich hab ja auch dort Freunde, mit denen ich mich regelmäßig treffe, nur am Wochenende ist halt die Ausgangsbasis seine Wohnung.“ (S. Schneider)



len, bei denen es zu einem Wohnsitzwechsel kam, hatten die Interviewpartner, wie oben bereits erläutert, ihre Festanstellung an einem Standort gefunden, der vom Herkunftsort zu weit entfernt war, um ein Tagespendeln zu ermöglichen. Neben den beruflichen Veränderungen, hatten auch private Veränderungen zu einer Veränderung der multilokalen Situation geführt. So hatten Frau Schneider und Frau Hettgen ihren Wohnsitz im Elternhaus am Herkunftsort gewechselt und waren in die Eigentumswohnung, bzw. Wohngemeinschaft des Partners (in der Herkunftsregion) gezogen. In einem Fall hatte sich eine partnerschaftliche Beziehung am Herkunftsort entwickelt und damit die Wohnsituation, da mein Interviewpartner Herr Hester aus der Wohnung seiner Eltern ausgezogen und mit seiner Verlobten am Herkunftsort zusammengezogen war und einen gemeinsamen Haushalt gegründet hatte. Im Falle von Frau Hettgen, trafen beide Veränderungen ein, also ein Wohnsitzwechsel an einen anderen Arbeitsort, wegen eines Jobwechsels und der Umzug in der Herkunftsregion von der Wohnung der Mutter in die Wohngemeinschaft des Partners. Diese Entwicklungen zeigen an, dass die Übergangsphase zwischen Ausbildung und Berufseinstieg bei meinen Befragten große Veränderungen der Wohnsituation mit sich brachte. Die Lebenssituation im Elternhaus wurde zunächst teilweise zu Gunsten eines multilokalen Arrangements aufgelöst, um einen adäquaten Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu bekommen. Im Laufe der Zeit führten Veränderungen im Bereich der privaten Beziehungen bei einigen Interviewpartnern zu einer gänzlichen Aufgabe des Wohnsitzes im Elternhaus, um mit dem Partner am Herkunftsort/-region zusammenzuleben. Die Entwicklung der Multilokalität wurde durch eine Veränderung der Standortfaktoren befördert, die sich durch die raschen Veränderungen im Arbeitsleben und in den privaten Beziehungen der Teilnehmer der Studie ergaben. Hier zeigt sich also, dass die multilokalen Arrangements der Studie in dieser Lebensphase eine starke Dynamik aufweisen, wenn auch wie eingangs beschrieben, die grundsätzliche Dualität der Wohnsitze zwischen Arbeitsleben und Sozialleben zunächst bestehen blieb. Die Entwicklungen, die sich nach den Interviews ergaben (über die ich aber leider nicht in allen Fällen Informationen erlangen konnte), bestätigen die Annahme einer starken Dynamik innerhalb dieses Typus, der sich auf Multilokalität als kurz- bis mittelfristige Übergangsstrategie zwischen zwei Lebensphasen bezieht. Keines der beendeten multilokalen Arrangements bestand länger

als fünf Jahre, die noch bestehenden sind nur noch für wenige Jahre geplant. In fünf Fällen wurde das multilokale Arrangement zugunsten einer unilokalen Lebensweise wieder aufgegeben. Hierzu zählen die Fälle der beiden Interviewpartner Frau Müller und Herr Hester, die den geringen Freizeitwert ihrer Wohnsitze am Arbeitsort als negative Standortofferte beschrieben hatten. Beide zogen aus verschiedenen Gründen komplett an ihren Freizeitwohnsitz zurück. Herr Hester, der Zeitsoldat bei der Bundeswehr war, wusste bereits zum Zeitpunkt des Interviews, dass er wenige Monate später aus dem Dienst ausscheiden würde um dann in seinem Herkunftsort Münster ein Studium zu absolvieren und sich beruflich in eine andere Richtung zu entwickeln. Der Beruf des Soldaten hatte ihm aus verschiedenen Gründen nicht mehr zugesagt.<sup>9</sup> Hinzu kam eine feste partnerschaftliche Bindung in Münster und die bevorstehende Geburt des ersten Kindes. Im Falle von Frau Müller kann ich leider nur auf Informationen über Dritte zurückgreifen. Frau Müller ist anscheinend an ihrem Herkunftsort eine feste Beziehung eingegangen und hat ihren Wohnsitz am Arbeitsort, nicht aber ihren Arbeitsplatz in Luxemburg aufgegeben und sich trotz anfänglicher Bedenken wegen der langen Fahrt für das Tagespendeln entschieden. Im Falle von drei weiteren Befragten haben sich die sozialen Kontakte am Arbeitsort verdichtet, sowie weitere Entwicklungen ergeben, die zu einer Aufgabe des multilokalen Lebens zugunsten einer unilokalen Lebensführung am Arbeitsort führten. Eine Interviewpartnerin, Frau L. Lambert zog am Arbeitswohnsort mit ihrem Partner zusammen und reduzierte ihre Aufenthalte im Elternhaus auf Besuche ohne Übernachtungen.<sup>10</sup> Bei einem anderen Interviewpartner,

---

<sup>9</sup> „Also ich war dann beim Bund und hat mir auch erst mal ganz gut gefallen und dann hab ich ein bisschen verlängert [...] und dann hab ich gesagt, ok, alles oder nichts, machste Offizierslaufbahn, hab` die Papiere abgegeben, Bewerbung war rausgegangen und dann hab` ich mich mit ein paar Offizieren unterhalten und erfahren, dass die alle zwei Jahre ihren Standort wechseln und dann hab` ich gedacht: Nee, ich bin ein Familienmensch. Ich muss langsam sesshaft werden. Und dann hab` ich gesagt, ok, zurückziehen und dann hab` ich mir gedacht, dann machste vielleicht Unteroffizierslaufbahn. Hab` dann erst mal auf vier Jahre verlängert weil die Dienstzeit zu Ende gegangen ist und dann hab` ich irgendwann gemerkt, scheiße, das ist es nicht, also da gehste total kaputt dran, weil ich da einfach nicht gefordert werde vom Kopf her, weil, das ist einfach eine stumpfe Arbeit, also Transport fahren, beladen, festmachen und losfahren. Das ist wie ein LKW-Fahrer eigentlich, und dementsprechend.... Ich will auch mehr Adrenalin...(lacht)...sag` ich mal...oder mehr Anstrengung vom Kopf her.“ (M. Hester)

<sup>10</sup> „Am Anfang fing das so an, dass ich immer mehr hier mit den Leuten weggehen wollte und es auch mehr mochte, in meiner eigenen Wohnung (in Trier, Anmerk. d. Autor.) aufzuwachen und dann bin ich eben immer öfter, abends dann schon heimgefahren und jetzt wo ich meinen Freund habe und wir ins Saarland fahren, da ist es ja ganz logisch, dass wir dann abends nochmal heimfahren. Ich schlaf nicht gerne mit ihm bei meinen Eltern.[...]Meine saarländischen Freunde treffe ich immer noch, aber jetzt eher

Herrn Bohr, lag der Fall ganz ähnlich. Auch er hatte sich mittlerweile an seinem Arbeitsort eingelebt, seine sozialen Kontakte ausgebaut, eine Partnerin gefunden und ein berufsbegleitendes Studium aufgenommen, das sehr viel Zeit in Anspruch nimmt, so dass er den Wohnsitz im Saarland in seinem Elternhaus aufgegeben und seine Aufenthalte dort auf Besuche reduziert hat.<sup>11</sup> Eine andere Interviewpartnerin, Frau Schneider, trennte sich von ihrem Partner, in dessen Wohnung sie am Wochenende gelebt hatte und beendete ihre multilokale Lebensweise, da sie sich mittlerweile auch am Wohnsitz am Arbeitsort einen Bekanntenkreis und Freizeitaktivitäten zugelegt hatte.<sup>12</sup>

In drei Fällen blieb das multilokale Arrangement zwar bestehen, veränderte sich aber in zwei Fällen dahingehend, dass es von einer Übergangslösung mit offenem Ausgang zu einer mittelfristigen Strategie geworden ist, die eher dem Typus II entspricht. So hat Frau Hettgen mit ihrem Partner in Saarbrücken einen gemeinsamen Haushalt in einer gemeinsamen Wohnung gegründet und pendelt weiterhin an ihren Arbeitsort in Kaiserslautern. Eine erneute Verhandlung der multilokalen Situation ist bis auf weiteres auf die Phase der Familiengründung verschoben.<sup>13</sup> Frau Simon plant eine vollständige Rückkehr an den Herkunftsort, sobald sich die Möglichkeit einer Stelle als Lehrerin an einem Gymnasium ergibt. Im Falle einer Partnerschaft und Familiengründung am Ar-

---

*mal nur nachmittags dann samstags. Oder auch mal unter der Woche was trinken. Aber früher war ich ja noch mehr auf Krawall gebürstet und wollte in Discos gehen und jetzt ist das nicht mehr so. Jetzt mag ich es lieber relaxter. Man muss ja immer auch koordinieren, wann wer Zeit hat und dann muss man halt auch mal während der Woche fahren. Aber dann fahr ich abends wieder heim, sonst ist mir das morgens zu stressig.“ (L. Lambert)*

<sup>11</sup> „Eigentlich leb ich jetzt nicht mehr wirklich im Saarland. Ich hab hier jetzt `ne Freundin, Freunde und Bekannte [...] das Studium lässt mir auch gar keine Zeit mehr. Ich schaff` das gar nicht mehr von der Zeit her, noch so viel hin- und her zu fahren.“ (M. Bohr)

<sup>12</sup> „Den Freund gibt es nicht mehr. Du kannst gerne in deine Diplomarbeit schreiben, dass unsere Beziehung das Wochenpendeln nur 4 Jahre lang überstanden hat und ich nun auch nicht mehr wochenpendeln muss.“ (S. Schneider)

<sup>13</sup> „Also, in den nächsten Jahren werden da schon einige Entscheidungen getroffen werden müssen, mit einer größeren Wohnung, einem Kind, einem anderen Job für Tina, das hängt ja alles miteinander zusammen.“ (A. Unger, Partner von T. Hettgen)

beitsort, ist jedoch dieses Ziel verhandelbar für sie.<sup>14</sup> Für Herrn Meyer, der bereits seit seiner Kindheit multilokal lebt, hat sich die Multilokalität im Laufe der Zeit nach eigener Aussage zu einem Lebensstil entwickelt. Nicht die Standortofferten der einzelnen Wohnsitze an sich sind, wie es am Anfang war, der Grund ein multilokales Leben zu leben. Er genießt jetzt auch die zeitweise Unabhängigkeit und Freiheit, die ihm die Nutzung seiner beiden Wohnsitze bietet.<sup>15</sup> Auch er rechnet aber mit einer baldigen Beendigung des multilokalen Lebens, um am Herkunftsort ganz für seine Eltern und Haus und Land da sein zu können.<sup>16</sup>

Die ausführliche Beschreibung der Lebenssituationen meiner Interviewpartner und deren Veränderungen dient dazu, die Dynamik deutlich zu machen, die bei diesem Typus ein verbindendes Element darstellt. Ebenso soll dadurch die Nutzung der Multilokalität als Übergangsstrategie zwischen den Lebensphasen der Jugend und des Erwachsenenalters gezeigt werden, die die zweite wichtige Gemeinsamkeit des Typs darstellt. Alle Befragten nehmen eine multilokale Lebensweise auf, um einen Start in eine berufliche Eigenständigkeit und Unabhängigkeit zu ermöglichen ohne aber dabei den Herkunftsort mit seinen familiären und anderen engen sozialen Bindungen aufgeben zu müssen. Die Planung ist dafür zunächst kurzfristig angelegt, kann sich aber zu einer mittelfristigen Strategie ändern ohne den Übergangscharakter zu verlieren, wenn sich die Standortofferten bzw. deren Bewertungen nicht ändern. Ein multilokales Arrangement wird in manchen Fällen als Strategie zur Kombination beruflicher und sozialer, sowie unterschiedlicher anderer Faktoren angesehen, dessen Entwicklung nicht feststeht. In anderen Fällen ist sie von vornherein geplant und als Übergangsstrategie angesehen, bis eine vollständige Rückkehr an den Herkunftsort beruflich möglich ist. In

---

<sup>14</sup> „Wenn ich einen Partner in Simmern hätte, dann würde ich vielleicht schon da bleiben [...] mich in einer Übergangsphase befinde und schon ganz nach Perl zurückmöchte.“ (S. Simon)

<sup>15</sup> „Ich will meinen Rhythmus schon beibehalten. Ich bin fünf Tage weg von hier, von den Eltern, vom Stress mit den Eltern, Stress mit dem Haus und dann wieder zurück.“ (K. Meyer)

<sup>16</sup> „[...] ich hab mir kein Ziel gesetzt, die Änderung wird aber sicher bald von den Eltern kommen. Der Vater ist krank und wenn da was passiert, wenn ich möglicherweise ganz hier gebraucht werden würde. Wahrscheinlich würde ich mir aber dann doch hier was Eigenes suchen.“ (K. Meyer)

wieder anderen Fällen entwickelt sich ein multilokales Arrangement spontan als Reaktion auf das Nicht-Vorhanden-Sein sozialer Bindungen und sozialer Nähe am neuen Wohnort. Wie deutlich wurde, haben sich fast alle Multilokalismen im Laufe der Zeit verändert, wurden aufgegeben, oder mit neuen Bewertungen versehen. Auch die Dauer der Arrangements variiert stark, von einer wenige Jahre andauernden Übergangslösung, bis wieder eine unilokale Lebensweise aufgenommen wird, bis zu einer bereits über zwei Jahrzehnte praktizierten dauerhaften Wohn- und Lebensform wie im Falle von Herrn Meyer. Die Unterschiedlichkeit der Entwicklungen stellt die dritte wichtige Gemeinsamkeit des Typus dar. Gerade hier zeigt sich die Offenheit der Entwicklungsmöglichkeiten, die diesen Typus von anderen unterscheidet. Hier spiegelt sich der Übergangscharakter multilokaler Arrangements in Schwellensituationen. Entwicklungssoziologisch betrachtet, befanden sich alle Befragten zu Beginn der multilokalen Lebensweise zwischen den Lebensphasen der Jugend und des Erwachsenseins. Wie sich bereits seit den 1970er Jahren abzeichnet, wird die Phase des Übergangs zwischen diesen Lebensphasen, die nach Zinnecker (1981), als „Postadoleszenz“ bezeichnet wird, immer weiter ausgedehnt (Abels et al., 2008, S. 129). Diese Phase kennzeichnet sich dadurch, dass der junge Erwachsene über die Volljährigkeit und den Beginn der und teilweise das Ende der beruflichen Ausbildung hinaus im Elternhaus lebt und die Rolle eines Kindes und eines Erwachsenen zugleich einnimmt. Eine Loslösung von der Familie sowie dem sozialen Umfeld der Kinder- und Jugendzeit erfolgt während dieser Zeit noch nicht (Abels et al., 2008, S. 131). Der Verbleib im Elternhaus wird nicht im Widerspruch zu einem gleichzeitigen Erwachsen-Sein empfunden. Je nach beruflicher Ausbildungsform beginnt die Postadoleszenz früher oder später, zieht sich aber immer mehr in die Länge. Der Übergang in das Erwachsenenalter vollzieht sich formal über die wirtschaftliche Unabhängigkeit die eine berufsbedingte finanzielle Eigenständigkeit nach der Ausbildung ermöglicht. Symbolisch beendet der Umzug in eine eigene Wohnung die Jugend<sup>17</sup> (Abels et al., 2008, S. 133). Hier setzt eine Erklärung für Aufnahme einer multilokalen Lebensweise in den geschilderten Fällen an. Die Phase der Postado-

---

<sup>17</sup> „Die Lebensphase Jugend umfasst den Abschnitt zwischen der Pubertät und dem Eintritt in ein eigenständiges Berufs- und Familienleben.“ (Hurrelmann, 2003, S. 121); Die Phase der Postadoleszenz kann der Phase der Jugend als eine der vier Hauptlebensphasen (Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter, Alter) untergeordnet werden (Abels et al., 2008, S. 133)

leszenz kann so über den Auszug aus dem Elternhaus und die wirtschaftliche Unabhängigkeit hinaus erweitert werden, wenn sie emotional noch nicht vollzogen ist. Das Elternhaus als Wohnsitz sowie die familiären und sozialen Bindungen der Jugendzeit müssen nicht aufgegeben werden, auch wenn die berufliche Karriere einen Umzug in einen weit entfernten Ort erforderlich macht. Nach und nach kann die Loslösung dann gezielt und selbstgesteuert erfolgen. Entwicklungspsychologisch kann die multilokale Strategie noch genauer erklärt werden. Die Personen befinden sich in einer Schwellensituation zwischen der Lebensphase der Adoleszenz und des Erwachsenseins. Die in der Schule/Ausbildung/ Studium gewonnene Anwendungskompetenz wird jetzt im Berufsleben bzw. am Ausbildungsplatz fern ab vom Herkunftsort und den dortigen engen sozialen Bindungen erfolgreich unter Beweis gestellt. Emotional aber ist die Abnabelung von den sozialen Bindungen der Kindheit und Jugend noch nicht vollständig erfolgt. Durch den Umzug wird der Kontakt zu der Familie und dem Freundeskreis geringer, am Arbeitsort haben sich aber noch keine in gleichem oder ähnlichem Maße, intensive und intime Vertrauensbeziehungen entwickelt. Dies kann zu einem Gefühl der Entwurzelung führen, das durch die Aufnahme eines multilokalen Arrangements gemildert wird. Das Elternhaus und das familiäre und weitere soziale Umfeld werden also zum sicheren Rückzugsort und „Basislager“, wenn unerwartete Schwierigkeiten auf dem Weg in die Unabhängigkeit auftauchen (Berk, 2005, S. 634f; Vollmar, 2012). Im Laufe der Zeit können sich soziale Parameter entwickeln und zu einer Neubewertung der Situation führen, wie z.B. eine Festlegung auf einen der Wohnorte und die Wiederaufnahme einer unilokalen Lebensführung.

#### **IV.1.2. Typ II**

##### **MULTILOKALITÄT ALS MITTELFRISTIGE STRATEGIE ZUR AUFRECHTERHALTUNG EINER ENGEN SOZIALEN BINDUNG**

Dieser Typus umfasst sieben multilokale Arrangements, die zunächst aufgrund eines sozialen Kontaktes am Freizeitort aufgenommen wurden. Es handelt sich um Personen, die entweder mit ihren Kindern oder Partnern am Wohnsitz der Freizeit zusammenleben und dieses Arrangement aufgrund dieser Kontakte aufgenommen haben, man

könnte also von einer sozial bedingten Multilokalität sprechen. Da sich bezogen auf die Unterschiedlichkeit der Beziehungen eine deutliche Differenzierung zwischen den multilokalen Arrangements von Personen, die einen zweiten Wohnsitz wegen ihrer Kinder und den Personen, die einen zweiten Wohnsitz wegen ihrer Partner aufrecht erhalten aufbaut, wird in diesem Typus zwischen zwei Subtypen unterschieden.

### *Subtypus 1: Fernbeziehungen mit Partnern*

Herr J. Lambert. (31) lebt einige Tage der Woche im Hause seiner Eltern in Britten / Saarland in der Nähe seines Arbeitsortes in einer Kanzlei in Losheim (etwa 6 km von Britten). Er ist selbstständiger Rechtsanwalt. Im Saarland pflegt er auch sein Hobby, das Fußballspielen. Er spielt in einem Verein und arbeitet als Trainer. Seinen zweiten Wohnsitz hat er in Trier / Rheinland-Pfalz (etwa 32 km von Britten), wo er mit seiner Freundin A. Martinez zusammenlebt. Er hält sich in Trier am Wochenende und an einigen Tagen während der Woche auf, an denen er dann von dort zu seiner Arbeit in Losheim fährt, so dass in diesem Fall nicht eindeutig von einem Freizeitort und einem Arbeitsort unterschieden werden kann. Am Wohnsitz im Saarland hält er sich aus verschiedenen Gründen auf: Zum Einen ist er dort in Arbeits- und Fußballnähe, was ihm ermöglicht an den zwei Tagen der Woche, an denen er Training hat, nicht abends nach Trier zu fahren, was zeitlich schwierig ist.<sup>18</sup> Zum Anderen wohnen seine Eltern in Britten, zu denen er ein gutes Verhältnis hat und viele Freunde und Bekannte, die teilweise noch aus Schulzeiten stammen.<sup>19</sup> Jan Lambert. ist außer an den Tagen, an denen er in Britten übernachtet noch zusätzlich an jedem Werktag im Hause seiner Eltern, wo er seine Mittagspause verbringt und mit den Eltern isst. Am Wochenende spielt er im Umkreis Fußball und verbringt mit seiner Freundin Zeit bei den Eltern. Die multilokale Situation, die er bereits aus dem Studium kannte, ergab sich nachdem er nach dem

---

<sup>18</sup> „Ich fahre morgens von Trier zur Arbeit und abends zurück und schlafe in Britten nur, wenn ich Fußballtraining hab, also so etwa zweimal die Woche. Dann wäre es manchmal zu knapp, wenn ich erst um elf zu Hause wäre und am nächsten Morgen wieder arbeiten muss.“ (J. Lambert)

<sup>19</sup> „[...] weil halt auch meine Freunde von hier sind oder hier im Umkreis wohnen und ich hier auch Fußballspiele. [...] und dann ist ja auch die Familie, also meine Eltern, da.“ (J. Lambert)

Berufseinstieg wieder einige Zeit nur in seinem Elternhaus gewohnt hatte, als seine Freundin aus Spanien nach Deutschland zog.<sup>20</sup> Da sie zunächst nicht planten zusammen zu wohnen und seine Partnerin Frau Martinez. in einer Stadt und nicht in einer kleineren Ortschaft wie Britten leben wollte, entschied sie sich für eine kleine Wohnung in Trier, 32 km entfernt von Britten.<sup>21</sup> Daraufhin begann Herr Lambert immer mehr Zeit in Trier zu verbringen<sup>22</sup>, man baute sich einen gemeinsamen Freundeskreis auf und hat mittlerweile eine gemeinsame Wohnung bezogen. Das multilokale Arrangement mit dem Elternhaus bleibt aber weiterhin bestehen.

Marie Caspari lebt mit ihrer Mutter in Saarlouis / Saarland und arbeitet in Saarbrücken. Während ihrer multilokalen Lebensphase, in der das Interview stattfand, befand sie sich auf Arbeitssuche, da sie kurz vorher das Studium abgeschlossen hatte und finanzierte sich durch private Kinderbetreuung im Umkreis ihres Wohnortes. Ihr damaliger Partner, David Kaufmann, arbeitet in einer Marketingagentur in Dortmund, wo er seit mehreren Jahren lebt. Die beschriebene Wohnsituation wurde aufgenommen, als sich das Paar sechs Monate vor dem Interview kennenlernte. Nach dem Kennenlernen entschied sich das Paar erst einmal für eine multilokale Wohnsituation bei der Frau Caspari den aktiven Part übernahm und sich etwa einmal im Monat für einige Tage, meist Wochenenden, bei ihrem Partner aufhielt und zu diesem Zweck nach Dortmund fuhr.<sup>23</sup> Dort wohnte sie in seiner Wohngemeinschaft mit zwei weiteren Mitbewohnern, in

---

<sup>20</sup> „Ich hab halt dann angefangen, regelmäßig auch bei ihr in Trier zu sein, was natürlich auch so gedacht war, und jetzt wohnen wir eben da, aber nach Trier wär ich jetzt nicht gegangen, wenn sie nicht da hergezogen wäre, [...] dass ich jetzt da wohne, ist wegen meiner Freundin“ (J. Lambert)

<sup>21</sup> „Ich hatte keine Arbeit und ich habe einen Freund, der aus Deutschland kommt und wir sind seit drei Jahren zusammen. Wir hatten uns in Coimbra kennengelernt und sind dann einige Zeit später zusammengekommen. Und dann bin ich nach Trier gezogen. Jan arbeitet in der Nähe von Trier und ich komme aus Madrid und ich mag lieber eine Stadt und ich glaube ich habe in Trier mehr Möglichkeiten, eine Arbeit zu finden und die Sprache zu lernen und Leute kennen zu lernen als in Britten.“ (A. Martinez)

<sup>22</sup> „Am Anfang nicht so oft, schon regelmäßig und oft, aber nicht so oft. Da hab ich vielleicht zwei bis dreimal die Woche noch hier geschlafen.“ (J. Lambert)

<sup>23</sup> „Also, ich wäre natürlich nicht so oft, oder besser gesagt, nie in Dortmund, wenn nicht mein Freund da wäre.“ (M. Caspari)



seinem Zimmer „mit“. Die Gründe für die Entscheidung, dass Frau Caspari und nicht ihr Partner oder beide an beiden Wohnorten lebten, bestanden zum Einen in der arbeitsmäßigen Gebundenheit von Frau Casparis Partner, der durch eine Vollzeitstelle, bei der oft Überstunden anfallen, stark gebunden und wenig flexibel war. Die gemeinsam verbrachte Zeit wäre so wesentlich kürzer gewesen, als wenn sie zu ihm kommt, da sie mehr Freizeit zur Verfügung hatte.<sup>24</sup> Hinzu kam für Frau Caspari der Grund, dass sie gerne das Wochenende in einer Großstadt verbrachte und auch die zeitweilige Abwesenheit von der Mutter schätzte, mit der es des Öfteren zu Konflikten kam, was ihr Partner bestätigte.<sup>25</sup> Eine unilokale Lebensweise an einem der beiden Wohnorte kam aber zu Beginn auch nicht in Frage, da die Beziehung noch jung war und überdies für beide kein weiterer Anreiz für einen Umzug an den Wohnort des jeweils anderen bestand, was von beiden unterschiedlich beurteilt wurde.<sup>26</sup> Nach etwa einem Jahr schei-

---

<sup>24</sup> „[...] ja, ich will einfach was von der Zeit haben, wo man sich dann mal sieht, weil das ja schon selten ist und ich hab einfach mehr Zeit, weil ich ja immer nur nachmittags arbeite und auch mal was ausfallen lassen kann.“ (M. Caspari)

<sup>25</sup> „[...] und ich fahre nach Dortmund, weil ich nicht will, dass mein Freund so oft hierher kommt, weil meine Mutter ziemlich nervt und auch die Privatsphäre von uns stark einengt. Außerdem bin ich gern mal in einer Großstadt, hier ist ja nicht viel.“ (M. Caspari);

„Naja, sie hatte das am Anfang so gewollt. Sie wohnt zu Hause bei ihrer Mutter und das ist nicht so optimal. Ich würde sie ja auch öfter im Saarland besuchen, wo sie eben wohnt [...]. Aber sie wollte das gar nicht. Sie sagte eben, dass sie gerne mal rauskommt und in die Stadt und auch mal gerne etwas Abstand von ihrer Mutter hat. Ich war schon auch ein paar Mal da, aber obwohl das auch sehr schön ist im Saarland, ist es schon auch etwas nervig mit ihrer Mutter.“ (D. Kaufmann)

<sup>26</sup> „[...] ja, wie gesagt, sie wohnt im Saarland und hat noch ihren Abschluss gemacht und dann hatte sie kein Geld und ich habe ein Leben in Dortmund, also meinen ersten richtigen Job, meine Freunde, das war gar kein Thema, dass ich jetzt ins Saarland ziehe vor allem ja auch, weil sie da ja keine Wurzeln schlagen will, sondern sich möglichst bald einen Job suchen will. Aber erst ging es gar nicht anders. Ich hab dann zwar am Anfang vorgeschlagen, dass sie doch zu mir ziehen soll, da ist gerade in meiner WG ein Zimmer freigeworden. Aber das wollte sie nicht, weil sie das zu viel gekostet hätte und sie dann hier viel mehr hätte arbeiten müssen und vielleicht auch, weil das am Anfang eben vielleicht einfach auch zu früh gewesen wäre.“ (D. Kaufmann);

„Also am Anfang waren das sowohl finanzielle, wie auch emotionale [Gründe], ich hätte es mir nicht leisten können nach Dortmund zu ziehen und die Beziehung war auch noch nicht fest genug, um jetzt nur dafür nach Dortmund zu ziehen,...naja,... und jetzt sind es auch noch vor allem die finanziellen Gründe. Ich kann mir zur Zeit einfach keine Wohnung leisten und bei meinem Freund in der WG kann und will ich auch nicht wohnen, weil das immer noch zu teuer wäre und ich eben auch nicht da in der WG mitwohnen will, weil das eben zu stressig und zu dicht ist und ich da dann auch nichts Eigenes hab.“ (M. Caspari)

terte die Beziehung aus mir unbekannten Gründen und Marie Caspari entschied sich im Saarland zu bleiben.

Herr M. Trierweiler lebt in einem multilokalen Arrangement mit drei Polen. Zwei Wohnsitze befinden sich im Saarland und der dritte in Stetten im Schwäbischen. Während der Woche lebt er in Perl/Saarland, von wo er täglich zu seiner Arbeitsstelle in Luxemburg-Stadt pendelt. Die Wochenenden verbringt er regelmäßig bei seiner Partnerin in Schiffweiler, die dort eine Eigentumswohnung bewohnt. Sie ist, so vermutet Herr Trierweiler, nicht bereit ihren Wohnort und ihre Arbeitsstelle zu verlassen. Daher nahm das Paar kurz nach Beginn ihrer Partnerschaft ein multilokales Arrangement auf, das, als wir 2010 miteinander sprachen, bereits seit sieben Jahren funktionierte. Damals lebte und arbeitete Herr Trierweiler noch in der Nähe von Heidelberg. Nach einigen Jahren wollte er sich beruflich verändern und näher bei seiner Partnerin wohnen. Durch eine Arbeitsstelle in Luxemburg konnte beides vereinbart werden.<sup>27</sup> Herr Trierweiler ist der aktiv multilokale Part des Arrangements, was er sowohl mit einer Präferenz des Wohnsitzes bei seiner Partnerin begründet, als auch mit zeitlichen Einschränkungen seiner Partnerin.<sup>28</sup> Eine gemeinsame unilokale Lebensweise des Paares war zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht konkret in Planung, stellte aber neben einer

---

<sup>27</sup> „Ich wollte in eine Führungsposition schon immer rein und das wollte ich jetzt spätestens hinkriegen und außerdem gefiel mir die Sicherheit des Jobs. Für Luxemburg habe ich mich entschieden, weil ich in der Nähe von meiner Freundin was finden wollte. [...] Die Nähe zum Saarland war eine wichtige Rahmenbedingung, das war aber jetzt nicht die Motivation nach Luxemburg zu gehen. [...] Ich hätte jetzt ja auch einen Job in Frankfurt annehmen können, aber dann wäre mir das zu viel Pendelei und spontane Treffen wären auch nicht mehr möglich. Gestern Abend zum Beispiel, da wollte ich mal noch was anderes sehen, als nur Arbeit und dann bin ich eben zu meiner Freundin gefahren, da fahre ich dann von der Arbeit etwa eine und eine viertel Stunde hin und das kann man nicht jeden Tag machen, aber mal und von Frankfurt ginge das dann gar nicht. Das ist schon gut so, wie es jetzt ist, ich war ja auch nicht in Not, dass ich jetzt in eine Festanstellung gehen musste. Nur wenn die Rahmenbedingungen eben passen und die gab es in Luxemburg und dann hat das zufällig gepasst.“ (M. Trierweiler)

<sup>28</sup> „Sie studiert ja noch an der Fernuni Hagen, bei ihr ist Zeit ein sehr knappes Gut und das kostet halt Zeit, hierher zu kommen und sie hat außerdem eine Katze, da ist sie eben gebunden. [...] Ihre Wohnung ist auch mit mehr Mühe und Liebe eingerichtet, das ist hier eine Männerwohnung muss man ganz klar sagen. Ich hab eine Putzfrau, die dann saubermacht. Aber die Wohnung meiner Freundin ist eben anders. Ich fühl mich auch wohl bei ihr. Und sie sich auch. Und außerdem fährt sie auch nicht gern weite Strecken, wenn jemand pendelt, dann bin ich das eher. Und die Saarländer sind ja auch so heimatverbunden, die gehen ja nicht aus dem Saarland raus.“ (M. Trierweiler)

Fortführung der Multilokalität, eine mögliche Option dar.<sup>29</sup> Herr Trierweilers dritter Wohnsitz ist sein Elternhaus in Stetten, das auf ihn übertragen worden ist. Er hält sich alle sechs Wochen da auf, vor allem um seine Eltern zu sehen und seine Verantwortlichkeiten seinem Haus und Grundstück gegenüber wahrzunehmen.<sup>30</sup> Wenn die Zeit, die er dort verbringt auch im Vergleich zu seinen beiden anderen Wohnsitzen gering ist, so betrachtet er diesen Standort doch als seinen Wohnsitz, vor allem aus emotionalen Gefühlen der Verbundenheit mit dem Ort der Kindheimat heraus.<sup>31</sup> Die Beweggründe, diesen dritten Wohnsitz zu halten, passen nicht in diesen Typus und werden daher nur der Vollständigkeit halber, aufgezählt.

Herr P. Huber lebt seit 21 Jahren in Mainz, wo sich auch sein Arbeitsort befindet. Er arbeitet bei einem Automobilhersteller als Carline-Specialist. Durch die Beziehung zu seinem Partner Herrn T. Walther, der in Mettlach / Saarland lebt, hat sich vor mehr als zehn Jahren eine multilokale Situation entwickelt. Zunächst waren beide Partner aktiv multilokal und wechselten sich mit den Aufenthalten an den beiden Wohnsitzen ab, aber im Laufe der Zeit hat Herr Huber aus verschiedenen Gründen immer mehr die

---

<sup>29</sup> „Was, denke ich, die spannende Frage ist, ist, wie es aussieht, wenn meine Freundin mit dem Studium fertig ist, dann werden die Karten noch mal neu gemischt. Dann hat sie mehr Zeit und dann wird das Thema gemeinsamer Standort wieder mehr in den Fokus rutschen und dann könnte ich mir schon vorstellen, dass wir uns ein Häuschen oder so holen. Was aber dann die Frage für mich sein wird, ist ob ich mir nicht dann doch eine kleine Wohnung in Luxemburg hole, weil es mir dann einfach zu stressig sein wird von der Fahrerei. Das Haus würde dann eher näher an ihrer Arbeit sein, als an meiner, weil mir das Fahren weniger ausmacht als ihr. Ich stelle mir das so vor, dass ich mich während der Woche während der Arbeit richtig reinhänge und dann am Wochenende bei ihr richtig ausspannen kann. Das war so, als ich noch bei Heidelberg die Wohnung hatte, aber ich habe es auch als sehr angenehm empfunden, während der Woche mal bei ihr zu sein und das wär` schon was Schönes, wenn es gelingen könnte. Jetzt haben wir ja immer nur eine Fernbeziehung geführt. [...] Es wäre auch schön, beruflich in Luxemburg zu bleiben, weil das dort einfach attraktiv ist. Ich kann mir aber auch vorstellen, einen anderen Job zu haben, aber weniger als früher. Früher war ich rastlos.“ (M. Trierweiler)

<sup>30</sup> „Meine Eltern hatten eine kleine Landwirtschaft und dann kam irgendwann die Frage auf, was machen wir mit dem Hof? Und dann haben wir uns halt entschieden, dass ich den Hof übernehme und die ganzen Anlagen und so weiter. Wir haben dann das Land verpachtet, d.h. der landwirtschaftliche Betrieb, der wird nicht mehr weiterhin betrieben, aber da gibt es ein Haus, da wohnen auch noch meine Eltern drin, die haben dort Wohnrecht drin und es gehört mir. Und meine Eltern sind schon ziemlich alt, und dann muss ich schon ab und zu mal nach dem Rechten schauen, also alle 6 Wochen.“ (M. Trierweiler)

<sup>31</sup> „Für mich ist es so, dass wenn sie mich nach meinen Wurzeln fragen würden, dann würde ich sagen, die sind dort. Auch wenn ich viel unterwegs bin und immer viel mach mit meiner Freundin, dann sind meine Wurzeln trotzdem immer noch dort.“ (M. Trierweiler)

Rolle des aktiv multilokalen Akteurs übernommen, vor allem weil Herr Walther im Saarland immer stärker in ein ehrenamtliches Entwicklungsprojekt eingebunden wurde, das er ins Leben gerufen hat und leitet<sup>32</sup>. Auch Herr Huber beteiligte sich immer stärker daran, was seine zeitweise Anwesenheit im Saarland notwendig machte.<sup>33</sup> Zu einer gemeinsamen unilokalen Lebensweise kam es bisher noch nicht, diese steht aber in den nächsten Monaten an, da sich das Paar mittlerweile wünscht, dauerhaft zusammen zu leben und Herr Huber den häufigen Wohnortwechsel als zunehmend belastend empfindet.<sup>34</sup> Herr Walther ist Realschullehrer und kann aufgrund der beruflichen Bestimmungen nicht problemlos das Bundesland wechseln, hinzu kommt, dass er das Haus seines Vaters nach dessen Tod übernahm und sich dadurch an das Saarland gebunden fühlt.<sup>35</sup> Im Laufe der Zeit hatte sich außerdem sein nebenberufliches Projekt entwickelt, das ihn zusätzlich bindet, so dass ein Umzug nach Mainz für ihn schwer durchführbar gewesen wäre. Philip Huber ist andererseits in Mainz stark sozial eingebunden, da er einen großen Freundes- und Bekanntenkreis hat, den er bisher ungern

---

<sup>32</sup> „Obwohl das zu Beginn so war, dass wir uns abgewechselt haben. Ein Wochenende war ich in Mainz und Philip war ein Wochenende hier und da wohnte ich ja auch noch zur Miete in Merzig. Aber im Laufe der Zeit haben sich halt hier vielmehr Aktivitäten meinerseits so nebenher entwickelt, die erforderten, dass ich immer hier bin und daher ist der Philip öfter hier. Und dieses Jahr war ich erst einmal in Mainz.“ (T. Walther); „Es kommt noch dazu, dass es bei mir in dieser Konstellation mit meinem Mitbewohner, auch immer etwas schwierig ist, Schlafplatz zu finden. Meine Wohnung ist recht groß. Da wohnt noch ein Freund, der hat so niemanden, deswegen ist das so ein Anhängsel von mir. Und immer wenn Thomas kommt, müsste der Freund dann eben zu seinen Eltern, damit wir entsprechend Platz haben. Und das ist immer etwas kompliziert.“ (P. Huber)

<sup>33</sup> [...] dass Philip ja mittlerweile auch hier Fuß gefasst hat und auch verhandelt ist mit diesen Aktivitäten, und dadurch auch für ihn die Notwendigkeit besteht öfter hier zu sein.“ (T. Walther)

<sup>34</sup> „[...] aber das ist jetzt etwas, was immer dringlicher wird, zumal die Autofahrerei, dieses Pendeln, sehr viel auf der Straße sein, sehr anstrengend ist und ich das nicht mehr mag. [...] Es ist jetzt ein Abwägen, aber ich mag das eigentlich nicht mehr, es ist mir zu anstrengend geworden. Ich hab ihn ja dann auch während der Woche nicht um mich herum, und das ist natürlich auch ein Punkt.“ (P. Huber); „[...] es einen mit zunehmender Beziehungsdauer auch immer mehr stört, wenn der Partner nicht da ist. Ich vermisse das mittlerweile. Vielleicht auch eher seit ich hier oben wohne, da fühl` ich mich schon einsamer, obwohl ich grundsätzlich gut alleine sein kann. Aber ich vermisse meinen Partner, wenn ich hier alleine bin. Wir sind auch erwachsen genug, dass wir, wenn wir zusammen wohnen würden, nicht alles gemeinsam machen müssen.“ (T. Walther)

<sup>35</sup> „Es stellt sich natürlich auch die Frage, warum ich nicht in Erwägung gezogen habe, nach Mainz zu gehen. Aber die Situation eines Lehrers, der in einem Bundesland verbeamtet ist und in Erwägung zieht, in ein anderes Bundesland zu gehen und dabei das Risiko eingeht, seine Verbeamtung zu verlieren und die Sache mit dem Haus sprach dann dagegen.“ (T. Walther)

aufgeben wollte. Hinzu kommt, dass er sich an seiner Arbeitsstelle sehr wohl fühlt. Entscheidungen dieser Größenordnung fallen ihm überdies nicht leicht, so dass er lange gebraucht hat, sich zu einer gemeinsamen unilokalen Lebensweise im Saarland zu entscheiden.<sup>36</sup>

### *Subtypus 2: Mulilokale Arrangements zur Aufrechterhaltung der elterlichen Bindung*

Herr A. Kamper lebt mit seiner Partnerin N. Büchner in Saarbrücken in einem gemeinsam gemieteten Haus. Am Wochenende lebt er mit seinen beiden Kindern in seiner Eigentumswohnung in Essen, wo er aufgewachsen ist. In Saarbrücken arbeitet er als selbstständiger Baustofftechniker und betreibt ein Café. Er kam aus Essen vor bereits 15 Jahren nach Saarbrücken im Rahmen eines beruflichen Projektes, damals noch als Angestellter in einem Architektenbüro. Durch die beruflichen Netzwerke, die er sich in Saarbrücken aufbaute, motiviert, entschied er, sich in Saarbrücken selbstständig zu machen.<sup>37</sup> Er begann von vorneherein eine multilokale Lebensweise, indem er wöchentlich nach Essen fuhr, wo er ein Mehrfamilienmietshaus gekauft hatte, in dem er eine Wohnung für sich ausgebaut hatte und die übrigen vermietet. Zunächst behielt er den Wohnsitz in Essen wegen seines Freundeskreises und seiner Familie. Als er einige Jahre später Vater wurde, änderten sich die Standortofferten Essens für ihn. Er behielt zwar den wöchentlichen Rhythmus bei, pendelt aber nun ausschließlich wegen seiner Kinder, die das Wochenende mit ihm in seiner Wohnung leben und die Woche über bei ihrer Mutter in Essen<sup>38</sup>. Trotz seiner mittlerweile zahlreichen Verflechtungen im Saar-

---

<sup>36</sup> „Ich brauch etwas länger, mich an so eine Veränderung zu gewöhnen, mit dem Alter wird das auch immer schwerer. 50% sind meine Freunde und zu 50% spielt mein Job eine Rolle und es ist ein fester, guter, ungekündigter Job. Ich kann so eine gravierende Veränderung nicht auf die leichte Schulter nehmen. Da brauch ich eben Zeit, um mich mit dem Gedanken anzufreunden.“ (P. Huber)

<sup>37</sup> „Also es hat sich abgezeichnet, dass es hier in Zukunft für mich genug Arbeit geben würde für die nächsten Jahre und deswegen hab ich mich dann für Saarbrücken entschieden. Und ich hatte in den Jahren zuvor viele Kontakte zu Fachunternehmen und anderen Städten in der Umgebung geknüpft, z.B. Trier und da war der Einstieg einfach viel einfacher.“ (A. Kamper)

<sup>38</sup> „Ich konnte mir das leisten, da eine Wohnung zu haben und hier, so dass ich dann hin und her gependelt bin. Ich hab in Essen anfänglich auch noch viele Bekannte und Freunde gehabt mit denen ich auch immer den Kontakt gepflegt hab und ich hab auch ein Haus als Eigentum in Essen, so dass sich das eben

land, die sowohl beruflicher als auch privater Natur sind, plant Herr Kamper nach wie vor mit seiner Partnerin nach Essen oder in eine andere Stadt im Ruhrgebiet zurückzukehren. Er begründet dieses Ziel zum Einen mit seinen Kindern, nennt aber auch Rassismus als negative Standortofferte, mit dem er in Saarbrücken immer wieder konfrontiert wurde.<sup>39</sup> Ich hatte in diesem Fall die Möglichkeit, auch mit der 13-jährigen Tochter von Herrn Kamper zu sprechen, die während der Woche bei ihrer Mutter und am Wochenende bei ihrem Vater in Essen lebt und die Ferien teilweise in Saarbrücken verbringt, wie auch ihr neunjähriger Bruder.<sup>40</sup> Das Gespräch mit ihr ergänzte und bestätigte, Herrn Kampers Aussagen. So sagte sie mir, dass es auch ihr lieber sei, wenn ihr Vater unilokal in Essen wohnen würde.

Herr N. Posselt lebt und arbeitet in Rotenburg/Wümme in Niedersachsen als Leiter eines Callcenters. Alle zwei Wochen verbringt er das Wochenende mit seinen beiden Söhnen in Ottweiler im Saarland in einer Einliegerwohnung in seinem Elternhaus. Bis zu der Scheidung von seiner Frau lebte er in Ottweiler mit seiner Familie in einem eigenen Haus. Nach der Scheidung zog er aus beruflichen Gründen nach Hamburg um und wechselte ebenfalls aus beruflichen Gründen nach Rotenburg,<sup>41</sup> wo er sich jetzt

---

*anfänglich so angeboten hat, dass ich da ein Haus hab, ständig was machen muss und meine Familie da lebt. Und dann wurde ich irgendwann auch Papa und mein erstes Kind ist dann eben auch in Essen geboren und dann wurde ich ein paar Jahre später zum zweiten Mal Papa. Beide Kinder sind von einer Mama. Wir sind zwar seit der Geburt der Kinder nicht mehr zusammen, aber wir verstehen uns gut, sehr gut, so dass wir das dann so beibehalten haben, dass ich seither eben hin und her pendele. [...] in erster Linie, wenn ich runter fahre, geht es mir nur um meine Kinder. Ich beschäftige mich auch nur mit denen, mich interessiert dann auch das andere nicht. Ich bin vollkommen zufrieden damit.“ (A. Kamper)*

<sup>39</sup> „Ich arbeite daraufhin, etwas anderes zu machen, dass ich etwas verkaufen kann, also eine Ware überall hin und dann kann ich das auch von woanders her machen und bin dann nicht mehr an Saarbrücken gebunden und kann dann nach Düsseldorf oder Essen zurückgehen. Ich will eben zurück wegen der Kinder und weil ich mich im Rheinland und NRW wohler fühle und ich habe zu viel Ausländerfeindlichkeit erlebt, gerade von der älteren Generation. Man hat mir ständig Steine in den Weg gelegt und ich hab auch viel Geld verloren dadurch. Mit ein Hauptgrund ist wirklich Rassismus. Ich kann das auch offen sagen, das ist so. Ich bin auch mehrfach vor Gericht gewesen, also ich hab Klagen eingereicht. Also in Saarbrücken ist es wirklich schwer für Ausländer.“ (A. Kamper);

„Ja, er hat ja erzählt, dass er vielleicht nach Essen kommt, aber dann immer am Wochenende nach Saarbrücken fährt, also umgekehrt, ich glaub, das wäre mir lieber. [...] Der Unterschied wäre dann, dass ich ihn halt immer sehen kann, dass ich einfach zu ihm rüber gehen kann, wenn ich möchte und ihn nicht nur am Wochenende sehen würde.“ (Tochter von A. Kamper)

<sup>41</sup> „[...] und dann nach der Scheidung bin ich dann von hier nach Hamburg und hab dort mein eigenes Versicherungsbüro gehabt und pendele eben seitdem 14-tägig hierher. Mit meiner Frau hatte ich vorher ein eigenes Haus hier am Ort bewohnt [...]. In Hamburg hatte ich die Gelegenheit, ein Büro zu überneh-

ein Haus gemietet hat und ein soziales Netzwerk aufgebaut hat.<sup>42</sup> Er plant keinen Rückgang ins Saarland und betrachtet die multilokale Situation, die er ausschließlich wegen seiner Kinder auf sich genommen hat, als vorübergehend bis die Kinder alt genug sind, allein nach Rotenburg zu fahren,<sup>43</sup> was er jetzt als seinen Lebensmittelpunkt betrachtet.<sup>44</sup>

Herr M. Ludwig lebt in einem trilokalen Arrangement. Zwei seiner Wohnsitze bewohnt er nur aufgrund eines sozialen Kontaktes. Zum Einen handelt es sich um eine Mietwohnung in Saarbrücken, in der der am Wochenende mit seiner neunjährigen Tochter lebt und um die Wohnung seiner Partnerin in Pforzheim, in der er an mehreren Tagen während der Woche lebt. Sein dritter Wohnsitz ist ein Wohnsitz als Untermieter bei einem Freund in Baden-Baden, von wo er seinen Arbeitsplatz in Karlsruhe anfährt. Dieser Wohnsitz ist aber als Übergangslösung bis zu einem Umzug in eine Wohnung im Haus seiner Mutter gedacht, der vermutlich mittlerweile längst stattgefunden hat.<sup>45</sup>

---

*men. Das war ein Zufall, ich hatte den Vorgänger bei einer Weiterbildung kennengelernt. Das war eine rein berufliche Entscheidung, nach Hamburg zu gehen, [...] ich war selbstständig und hatte mein eigenes Büro. Kein Angestelltenverhältnis mehr, war verantwortlich für mich selbst und für meinen Werdegang. Ich habe natürlich auch mehr Geld verdient. Ich hatte zwei Mitarbeiter [...]. Die Entscheidung fiel dann natürlich etwas schwerer weil die Kinder hier waren, aber durch die Regelung, dass ich alle 14 Tage hierherkommen kann, ging das dann. Dank der Selbstständigkeit war ich dann freitags morgens schon weg und dann freitags nachmittags hier, also war das ok. Jetzt bin ich ja wieder Angestellter, aber der 14 Tage-Rhythmus bleibt. Ich habe die Selbstständigkeit aufgegeben, weil das Angebot als Angestellter in einer Führungsposition auch wieder verlockender war, finanziell und auch von den Arbeitszeiten her.“ (N. Posselt)*

<sup>42</sup> „Normale soziale Kontakte außerhalb der Arbeit, also, was man so kennenlernt beim Spaziergehen und beim Mountainbikefahren. Ich hab mir in den 6 Jahren, die ich jetzt dort bin, schon ein soziales Netzwerk aufgebaut.“ (N. Posselt)

<sup>43</sup> „[...] ich hab vor in der nächsten Zeit im Norden zu bleiben. Und ich werde das mit dem Pendeln beibehalten, solange das gewünscht ist. Wenn die Kinder größer sind, werden die auch zu mir pendeln. Das hat sich dann für mich erledigt, dann kommt das auf die zu. Davon gehe ich aus.“ (N. Posselt)

<sup>44</sup> „Ich bin ja jeden Tag da, das ist mein Zuhause jetzt. Ich lebe ja da und bin nur ausnahmsweise hier. Mein Lebensmittelpunkt ist ja in Rothenburg, also im Norden und hier ist ja 14-tägiger Besuch. Ich bin auch in Rothenburg gemeldet.“ (N. Posselt)

<sup>45</sup> „Also, es gibt noch etwas, das müsste man vielleicht noch ergänzen, diese Zwischenlösung in Baden-Baden bei meinem Kumpel da im Keller, das war ja nur so als Kurzalternative gedacht, weil meine Mutter in Bühl noch ein Haus hat und da sind Mieter drin, also das ist ein Drei-Familienhaus, und denen hatten wir gekündigt, als klar war, dass ich hier den Job in Karlsruhe hab.“ (M. Ludwig)



Nach seiner Heirat lebte er mit seiner Frau und seiner Tochter zunächst in den USA und zog dann seiner Frau zuliebe ins Saarland, woher sie stammt. Nach der Scheidung 2005 mietete er zunächst eine eigene Wohnung in Saarbrücken und entschied sich dann aus beruflichen und privaten Gründen in seinen Herkunftsort Karlsruhe zurückzukehren.<sup>46</sup> Der Kontakt zu seiner Tochter ist ihm sehr wichtig und er behält die Wohnung in Saarbrücken ausschließlich, um am Wochenende mit ihr zusammen wohnen zu können.<sup>47</sup> Den Wohnsitz in Pforzheim hat er bei seiner Partnerin aufgenommen, weil er Zeit mit ihr verbringen möchte, was am Wochenende und auch wegen der Wohnsituation in Baden-Baden nicht möglich ist. Eine gemeinsame unilokale Lebensweise mit ihr kam zum Zeitpunkt des Interviews noch nicht in Frage, weil die Beziehung noch

---

<sup>46</sup> „[...] weil mein Vater der ist pflegebedürftig in `nem Pflegeheim in Bühl und den musste ich ja sowieso alle drei bis vier Wochen besuchen und da ich ja unter der Woche von meiner Tochter ja getrennt war sowieso, weil ich sie ja nur am Wochenende hatte durch die Scheidung, war die Überlegung, ob ich mich nicht zurückbewerbe nach Baden-Württemberg, also in die Nähe auch von meinem Vater und dann versuche das beides unter einen Hut zu bringen, also Betreuung meiner Tochter und Betreuung meines Vaters in Bühl und deshalb halt auch diese berufliche Entwicklung nach Karlsruhe. [...]. Es war beides sehr stark, privat und beruflich, also war beides ausschlaggebend. Also natürlich, wenn der Job nicht so lukrativ gewesen wär, also obwohl ich jetzt auch nicht die Mördert Kohle verdien, aber dann hätt ich's wahrscheinlich auch nicht gemacht. Also es gab da so einen Break-even-Point, wo ich wusste, wenn sie mir das bezahlen, dann würd ich den Schritt schon machen.“ (M. Ludwig)

<sup>47</sup> „[...] 2003 war einfach die Überlegung dann als wir zurückkamen, weil sie hatte einen Zeitvertrag in den USA, wohin gehen wir denn zurück, denn hier hatten wir uns ja kennengelernt und sie kommt ja auch aus dem Saarland. Sie hat hier nur gearbeitet und ich hab sie hier kennengelernt. Dann haben wir gesagt, mit dem familiären Hintergrund ist es einfach besser, wenn wir ins Saarland gehen würden, was wir dann auch getan hatten, nur hat's halt dann als wir zurückkamen nicht mehr ganz so hingehauen, dann hatten wir uns 2005 dann getrennt. So dass ich dann auch logischerweise im Saarland gelandet war und eigentlich immer so ein bisschen damit gehadert hatte, weil's ja immer auch ein hoher Preis ist, wenn man irgendwo anders dann doch gerne leben möchte, aber die Tochter hält einen dann so zurück oder hält einen dann davon ab, wegzugehen. Und mit dieser Zerrissenheit hab ich dann im Saarland schon noch ein paar Jahre gelebt oder verbracht, bis ich dann halt einfach gemerkt hab, jetzt wenn die Belastungen zu groß werden d.h. wenn mein Vater hier ist, meine Tochter aber drüben, ich sie aber nur einmal in der Woche sehen kann, das würd vielleicht auch mehr Sinn machen, jetzt einfach mal wieder auf mich zu gucken und halt auch meinen Job mal wieder voran zu bringen und deshalb hab ich mich damals dann nach Karlsruhe beworben.“ (M. Ludwig)



sehr jung war<sup>48</sup>, was sich mittlerweile geändert haben könnte. Die Multilokalität ist noch für die Kinderzeit der Tochter geplant.<sup>49</sup>

Dieser Typus zeichnet sich in erster Linie dadurch aus, dass der Freizeitwohnsitz vor allem aufgrund einer sozialen Standortofferte, nämlich wegen der Kinder oder dem Partner/der Partnerin, bewohnt wird. Der Wohnsitz am Arbeitsort wird hier im Vergleich zu Typ III nicht hauptsächlich wegen der Arbeitsstelle bewohnt, sondern stellt oft auch den sozialen Mittelpunkt für den Akteur dar. Hier leben zum Beispiel die Familie, die Freunde und Bekannten, im Falle von Herrn Kamper, die Partnerin. Hinzu kommen in manchen Fällen Freizeitaktivitäten, wie der Fall von J. Lambert zeigt, der durch sein Hobby Fußball eine starke Bindung an seinen Arbeitsort erfährt. Man kann also in den meisten Fällen davon sprechen, dass es sich beim Arbeitsort auch um den Lebensmittelpunkt der Akteure handelt. Dieses Konzept soll im späteren Verlauf genauer besprochen werden. Das wichtigste Kriterium bei der Zuordnung zu diesem Typus ist die, von allen Befragten getroffene, Aussage, dass sie nur um ihre Kinder bzw. den Partner zu sehen, den Freizeitwohnsitz aufgenommen bzw. nicht aufgegeben haben und sich dort regelmäßig aufhalten. Der Fall von M. Caspari. bestätigt diese Aussage, da das multilokale Arrangement nach dem Scheitern der Beziehung sofort aufgegeben wurde. Die Arrangements dieses Typs sind mittelfristig geplant, alle Akteure sprechen von einer in näherer oder fernerer Zukunft anvisierten unilokalen Lebensweise.

Erklärungen für diese Form multilokaler Arrangements sind für den Subtypus 1 in der Forschung über Partnerschaften mit getrennten Haushalten zu finden. Nach Schneider et al., (1998, S. 314ff) werden drei Hauptformen hervorgehoben: Die getrennte Haushaltsführung von Individualisten, die ihre Unabhängigkeit bewahren wollen und die die residenzielle Trennung als Teil eines gemeinsamen Beziehungsideals verstehen (LAT's – „Living apart together“-Beziehungen, nach Hoffmann-Nowotny, 1991, S.

---

<sup>48</sup> „[...] weil so lang kenn ich jetzt meine Freundin auch noch nicht und wir haben auch gesagt zum jetzigen Zeitpunkt zusammenziehen, machen wir sowieso nicht, obwohl sie wirklich jede Menge Platz hat, da müssen wir gucken, da gibt's vielleicht wieder 'ne neue Lebensplanung.“ (M. Ludwig)

<sup>49</sup> „Ja, ich würde dann erst den Rhythmus verändern wenn sie älter ist, vielleicht nur noch jedes zweite Wochenende ins Saarland und dann jedes Dritte. Und dann nur noch selten und dann vielleicht mal eine Nacht in der Jugendherberge und sonst käm` sie dann zu mir hierher, dass sie dann auch in den Ferien hauptsächlich hier ist.“ (M. Ludwig)

315ff), des Weiteren die Partnerschaften ohne gemeinsamen Wohnraum, die zwischen einem Übergangsstadium und einer eigenen Beziehungsform in den ersten Phasen der Beziehungsentwicklung angesiedelt werden und letztendlich die „Shuttle“-Beziehungen, die zeitweise getrennte Wohnräume als Kompromiss zwischen strukturellen Erfordernissen und individuellen Präferenzen betrachten. Bei LAT-Modellen wählt das Paar die getrennte Wohn- und Haushaltsform gezielt, weil sie ihrem Partnerschaftsideal entspricht. Strukturelle, geographische, familiäre und berufsspezifische Erfordernisse sind individuellen Motiven untergeordnet. Beide versprechen sich von dieser Wohn- und Partnerschaftsform größtmögliche Freiheit. Die Lebensform stellt keine Übergangslösung dar, sondern ist für die Dauer der Beziehung geplant (Schneider et al., 1998, S. 54). So können LAT-Paare durchaus in derselben Region, Stadt, sogar im selben Haus leben. Partnerschaften ohne gemeinsamen Wohnraum, die sich in der Phase der Beziehungsentwicklung befinden, stellen den Normalfall von Paaren in der ersten Phase ihrer Entwicklung dar. Erst danach entscheidet sich, ob und wie sich das gemeinsame Leben residenziell entwickelt (Schneider et al., 1998, S. 52). Vermutlich stellen Paare, die an einem Wohnstandort leben oder zumindest in täglich erreichbarer Nähe, in dieser Gruppe den Hauptteil der Fälle dar. Im Normalfall kann von einer multilokalen Lebensweise hier nicht gesprochen werden, da es keinen gemeinsamen Wohnraum gibt, sondern gegenseitige Besuche die Anfangsphase prägen. Der Begriff LAT wird in der Literatur unterschiedlich weitfassend verwendet. So sprechen einige Autoren von LAT-Beziehungen und meinen damit grundsätzlich alle partnerschaftlichen Beziehungen, die in getrennten Wohnräumen stattfinden wie Straver (1980) oder Kock und Noyon (2006). Hoffmann-Novotny (1991) reserviert ihn für Beziehungen, die den getrennten Wohnraum als Teil des Beziehungsideals betrachten. In diesem Sinne soll er auch hier verwendet werden. Shuttle-Beziehungen haben nach Schneider et al. (1998) die Beziehung bereits geklärt und einen gemeinsamen Haushalt an einem gemeinsamen Wohnsitz gegründet. Aufgrund individueller Präferenzen (z.B. eigenes Haus, Familiensitz) und berufsspezifischer und/oder struktureller Bedingungen (z.B. schlechte Arbeitsmarktlage) wird ein weiterer Wohnsitz von einem der Partner oder beiden bezogen. Die Wohnsituation wird als Kompromiss für eine Übergangsphase angesehen (Schneider et al., 1998, S. 53), die sich aber aufgrund der sich

nicht verändernden negativen wie positiven Standortofferten oder auch durch eine Bewertungsveränderung durch die Akteure zu einer dauerhaften Lösung entwickeln kann. Es wäre somit auch eine Entwicklung zu einer LAT-Strategie denkbar.

Die Zuordnung der Paare dieses Typs ist nicht eindeutig möglich. Im Falle meiner Interviewpartner ist die getrennte Wohnform entstanden, weil beide Partner bereits beim Kennenlernen an unterschiedlichen, mehr als 300 km entfernten Wohnorten lebten und arbeiteten, also nicht an einem vormals gemeinsamen Wohnsitz und Haushalt. Alle befragten Paare und Einzelpersonen sahen in dieser Situation zunächst eine Fernbeziehung als einzige Möglichkeit der Beziehungsentwicklung und -erhaltung an. Das lag erst einmal daran, dass man sich die Möglichkeit geben wollte, zu sehen, wie sich die Beziehung entwickelt und ob eine gemeinsame Zukunft denkbar ist, bevor einer der Partner seinen Wohnort mit allem, was damit verbunden ist, aufgibt. Diese „Kennenlernen“-Phase besteht in jeder Beziehung zu Anfang. Ein nicht-gemeinsames Wohnen ist in dieser Phase der Normalfall (Schmidt et al. 2006, S. 77). In den hier geschilderten Fällen aber begann die Beziehung bereits als Fernbeziehung. Daher war auch zu Beginn ein zeitweise gemeinsames Wohnen in einem der noch getrennten Haushalte oder beiden nicht vermeidbar. In diesen Fällen führte die Entfernung zwischen den Wohnorten also, unter der Vorgabe, eine Beziehung aufbauen zu wollen, unumgänglich zu einer Lebensweise des zeitweisen gemeinsamen Wohnens, also einer multilokalen Strategie. Beziehungen die sich also noch im Anfangsstadium befinden, was bei Schneider et al. (1998, S. 55) auf eine Beziehungsdauer unter einem Jahr festgelegt wird, können trotz teilweise gemeinsamen Wohnens den „Partnerschaften in den ersten Phasen der Beziehungsentwicklung“ zugeordnet und so erklärt werden. Diese Zuordnung deckt sich mit den Aussagen meiner Interviewpartner Frau Caspari und Herrn Ludwig, die beide zum Zeitpunkt des Interviews in Partnerschaften lebten, die nicht älter als ein Jahr waren. Beide sprachen davon, dass eine dauerhaft gemeinsame Wohnsituation zunächst nicht in Frage komme, da sie erst sehen wollten, wie sich die Beziehung entwickelt. Die anderen Fälle entsprechen eher den Shuttles, obwohl im Unterschied zu der Festlegung nach Schneider et al. (1998, S. 53f) in keinem der Fälle bereits zu Beginn ein gemeinsamer Wohnsitz oder ein gemeinsamer Haushalt bestand. Dennoch gibt es eine Reihe von Gemeinsamkeiten, die eine Bezeichnung dieser Bezie-

lungsmuster als Shuttles rechtfertigen. So hatte sich in diesen Fällen die Beziehungen gefestigt und man plante eine gemeinsame Zukunft, aber aufgrund individueller Beweggründe, die beruflich als auch privater Natur als auch von praktischen Motiven geprägt waren, hatten sich die Paare über Jahre hinweg in eine multilokale Situation begeben. In den Fällen von Herrn Trierweiler und seiner Partnerin und Herrn J. Lambert und seiner Partnerin einigte man sich zunächst auf eine Zwischenlösung in Form eines multilokalen Arrangements, das in größerer räumlicher Nähe situiert ist. Trotz des Wunsches nach mehr Nähe, waren letztendlich Standortofferten wie persönliche Wohnortpräferenz<sup>50</sup>, logistische Gründe<sup>51</sup> oder die Verwirklichung beruflicher Ziele<sup>52</sup> die mit einer unilokalen Lebensweise nicht vereinbar waren, entscheidend für eine einstweilige Erhaltung der multilokalen Situation. Auch in den anderen Fällen waren private und berufliche Gründe, wie bereits bei der Vorstellung der Fälle geschildert, auch nach der Festigung der Beziehung entscheidend für eine multilokale Lebensweise. Dennoch tendieren alle befragten Paare zu einem gemeinsamen unilokalen Wohnsitz, auch wenn sich dieses Ziel erst mittelfristig nach einigen Jahren erreichen lässt. Keines der befragten Paare entschied sich bewusst auf Dauer gegen einen gemeinsamen Wohnsitz, was Erklärungen über LAT-Muster in diesen Fällen ausschließen lässt. Die Ursachen für die Hinauszögerungen lassen sich individuell analysieren, wozu im Rahmen dieser Studie nur oberflächlich die Möglichkeit besteht. Natürlich sind aber auch gesamtgesellschaftliche Veränderungen wie die zunehmenden Auflösungen klassischer Beziehungsmuster, Individualisierungstendenzen oder wirtschaftliche Entwicklungen als Ursachen in Betracht zu ziehen (vgl. Beck, 1986 und Sennet, 2007). Schneider et al. (1998, S. 63ff) weist auch auf den Strukturwandel des Arbeitsmarktes als auslösenden Faktor für wohnräumliche Trennungen von Paaren hin. Als normative Ursachen

---

<sup>50</sup> „[...] ich mag lieber eine Stadt und ich glaube ich habe in Trier mehr Möglichkeiten, eine Arbeit zu finden und die Sprache zu lernen und Leute kennen zu lernen als in Britten.“ (A. Martinez)

<sup>51</sup> „Ich fahre morgens von Trier zur Arbeit und abends zurück und schlafe in Britten nur, wenn ich Fußballtraining hab, also so etwa zweimal die Woche. Dann wäre es manchmal zu knapp, wenn ich erst um elf zu Hause wäre und am nächsten Morgen wieder arbeiten muss.“ (J. Lambert)

<sup>52</sup> „Ich wollte in eine Führungsposition schon immer rein und das wollte ich jetzt spätestens hinkriegen und außerdem gefiel mir die Sicherheit des Jobs.“ (M. Trierweiler)

werden hier die zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz von nicht-konventionellen Lebensformen und die sich wandelnde Rolle der Frau gesehen (S. 55f).

Die multilokalen Arrangements des Subtypus 2 entstanden alle aus dem Wunsch der Väter heraus, trotz der Trennung von den Müttern der Kinder, ihre Fürsorgepflicht als auch eine intensive emotionale Beziehung zu ihren Kindern zu erhalten, wenn auch familiäre Notwendigkeiten und berufliche Selbstverwirklichung das Leben an einem weiteren Wohnort initiierten, der nicht in täglicher Reichweite des Wohnsitzes der Kinder liegt. In diesem Fall, wo keiner der Befragten von wirtschaftlichen Notwendigkeiten sprach, sondern eher von beruflichen Vorteilen, die durch den Wohnortwechsel entstanden, ist es sicher nicht ohne weiteres möglich, allgemeine wirtschaftliche Veränderungen als Hintergründe heranzuziehen. Hier scheint sich eher eine Veränderung der Vaterrolle sowie der gesellschaftlichen Sichtweise auf alleinerziehende Väter oder Teilzeit-Väter bzw. auf Erziehungsarrangements getrennt lebender Eltern bemerkbar zu machen, die weniger eine Ursache für die Entstehung dieser Multilokalismen ist, sondern eher eine Rahmenbedingung, die sie ermöglicht. In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass zu jedem der multilokalen Väter dieser Studie auch multilokal lebende Kinder gehören. Multilokalität von Kindern ist besonders nach Trennungssituationen eine häufige Strategie zur Wahrung familiärer Beziehungen (Schier, 2009, S. 63ff) Gerade im Bereich von Familien zeigt sich, dass sich in multilokalen Strukturen eine besondere Tendenz zur residenziellen Netzbildung liegt. Das Beispiel von Herrn Ludwig, dessen multilokales Arrangement aufgrund seiner zweifachen Ausrichtung, beiden Subtypen zugeordnet werden konnte, zeigt dies deutlich. Über ihn werden drei getrennte Haushalte und vier Wohnstandorte miteinander vernetzt.

### **IV.1.3. Typ III**

#### **MULTILOKALITÄT ALS MITTEL- BIS LANGFRISTIGE STRATEGIE ZUR ERHALTUNG VON BERUFLICHEN UND FAMILIÄREN KONSTANTEN IN SHUTTLE-BEZIEHUNGEN WÄHREND DER KARRIEREPHASE**

Dieser Typus beinhaltet sieben multilokale Arrangements. Es handelt sich bei den Befragten um elf Personen die interviewt werden konnten; ein aktiv / aktiv multilokales Ehepaar, drei aktiv / passiv multilokale Ehepaare und drei aktiv multilokale Personen, mit deren Ehepartnern ein Interview nicht möglich war. Wie sich daraus ersehen lässt, sind alle Befragten verheiratet. In vier Fällen lebten zum Zeitpunkt des Beginns der Multilokalität noch gemeinsame Kinder im Haushalt der Eltern, in einem Fall war es der Sohn des Ehemannes aus erster Ehe. Zwei der Paare haben keine Kinder. Alle Freizeitwohnsitze befinden sich im Saarland. Die Berufsausbildung und Berufseinstiegsphase der aktiv multilokalen Befragten lag zum Zeitpunkt des Interviews und zu Beginn der Multilokalität schon einige Zeit, teilweise Jahre zurück und alle waren beruflich etabliert. Auch lebten alle bereits seit mehreren Jahren multilokal. Die Begründungszusammenhänge für eine multilokale Lebensgestaltung bestanden generell in einer Dualität zwischen einem arbeitsbedingten und einem sozialen Lebensmittelpunkt. Initiiert wurde die Aufnahme eines weiteren Wohnortes in fünf Fällen durch eine berufliche Veränderung und in zwei Fällen durch eine soziale Veränderung. Im Falle der Ehepaare Schnur, Lambert, Marzouki, Torgart und bei Herrn Lellig, der zu Beginn der Multilokalität noch nicht verheiratet war, bestand ein festes Arbeitsverhältnis in der Nähe des Wohnsitzes der Familie. Durch den Wunsch, sich beruflich zu verbessern, nahmen Herr Lellig und Herr Lambert eine neue Arbeitsstelle an einem weiter entfernten Standort an und pendelten beide am Wochenende an ihren Herkunftsort. Im Laufe der Zeit veränderten sich die Rahmenbedingungen. Das Ehepaar Lambert hatte den Wunsch, in einem eigenen Haus zu leben und die 3 Kinder auf dem Land aufwachsen zu lassen. Da die Baulandpreise im Raum Ludwigshafen, wo Herr und Frau Lambert arbeiteten aber im Vergleich zum Saarland extrem hoch waren und man außerdem die Möglichkeit bekam, das Elternhaus von Frau Lambert zu übernehmen, legte man sich auf ein Leben im Saarland fest. Herr Lambert wurde durch den Umzug zum Alleinverdiener der Familie und entschied sich den Arbeitsplatz in Ludwigshafen nicht aufzugeben, da er im

Saarland keine vergleichbare Stelle finden konnte, sowohl was den Arbeitsbereich anging, als auch das Gehalt. Durch eine umfassende Renovierung des Hauses, sowie später das Studium der Kinder war die Familie auf das Gehalt von Herrn Lambert angewiesen und eine Veränderung zu Gunsten einer unilokalen Lebensweise wurde nicht in Betracht gezogen<sup>53</sup>. Herr Lellig, zum Zeitpunkt des Beginns der Multilokalität noch nicht verheiratet, ist Berufssoldat und hatte sich karrierebedingt vom Standort Merzig nach Strahlen (etwa 300 km Entfernung) versetzen lassen. Seinen Wohnort in Merzig, wo er ein eigenes Haus besitzt, das er gemeinsam mit seiner Mutter bewohnte, hatte er wegen seinem sozialen Umfeld, seinen Vereinstätigkeiten und seinen Verantwortlichkeiten das Haus betreffend, nicht aufgegeben.<sup>54</sup> Nach seiner Heirat mit Frau T. Lellig, die ebenfalls in Strahlen in der Kaserne lebte und dort eine Ausbildung machte, gewann der Wohnsitz in Merzig zusätzlich an Bedeutung. Frau Lellig begann nach ihrer Ausbildung in Strahlen eine weitere Ausbildung in Fürstfeldbruck bei München, wo sie wieder in einer Kaserne lebte und so wurde das Haus in Merzig zu dem Treffpunkt

---

<sup>53</sup> „Ich hätte dann wieder in den Maschinenbau rein gemusst. Maschinenbau ist nicht so einfach von der Planung her und wenn man da nicht direkt drin bleibt, dann ist das nicht leicht, sich da wieder rein zu arbeiten. Das war im Anlagenbau leichter und da war ich ja auch schon drin und den gibt's hier eben nicht. Es gibt hier ein paar kleine Planungsbüros, aber da hätte ich bei weitem nicht das Geld verdient, das wir bei dem Umbau gebraucht haben.[...] Entscheidend war dann schon auch das Einkommen. So ein Umbau kostet viel Geld und ich hab in Ludwigshafen bei der BASF gut verdient und das haben wir zu der Zeit auch gebraucht.[...] ja, das war eine bewusste Entscheidung wegen des Gehalts auf Nummer Sicher zu gehen. Wir wollten ein Haus und das hat das so bedingt. Ich weiß auch nicht, ob wir das Studium der Kinder finanzieren hätten können ohne dieses Gehalt.“ (H. Lambert)

<sup>54</sup> „Ja, also, der Verdienst hier (Kaserne auf der Ell in Merzig, Anm. d. Autor.), wäre für mich derselbe wie da oben. Das hatte mit dem Geld gar nichts zu tun, sondern nur, weil ich da oben einen höheren Dienstgrad erreichen konnte, als wenn ich hier geblieben wäre. Und eine neue Ausbildung, also nur um mich beruflich zu verbessern. Ich hätte auf jeden Fall mehr Geld, wenn ich hier geblieben wäre. Aber die Karriere war mir jetzt wichtiger als das Geld. Es gibt aber auch welche, die darauf verzichten. Wenn ich hier geblieben wäre, dann hätte ich auch irgendwann mehr verdienen können, nur die Ausbildung, die ich da oben machen konnte, die hätte sich hier hinausgezögert oder hätte sich gar nicht ergeben und dann muss ja auch der entsprechende Dienstposten zur Verfügung stehen und das wäre dann hier auch fraglich gewesen. Bevor ich dann ewig hier warten muss, hab ich damals gesagt, dann geh ich dahin, wo ich dann gleich alles hatte und da war ich ja noch alleine und da war es mir egal.“; „[...] Ich hab mich hier eben mehr verbunden gefühlt, weil hier war ja mein ganzes Umfeld, die ganzen Vereine und so..., [...]. Dann haben wir ja in Merzig das Haus, das ist mein Elternhaus und meine Mutter wohnt noch drin.“ (S. Lellig)

und dem gemeinsamen Heim für das Paar<sup>55</sup>. Zum Zeitpunkt des Interviews hatte Frau Lellig ihre Ausbildung seit einer Woche beendet und befand sich auf Arbeitssuche in Merzig und Umgebung und in Strahlen, war aber auch bereit, wieder multilokal zu leben, falls sich an diesen Standorten nichts ergeben sollte<sup>56</sup>. Den Wohnsitz in Merzig zunächst nicht aufzugeben bis durch die Arbeitsstelle von Frau Lellig eine Entscheidung über eine uni-oder multilokale Lebensweise getroffen wurde, stand für beide fest.<sup>57</sup>

In den Fällen der Ehepaare Torgart, Schnur und Marzouki bestand zum Zeitpunkt des Beginns der Multilokalität ein Wohnsitz im Saarland, wo die Ehepaare mit ihren Kindern lebten. Im Falle der Familie Torgart und Marzouki handelte es sich um ein eigenes Haus, im Falle der Familie Schnur um eine Mietwohnung. In allen Fällen waren die Ehemänner die Hauptverdiener der Familie und bereits seit mehreren Jahren in ihren jeweiligen Firmen beschäftigt, wo sie eine verantwortungsvolle Position mit einem guten Gehalt, in zwei Fällen eine Führungsposition, innehatten. Durch die Schließung der Filialen im Saarland, standen alle vor der Wahl, mit ihren Unternehmen an den neuen Standort zu wechseln oder sich im Saarland eine neue Stelle zu suchen. Alle drei Befragten entschieden sich mitzugehen. Ein entscheidender Faktor war in allen Fällen das Gehalt, das sich durch den Wechsel verbesserte<sup>58</sup> bzw. nicht verschlechterte<sup>59</sup>. In

---

<sup>55</sup> „Wir haben uns halt hier jedes Wochenende getroffen, das war halt die Stelle, an der wir immer zusammen gekommen sind und man hat sich ja jetzt auch hier einiges aufgebaut, wir haben uns oben die zwei Räume fertig gemacht nach unseren Vorstellungen und irgendwann war das halt unser Heim.“ (T. Lellig)

<sup>56</sup> „Ja, ich würde auch wieder pendeln, mir würde ja auch gar nichts anderes übrig bleiben. Ich will auf jeden Fall wieder arbeiten gehen. Man gibt sich auch selbst irgendwann auf.“ (T. Lellig)

<sup>57</sup> „[...] jetzt mal abwarten, wo meine Frau eine Arbeit findet und dann muss man neu entscheiden.“ (S. Lellig) „Ich such sowohl hier als auch in Strahlen, davon hängt es dann auch ab, wie es mit dem Pendeln weitergeht. Wenn ich was in Strahlen finde, dann würden wir die erste Zeit ein bisschen noch pendeln, bis wir da oben was finden und uns ein bisschen einrichten können und dann würden wir eine Zeitlang mal da oben sein. [...] ist unser Ziel aber, dass wir uns hier in Merzig was aufbauen, weil hier ist seine Familie und die Mutti und das Haus und wenn wir mal Kinder haben, dann wäre das schon besser, wenn wir dann hier unseren gemeinsamen Standort haben [...] das wär` schon der Wunschstandort.“ (T. Lellig)

<sup>58</sup> „Ja, der Verdienst ist besser geworden und in der Transferphase gab es dann auch noch zusätzliches Transfergeld, also mein Verdienst hat sich um etwa 20-25% verbessert durch den Wechsel. Und seitdem steigt es stetig.“ (O. Schnur)

<sup>59</sup> „Am Gehalt hat sich nicht speziell wegen dem Umzug was geändert, das nicht, aber selbstverständlich gibt es jedes Jahr die üblichen Gehaltserhöhungen.“ (P. Marzouki)



zwei Fällen wurde der Umzug von der Firma finanziell gefördert.<sup>60</sup> Alle nannten außerdem als entscheidenden Grund, dass eine vergleichbare Stelle von der Bezahlung und von der Qualität her, im Saarland nicht zu finden war<sup>61</sup>. Außerdem bestand die Möglichkeit, sich beruflich weiter zu entwickeln, also Karriere im Unternehmen zu machen. Für Herrn Schnur war zusätzlich ein wichtiger Faktor, dass ihm für den Wechsel die Möglichkeit angeboten wurde, selber aussuchen zu können, was er machen möchte.<sup>62</sup> Die Gründe den Wohnsitz im Saarland zu behalten gaben alle Befragten vor allem mit familiären Verpflichtungen an. Bei allen waren die familiären wie sozialen Verbindungen der Ehefrauen sowie deren berufliche Integration ein wichtiger Grund<sup>63</sup>. Auch der

---

<sup>60</sup> „[...] aber es gab einen Sozialplan, der es uns ermöglicht hat, zwei Jahre auf Kosten der Firma zu leben, d.h. Fahren, Miete. Das hat mich also in den ersten zwei Jahren nichts gekostet. Und das war, damit die Leute sich zurechtfinden und entscheiden können, ob sie bleiben wollen und vielleicht dann auch ganz nach Karlsruhe ziehen. Und dann gab es auch noch eine Umzugsprämie. Die haben uns diesen Umzug, die Veränderung versüßt, weil sie uns nicht loswerden wollten, sondern uns behalten, wir waren ja erfahrene Fachleute und ohne uns lief das System gar nicht.“ (P. Marzouki)

<sup>61</sup> „Dann hab` ich zuerst versucht in Saarbrücken was Gleichwertiges zu finden, von der Bezahlung her, von der Qualität her, war nichts, auch nicht in Frankreich oder in Luxemburg, also bin ich nach Karlsruhe gegangen.“ (P. Marzouki);

„Ich hätte im Saarland keine qualifikationsadäquate Tätigkeit gefunden, es gab nur Stellen als einfacher Sachbearbeiter.“ (O. Torgart);

„Einen vergleichbaren Job find` ich im Saarland im Moment nirgends und nirgendwo.“ (S. Schnur)

<sup>62</sup> „[...] ich habe eine Stelle, also im Prinzip bin ich Abteilungsleiter, hab die Fachschulreife Technik [...], ich hab keinen Techniker, keinen Ingenieur, keinen Meisterbrief, aber hab eine Stelle vom Techniker, bzw. Ingenieur. Es war so, mein Chef hat mir damals angeboten, als die Firmenzusammenlegung war, wenn ich mitgehe, dann kann ich mir aussuchen, was ich machen möchte, Arbeitsvorbereitung, Konstruktion, Modellbau oder ....und ich hab dann erst mal den Transfer geleitet, den kompletten Umbau und Abbau hier, [...] und jetzt bin ich Schichtführer in der Dieselpartikelfilterherstellung.“ (S. Schnur)

<sup>63</sup> „Ich wollte das nicht und meine Frau auch nicht. Meine Frau hat einen Job hier, ist PTA in einer Apotheke, wo sie schon jahrelang arbeitet und zufrieden ist mit ihrer Chefin, ihren Kollegen und ihrer Arbeit. Wir haben vorher im Mandelbachtal gewohnt [...] haben dort gute Connections und sie arbeitet dort. Und meine Frau hat die schlechte Erfahrung gemacht, als sie damals nach München mitgekommen ist, dass das gar nicht geklappt hat. Sie hat sich da schwer getan, auch beruflich und sie hat sich mit allem schwer getan und als sie dann klargekommen ist, habe ich gesagt, wir gehen zurück nach Saarbrücken.“ (P. Marzouki);

„Am Anfang war es ja so, dass ich viel unterwegs im Hotel war und nicht zu Hause eben und da dachten wir, dass es nichts bringt, dass meine Frau hier alles aufgibt, Job und soziales Umfeld und mit mir nach Frankfurt kommt und dann trotzdem die meiste Zeit allein ist.“ (O. Torgart);

„Und meine Frau ist auch ein Familienmensch, mit ihren Schwestern und so weiter, die kommt ja auch hier aus der Gegend“ (S. Schnur)

Wunsch, die Kinder nicht aus ihrem schulischen Umfeld zu reißen, war ausschlaggebend.<sup>64</sup>

Das Ehepaar Niederkorn lebte seit der Heirat bereits aus beruflichen Gründen gemeinsam aktiv multilokal. Frau A. Niederkorn hat einen gutbezahlten und sicheren Arbeitsplatz als Gewerkschaftssekretärin zunächst in Sprockhövel und jetzt in Bad Orb, wo sie zu Beginn der multilokalen Lebensgestaltung während der Woche arbeitete und ihr Mann mit ihr gemeinsam in ihrer Wohnung wohnte. Am Wochenende lebten beide in der Wohnung von Herrn F. Niederkorn im Saarland, wo er einen gut bezahlten und sicheren Arbeitsplatz bei einem großen Automobilhersteller hat<sup>65</sup>. Familiäre Gründe bewegten Herrn Niederkorn dazu, die Wochenendschicht aufzugeben und zur Wochenschicht zu wechseln<sup>66</sup>, was zu einer Änderung der multilokalen Situation führte. Frau Niederkorn konnte keine qualifikationsadäquate und ebenso gut bezahlte, wie sichere Stelle im Saarland finden und entschied sich, den Arbeitsplatz in Bad Orb zu behalten und somit weiterhin multilokal zu leben, während Herr Niederkorn im Saarland blieb.<sup>67</sup> Das Paar baute sich daraufhin dort ein Haus, das jetzt der gemeinsame Lebensmittelpunkt ist.

---

<sup>64</sup> „[...] waren die Kinder noch in der Schule, denen wollte ich den Schulwechsel nicht zumuten. Ich hab viele Leute kennengelernt, deren Kinder durch den Schulwechsel in den Leistungen zurückgefallen sind, dann lieber einer, der pendelt als die komplette Familie, die umziehen muss.“ (S. Schnur);

„Mein Sohn ist in das Deutsch-Französische Gymnasium gegangen, was eine besondere Schule ist, die es in Europa nur viermal gibt [...]. Man kommt da nicht so einfach rein. Das ist eine zweisprachige Schule. Und ihn aus dieser Schule rauszureißen um ihn in Karlsruhe auf eine normale Schule zu geben, das war mir zu krass, das wollte ich nicht. Wenn er ein Abi macht in dieser Schule, dann hat einen Bonus. Das war ein wichtiger Grund.“ (P. Marzouki)

<sup>65</sup> „Zu Beginn war die Frage, warum sucht mein Mann sich nicht in der Nähe von Sprockhövel was, aber wenn man einen Job bei Ford hat, dann ist das wie ein Sechser im Lotto, den gibt man nicht einfach so auf, insbesondere nicht, wenn man dann über 40 ist. Und für mich gilt das Gleiche, so in meinem Berufszweig gibt es nichts hier im Saarland. Ich hätte nur die Chance, mich selbstständig zu machen und in den jetzigen Zeiten, denkt man da zweimal drüber nach.“ (A. Niederkorn)

<sup>66</sup> „Der Hauptgrund war eigentlich, dass ich einen meiner Söhne zu mir holen musste aus meiner ersten Ehe, das ging halt nicht mehr mit seiner Mutter und ich konnte ja nicht sagen, mach was du willst, geh ins Heim oder sonst was und aus diesem Grund musste ich dann meinen Sohn zu mir nehmen und der ist dann zu mir gezogen und aufgrund dessen musste ich dann auch die Woche über dableiben und dann hab` ich gesagt, ok, dann geh ich von der Wochenend-Schicht runter, [...]“ (F. Niederkorn)

Herr K. und Frau A. Thalberg lebten bis zur Aufnahme einer multilokalen Lebensführung gemeinsam unilokal in Erding, wo Herr Thalberg als Berufssoldat stationiert war und Frau Thalberg ebenfalls eine Arbeitsstelle hatte. Durch eine karrierebedingte berufliche Veränderung, die Ausbildung zum technischen Offizier, musste Herr Thalberg zu einem längeren Lehrgang in die Lüneburger Heide und wurde anschließend an einen anderen Standort in Penzing versetzt. Durch die erste Schwangerschaft von Frau Thalberg entschied sich das Paar, den gemeinsamen Wohnsitz bis auf Weiteres ins Saarland, in das, bereits Jahre vorher gekaufte<sup>68</sup>, gemeinsame und bis dahin vermietete, Haus zu verlegen. Die Gründe waren für Herrn und Frau Thalberg die Unterstützung, die Frau Thalberg von der Familie während der Schwangerschaft und danach bekommt<sup>69</sup> und die günstigen Lebensverhältnisse im Saarland. Dadurch hat das Paar die Möglichkeit, die Elternzeit von Frau Thalberg auf drei Jahre auszudehnen, was in Penzing nicht möglich gewesen wäre<sup>70</sup>. Für Herrn Thalberg zählt auch der Freundeskreis im Saarland als kritische Standortofferte. Der weitere Verlauf der residenziellen

---

<sup>68</sup> „Und 2006 haben wir das Haus gekauft mit dem Hintergrund, dass ich irgendwann mal ausscheide, ich hab nie ganz auf die Bundeswehr gebaut, und ich wollte immer einen Plan B in der Hinterhand haben.“ (K. Thalberg)

<sup>69</sup> „[...] sie war dann schwanger 2009 und dann kam die Kündigung der Mieter hier in dieser Wohnung in unserem Haus und ich wusste, dass ich mit dem Lehrgang in der Lüneburger Heide anfangen, und dann haben wir uns eben entschieden, dass wir hierher in unser Haus ziehen und ich dahin pendele, damit sie auch nicht allein ist in der Schwangerschaft. Hier sind eben unsere Eltern und Verwandten. Und ich werde in der nächsten Zeit auch immer wieder zu anderen Lehrgängen müssen, aber wenn unser zweites Kind dann kommt, dann werde ich mir auch mal zwei Monate Elternzeit nehmen und mal eine Auszeit machen.“ (K. Thalberg)

<sup>70</sup> „[...] man lebt im Saarland recht günstig im Vergleich zu anderen Regionen. Wir haben das Haus hier, das gehört uns. Es ist noch nicht abbezahlt, aber selbst die Raten sind viel geringer als an dem Standort, wo er gerade ist. Da müssten wir bei einer Wohnung die vergleichbar ist mit 1100 Euro rechnen und da können wir hier Raten zahlen und in Urlaub fahren von. Man kann hier seinen Kindern auch einfach mehr ermöglichen. Ich kann z.B. wenn wir hier wohnen bleiben die ganzen drei Jahre Erziehungsurlaub zu Hause bleiben, das könnte ich, wenn wir umziehen nicht, weil dann müsste ich einfach mitverdienen und nach einem Jahr wieder arbeiten gehen. Und deshalb ist dieser Standort so wichtig für uns, weil wir einfach unseren Kindern und uns mehr Lebensqualität geben können.“ (A. Thalberg)

Lebensgestaltung hängt von beruflichen Faktoren ab. Auch eine multilokale Variante ist für das Paar denkbar<sup>71</sup>.

Die Beschreibung der Fälle zeigt, dass die typisierenden Gemeinsamkeiten dieser Multilokalismen vor allem darin bestehen, dass eine berufliche Notwendigkeit als Grund für die Aufnahme bzw. Beibehaltung eines zweiten Wohnsitzes am Arbeitsplatz erachtet wird. Man kann in diesem Fall also von einer berufsbedingten Multilokalität sprechen. Die aktiven Multilokalen entscheiden sich für die Aufnahme eines weiteren Wohnsitzes an einem neuen Arbeitsplatz, bzw. für die Beibehaltung des Wohnsitzes am Arbeitsplatz bei Aufnahme eines neuen Freizeitwohnsitzes, mit dem Ziel einen gut-bezahlten, qualifikationsadäquaten und sicheren Arbeitsplatz zu erhalten oder zu gewinnen, wobei auch die Möglichkeiten, Karriere zu machen, also innerbetrieblich aufzusteigen, weiterzukommen und sich fortzubilden in fast allen Fällen eine wichtige Rolle spielt. Es geht nicht in erster Linie darum, Arbeitslosigkeit zu vermeiden (in keinem der Interviews wurde diese Begründung genannt), sondern darum, Position und zumindest ökonomischen Status zu halten, bzw. zu verbessern, also um soziale Mobilität im Sinne der Verhinderung eines sozialen Abstiegs bzw. eines Aufstiegs. Ein wichtiger Faktor, der von allen Elternpaaren genannt wird, ist auch die Sicherung der finanziellen Versorgung der Familie.

In den Fällen der Ehepaare Lambert und Thalberg sind die Väter phasenweise die Alleinverdiender der Familie und tragen bzw. trugen damit die Verantwortung für die ökonomische Situation. Die gemeinsamen kritischen Faktoren, die für die Freizeitwohnsitze sprechen, sind nicht der Wohnstandort oder die Region an sich oder die sozialen Vernetzungen mit der Herkunftsfamilie und dem Freundeskreis für die aktiv multilokalen Akteure. Sondern es sind vor allem die kernfamiliären Bindungen, die Tatsache, dass es sich um den Wohnsitz der eigenen Familie handelt, die dort vielfach vernetzt ist und der man die Aufgabe dieser Bindungen nicht zumuten möchte. Die

---

<sup>71</sup> „[...] aber für die nächsten eineinhalb Jahre wird ich von Penzing / Bayern hierher pendeln. Und wenn die Elternzeit von unserem zweiten Kind zu Ende geht, dann werden wir uns über eine neue Pendelsituation oder über einen Umzug klar werden müssen. Also, wenn ich natürlich heimatnah versetzt werde, dann würde ich dann eventuell kürzere Strecken pendeln oder täglich pendeln, dann würden wir den Wohnsitz hier beibehalten. Das ist schon das Ziel, die anderen Möglichkeiten wären nicht gleichwertig.“ (K. Thalberg)

soziale, vor allem familiäre Einbindung des Ehepartners wurde in fast allen Fällen als kritische Standortofferte genannt, ebenso wie die berufliche Integration des Partners, wenn er berufstätig ist. Ein wichtiger Grund waren auch Kinder, die nicht aus dem sozialen und schulischen Umfeld gerissen werden sollten. Auffällig ist hier, dass die eigene soziale Vernetzung, die über die Kernfamilie hinausgeht als entscheidender Faktor nur in zwei Fällen angesprochen wurde, bei Herrn Thalberg und Herrn Lellig. Herr Lellig nannte diesen Faktor aber einen Grund für den Wohnort in Merzig vor der Ehe, während er jetzt auch eine zeitweilige Aufgabe des Freizeitwohnorts im Saarland zu Gunsten eines unilokalen, aber dauerhaft gemeinsamen Lebens mit seiner Ehefrau in Strahlen in Erwägung zieht<sup>72</sup>. Die Darstellung und Analyse dieser Arrangements kann an Anlehnung an Schneider et al. (1998) unter dem, bereits eingeführten Begriff der Shuttles erfolgen, den auch Reuschke (2009, 2010) verwendet. Wie von Schneider et al. (1998, S. 53) idealtypisch beschrieben, verfügen alle multilokalen Arrangements dieses Typs über einen gemeinsamen Haushalt, der durch einen oder zwei Satellitenhaushalte, quasi Haushaltsfilialen, ergänzt wird, die nur von jeweils einem der Partner aus zu beruflichen Zwecken genutzt werden. Die Interviewpartner blicken alle auf eine jahrelange bzw. berufslebenslange multilokale Lebensweise zurück. Außer bei den Paaren Thalberg und Lellig, wo kleine Kinder bzw. noch keine Kinder im Haushalt leben und ein mittelfristiges Ende der Multilokalität in Erwägung gezogen wird, bestehen bei keinem der Paare noch Pläne, wieder eine unilokale Lebensweise während der Berufsphase aufzunehmen, weil keine Änderung der kritischen Standortofferten zu erwarten ist. Daher kann in den meisten Fällen von einer langfristigen Planung gesprochen werden. Hier zeigt sich die geringe Dynamik und große Persistenz dieses Typus, die weitere typisierende Gemeinsamkeiten darstellen. Alle Paare halten die Situation zwar für theoretisch vermeidbar, etwa durch einen Umzug der ganzen Familie an den Arbeitsort des aktiv multilokalen Partners, aber für praktisch fast unzumutbar und daher notwendig, da die Opfer die die Familie bringen müsste, sehr groß sind. Die Option, den Arbeitsplatz aufzugeben zu Gunsten einer unilokalen Lebensweise am Freizeitstandort bei Gleichbleiben der beruflichen Einschränkungen dort, wird aus den oben genannten

---

<sup>72</sup> „Eigentlich will man auch die ganze Zeit zusammen sein und keine Wochenendehe führen, [...] dann eben auch in Strahlen für einige Zeit [...]“ (S. Lellig)

Gründen (Sicherung von Position und Einkommen) aber ausgeschlossen. Dieser Typus beschreibt die alltagswissenschaftlich häufig antizipierte „klassische“ Form der Multilokalität, die man neben der Multilokalität von Studierenden am häufigsten anzutreffen annimmt. Während die Begründung für den ersten Typus eher im entwicklungssoziologischen Bereich zu finden ist, sind in diesem Zusammenhang auch ökonomische Parameter zu betrachten, sowie sozialgeographische Ansätze zur Erklärung von Bindungswirkungen sozialer Netzwerke und Theorien raumbezogener Bindungen und Identifikationen (Weichhart et al., 2006, S. 77). Die Unterstützungsleistung der Herkunftsfamilie kann im Falle von Familien mit Kindern eine bedeutende Rolle für die Bindung und Identifikation mit dem Raum spielen wenn auch diese Unterstützung als Standortofferte außer im Fall der Familie Thalberg nicht ausführlich angesprochen wurde. Das Thema der raumbezogenen Identifikationen und Bindungen soll anschließend besprochen werden. Wirtschaftliche Strukturen und Veränderungen können auch einen Erklärungsansatz für einige der geschilderten Fälle liefern. Die allgemeine Tendenz zu steigenden Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen wird der Zweiten Moderne von vielen Autoren wie Beck (1997) und Sennet (2007) bestätigt. Das Saarland wird im Allgemeinen ja als strukturschwache Region wahrgenommen (Caspari, 2012)<sup>73</sup>. Daher bestand auch eine dahingehende Vermutung als möglicher Erklärungsansatz für berufsbezogene Multilokalismen. Die wirtschaftliche Entwicklung des Saarlandes zeigt aber, dass der Strukturwandel gut überstanden wurde, was vor allem der Automobil- und IT-Branche zu verdanken ist<sup>74</sup>. Außer Herrn Marzouki aus der IT-Branche, sind alle Interviewpartner die diesem Typus zugeordnet werden, in anderen Branchen tätig. Somit sind strukturbedingte Hintergründe nicht auszuschließen. Eine branchenspezifi-

---

<sup>73</sup> „Die offiziellen Kennzahlen sind ebenfalls gut und kontrastieren mit dem Bild einer strukturschwachen Region, das viele Deutsche haben.“ (Caspari, 2012)

<sup>74</sup> *Die Arbeitslosigkeit ist auf dem niedrigsten Niveau seit 30 Jahren, die Auftragsbücher der Unternehmen sind gut gefüllt. Allein der Export hat sich binnen zehn Jahren mehr als verdoppelt. [...] Der Aufschwung ist vor allem dem hohen Anteil der Industrieproduktion zu verdanken. Der amerikanische Autobauer Ford betreibt in Saarlouis sein europäisches Vorzeigewerk. Auch sonst hat sich das Grenzland zu einem attraktiven Standort für Autozulieferer entwickelt. Bosch, TRW, Schaeffler, Michelin, Festo, Eberspächer, ZF Friedrichshafen, Magna, Johnson Controls–nahezu alle großen Unternehmen der Branche produzieren an der Saar. Hinzu kommt eine kleine, aber feine IT-Industrie.“* (FAZ.Net vom 21.01.2012)

sche Untersuchung bleibt im Rahmen dieser Studie aber aus, da sie nur wenige der multilokalen Arrangements betrifft.

#### **IV.1.4. Typ IV**

##### **MULTILOKALITÄT ALS DAUERHAFTE STRATEGIE DER OPTIMIERUNG DER LEBENSQUALITÄT**

Diesem Typus können nur zwei Interviewpartner zugeordnet werden. Aufgrund der spezifischen Motivzusammenhänge, die sich erheblich von den anderen Multilokalismen der Studie unterscheiden, wurde für das gemeinsam multilokal lebende Paar ein eigener Typus entwickelt. R. Altenberg und S. Dagstuhl sind beide Musiker. Hauptberuflich arbeitet Herr Dagstuhl an der Musikhochschule, wo er eine Professur innehat. Herr Altenberg befindet sich noch im Musikstudium und arbeitet als Dozent und Hilfskraft an der Hochschule. Beide gehen nebenberuflich noch weiteren musikbezogenen Tätigkeiten nach, so betreiben sie eine gemeinsame Konzertagentur, arbeiten als freie Musiker, leiten Chöre und arbeiten als Musiklehrer in Grundschulen. Ihren gemeinsamen Wohnsitz haben sie in einer Mietwohnung in Frankfurt, wo sie auch den Hauptteil ihrer Zeit verbringen. Beide stammen aus dem Saarland und haben dort sowohl weitreichende private wie berufliche Kontakte. Aufgrund des Studiums der Alten Musik und Grundschulpädagogik und der darauf aufbauenden beruflichen Verpflichtungen als Dozent an der Musikhochschule und Grundschullehrer sowie diverser Aufträge und Projekte als freier Musiker lebt Herr Dagstuhl schon seit fast 20 Jahren in Frankfurt. Weil er aber nie seine musikalischen Verpflichtungen in mehreren Ensembles im Saarland ganz aufgab, lebt er schon seit Studienbeginn multilokal. Hinzu kamen intensive familiäre und andere soziale Verbindungen ins Saarland, wie ein großer Freundes- und Bekanntenkreis und die Beziehung zu Herrn Altenberg, die vier Jahre lang als Fernbeziehung gelebt wurde.<sup>75</sup> Außerdem nannte er eine starke Verbundenheit mit dem Saar-

---

<sup>75</sup> „Da vermischt sich Privat und Beruf. Ich stamme ja auch aus einem Musikerhaushalt und das ist genau die Musik, die ich im Augenblick mache, die kommt auch aus meiner Familie. Mein Vater ist Flötist und der hat das was ich beruflich mache, sehr vorgeprägt. Ich trete da in seine Fußstapfen, deswegen ist privat und beruflich da gar nicht zu trennen. Ich bin sehr stark [eingebunden], weil ich mich als Musiker da umtreibe, mach ich hier dann auch Konzerte, wofür ich bezahlt werde, womit ich auch unter anderem

land als Grund für die Beibehaltung seines dortigen Wohnsitzes. Nach einer Banklehre und einigen Jahren Berufstätigkeit, entschied sich auch Herr Altenberg Alte Musik zu studieren. Um mit seinem Partner zusammenleben zu können, entschied er sich für die Musikhochschule Frankfurt. Auch er gab seine nebenberuflichen Projekte im Saarland sowie seinen Freundeskreis nicht auf, woraufhin auch er sich zu einer multilokalen Lebensweise entschied.<sup>76</sup> Die Wohnsitze im Saarland befinden sich zum einen im Elternhaus von Herrn Altenberg und zum anderen im Hause des Vaters von Herrn Dagstuhl. Beide werden in etwa zu gleichen Teilen von beiden Partnern genutzt, was vor allem von praktischen Erwägungen abhängt.

Die Typisierung des multilokalen Arrangements als einen eigenen Typus IV erfolgte zum einen durch die Entscheidung der Akteure zu einer multilokalen Situation aufgrund der Gleichzeitigkeit beruflicher Standortofferten an beiden Wohnsitzen. Es handelt sich bei den beiden Befragten um die einzigen Teilnehmer der Studie, die ihre Berufstätigkeit auf beide Wohnsitze aufteilen. Zum anderen war die eigene Einschätzung der Multilokalität als freiwillige und ergänzende Optimierungsstrategie der Lebensqualität und der beruflichen Möglichkeiten ausschlaggebend. Hier liegt ein feiner, aber wichtiger Unterschied zu den anderen Typen. Multilokalität wird bei diesem Typus nicht als **Notwendigkeit** zur Erhaltung des Status Quo und der Lebensqualität bei gleichzeitiger Veränderung der Rahmenbedingung erlebt<sup>77</sup>, sondern als positive **Erwei-**

---

*meinen Lebensunterhalt mit verdiene, aber dadurch, dass ich es mit der Familie gemeinsam mache, ist privat und beruflich hier sehr schwer trennbar.“ (S. Dagstuhl)*

<sup>76</sup> „Es ist so, dass ich ja zum einen hier durch meinen Chor gebunden bin und ich den auch ungern aufgeben würde [...]. Und wir haben durch diese zwei Standbeine hier im Saarland einfach auch die Möglichkeit, Konzerte zu machen, auch mal was auszuprobieren. Also, wenn ich hier in Merzig mit meinem Chor was aufführe, dann ist das nicht so 'ne Ecke, wie wenn ich das gleich in Frankfurt mache, wo dann schon etwas genauer hingehört wird. Also, das ist sehr entspannt und wunderbar zum Experimentieren hier dieses Konzertfeld. Und dann ist es natürlich so, dass ich hier ganz viele Freunde und Bekannte hab...und wie oft ich hier bin, das kommt auf die Projekte an, also bei einem Konzert ist das mal öfter, ja ich schätz mal so, ein bis zweimal im Monat, aber dann auch manchmal so drei bis vier Tage hintereinander.“ (R. Altenberg.)

<sup>77</sup> Beispiel: Herr Marzouki sieht sich gezwungen, eine multilokale Situation entstehen zu lassen, weil er nur so, durch den Umzug des Unternehmens bedingt, die Möglichkeit hat, seinen Arbeitsplatz und damit verbunden seine berufliche Position und sein Gehalt, auch seinen Status zu wahren, ohne seiner Familie einen Umzug zuzumuten, der die Wahrung ihrer beruflichen und sozialen Bindungen und Positionen unmöglich macht und außerdem das Haus zu behalten, das ihm und seiner Frau gehört und beiden viel



terung der beruflichen wie privaten Optionen, auf die man verzichten könnte, aber nicht möchte.<sup>78</sup> Der Unterschied ergibt sich vor allem durch die persönliche Bewertung, weniger durch die tatsächlichen Gegebenheiten, da sich Multilokalität letztendlich immer als freiwillige Strategie zur Erhaltung oder Optimierung der eigenen Möglichkeiten der Teilhabe auffassen lässt (Weiske et al., o.J.). Ein weiterer Unterschied zu den anderen Typen besteht darin, dass die Strategie dauerhaft geplant ist und keine Pläne für eine zukünftige unilokale Lebensweise bestehen. Lässt sich dieser Typus aufgrund der Berufsbezogenheit der kritischen Standortofferten an beiden Wohnsitzen und der Betonung der Nicht-Notwendigkeit und der Positivbewertung als neu im Rahmen der Geschichte der Multilokalität interpretieren? Die Mobilitäts-, sowie Flexibilitätsanforderungen sind bei der Berufsgruppe der freien Musiker berufsbedingt höher als in anderen Berufen. Auch im Falle des beschriebenen Musikerpaares wird von Konzertengagements in ganz Europa gesprochen. Berufliche Mobilität gehört somit in den Alltag eines freien Musikers und ist daher nicht neu. Im Vergleich mit den anderen Arrangements der Studie werden wie beschrieben die Begründungszusammenhänge hier nicht als zwingend beschrieben.

#### IV.1.5. ZUSAMMENFASSUNG

Ausgehend von den Aussagen der Teilnehmer der Studie zu den kritischen Standortofferten und der multilokalen Entwicklung wurde eine Typologie der Begründungszusammenhänge für die Aufnahme multilokaler Arrangements entwickelt. Dabei ergaben sich vier Typen.

---

*bedeutet. Auf diese Art kann er die bisherige Situation der Familie und damit verbunden seine eigene, weitestgehend erhalten. Bestätigend dafür ist, dass mit dem Ende des Berufslebens auch ein Ende der multilokalen Lebensweise geplant ist.*

<sup>78</sup> „Wir haben ja alles hier, also sehr gute berufliche Möglichkeiten, einen großen Freundes- und Bekanntenkreis, also eigentlich müssten wir gar nicht im Saarland sein so oft, auch nicht konzertieren, da gibt es hier schon viele Möglichkeiten.“ (S. Dagstuhl);

„Also, ich sag mal, wenn das alles, was wir hier [in Frankfurt] haben, wir jetzt zum Beispiel in Hamburg aufgebaut hätten, dann wären wir jetzt dort und würden nicht so oft im Saarland sein, dann halt eher mal ein Besuch ab und zu, aber so ist das halt eine tolle Möglichkeit, aber ein Zusatz zum normalen, würde ich sagen [...]“. (R. Altenberg)

Typ I umfasst acht multilokale Arrangements mit jeweils zwei Wohnsitzen, wobei sich der Freizeitwohnsitz am Herkunftsort oder dessen direkter Nähe bei den Eltern in fünf Fällen oder dem Partner in drei Fällen, befindet. Die Arrangements weisen neben der residenziellen und räumlichen Struktur die Gemeinsamkeit der kritischen Standortofferten eines adäquaten Arbeitsplatzes in der Berufseinstiegsphase am Arbeitswohnsitz und familiäre und soziale Bindungen am Freizeitwohnsitz auf. Hinzu kommt eine weitere Gemeinsamkeit: Alle Befragten nahmen das multilokale Arrangement zunächst von einem unilokalen Wohnsitz im Elternhaus auf und befanden sich in einer Übergangsphase zwischen schulischer/beruflicher Ausbildung, wozu auch das Studium zählt und einer festen Arbeitsstelle. Alle Arrangements waren kurz- bis mittelfristig geplant. Die Aufnahme einer multilokalen Lebensweise kann in diesen Fällen aus entwicklungssoziologischer Perspektive als Strategie betrachtet werden, welche eine Ausdehnung der Phase der Postadoleszenz ermöglicht.

Typus II zeichnet sich dadurch aus, dass die eine multilokale Lebenssituation vor allem aufgrund eines sozialen Kontaktes am Freizeitwohntort aufgenommen wird. Es handelt sich um sieben mehrörtige Arrangements, die von mittelfristiger Planung sind. Da es sich entweder um den Partner oder die Kinder handelt, liegen Begründungszusammenhänge sowie Deutungsmuster als auch die zukünftige Entwicklung der Arrangements so weit auseinander, dass die Einteilung zweier Subtypen sinnvoll erschien. Bei Subtypus 1 ist eine multilokale Lebensweise in den zum damaligen Zeitpunkt noch jungen Beziehungen (unter einem Jahr) im „Kennenlernen“-stadium begonnen worden und hat sich dann als dauerhaftes Arrangement gehalten. Individuelle Standortpräferenzen (vor allem beruflicher Art) beider Partner hatten ein geplantes unilokales Leben der Paare bisher verhindert, womit sie unter den in der Literatur geläufigen Begriff der Shuttles gefasst werden können. Bei Subtypus 2 sind die befragten Väter von den Müttern ihrer Kinder getrennt und haben sich aus beruflichen Gründen für einen weit entfernten Wohnstandort entschieden. Um die Fürsorgepflicht zu erfüllen und die emotionale Bindung zu den Kindern aufrecht erhalten zu können, nahmen alle ein multilokales Arrangement auf sich.

Typus III bezieht sich auf sieben multilokale Arrangements, die der Erhaltung beruflicher und familiärer Konstanten dienen. Die Befragten befinden sich alle bereits seit

mehreren Jahren in festen Arbeitsverhältnissen und haben sich beruflich etabliert, alle sind verheiratet und fünf der Paare haben gemeinsame oder eigene Kinder, die zeitweise mit im Haushalt lebten. Durch eine Veränderung der beruflichen oder familiären Rahmenbedingungen, wurde eine multilokale Situation aufgenommen, die dazu diente berufliche Zielsetzungen weiter zu verfolgen ohne sie mit privat-sozialen Zielen kollidieren zu lassen. Die beruflichen Ziele bestanden entweder in einer Erhaltung eines beruflichen Status quo oder in einer Verbesserung. Alle Arrangements diesen Typs sind mittel- bis langfristig geplant

Typ IV unterscheidet sich von den übrigen Typen neben der beruflichen Bindung an beiden Wohnstandorten vor allem durch die Wahrnehmung des Nutzens ihrer Multilokalität für sie. Alle anderen Befragten betrachten ihre Multilokalität als notwendige Strategie, die, aufgrund äußerer Umstände bedingte, räumliche Splittung der wichtigen Bestandteile ihres Lebens, zu überbrücken. Multilokalität wird bewusst eingesetzt zur Vervollständigung des sozialen, beruflichen und freizeitbezogenen Bedürfnisses und erhält somit die Lebensqualität der Befragten. Die beiden Interviewpartner des Typs IV sehen in der Multilokalität eine nicht-notwendige dauerhafte und offene Strategie, die sie gezielt zur Steigerung der Lebensqualität sowie beruflicher Vorteile nutzen, da die ihre prioritären Bedürfnisse im sozialen und beruflichen Bereich, sowie in der Freizeitgestaltung auch unilokal befriedigt werden könnten.

Ein interessanter Aspekt war, dass sich in Fällen längerfristiger multilokaler Arrangements teilweise Bedeutungs- und Begründungszusammenhänge für gleichbleibende multilokale Arrangements verändert hatten. Eine Veränderung der Standortofferten, wie im Falle von Herrn Kamper, dessen Kinder die übrigen sozialen Kontakte am Freizeitwohnsitz als kritische Standortofferte ersetzten, war möglich. Aber es zeigte sich auch, dass die Einschätzung des Nutzens der multilokalen Lebensweise an sich veränderbar ist, wie der Fall von Herrn Meyer zeigt, der das multilokale Leben mittlerweile als Möglichkeit, zwei von ihm geschätzte Lebenswelten (im umgangssprachlichen Sinne) und zwei Rollen miteinander zu verknüpfen und gleichzeitig strikt zu trennen. Einmal ist er in der Rolle des verantwortungsübernehmenden Sohnes und Hobbygärtners des eigenen kleinen obst- und gartenbäuerlichen Anwesens. Auf der anderen Seite nimmt er die Rolle des unabhängigen Erwachsenen ein, der eine verantwortungsvolle

Führungsposition in seinem Betrieb hat und seine restliche Freizeit völlig ungebunden mit seinem anderen Hobby, dem Reisen, verbringen kann, ohne sich rechtfertigen zu müssen.

Abschließend möchte ich auf die Probleme der Interpretation der kritischen Standortofferten hinweisen, die bei der Analyse auftreten. Die kritischen Standortofferten sind den Aussagen der Akteure entnommen. Die unterschiedliche Fragestellung nach den kritischen und den allgemeinen Standortofferten sollte sicherstellen, dass eine zuverlässige Aussage über die entscheidenden Faktoren der Wohnsitzwahl gewonnen werden konnte. Zu diesem Zweck wurde zuerst allgemein darum gebeten, die Entwicklung der derzeitigen Wohnsituation zu beschreiben. Falls die Darstellung nicht genau auf die entscheidenden Gründe einging, wurde nochmal gefragt, warum eine Wohnsituation an verschiedenen Wohnorten gewählt wurde. Im Anschluss daran bat ich die Interviewpartner, noch einmal zusammen zu fassen, was die entscheidenden Gründe waren, einen weiteren Wohnort zu wählen, bzw. je nach Arrangement, was ausschlaggebend war, sich für ein Leben an zwei Wohnorten zu wählen. Hier war festzustellen, dass die Befragten sich in den meisten Fällen kurz eine Pause zum Nachdenken nahmen und dann sehr knapp, die genauen Gründe nannten. Diese waren in vielen Fällen dann wesentlich eindeutiger, rationaler und in sich schlüssiger auf sozioökonomische Motive zusammengefasst als dies in der Darstellung der Entwicklung der Multilokalität der Fall war. Hier liegt möglicherweise eine Fehlerquelle begraben. In vielen Fällen liegt der Beginn der multilokalen Lebensweise bereits Jahre, sogar Jahrzehnte zurück. Es ist denkbar, dass sich die damals entscheidenden Gründe gar nicht mehr präsent im Bewusstsein der Befragten befinden, sondern Umdeutungen erfahren haben. Eventuell hat sich hier auch durch die Interviewsituation eine Art „Rationalisierungszwang“ entwickelt. Der Befragte mag in dieser Situation glauben, dass ein objektiv überzeugender Grund als Motiv quasi erwartet wird und interpretiert eigene Beweggründe um, bzw. kommt es zu einer Deutungs- und Gewichtungsveränderung der damaligen Intentionen. Eine Möglichkeit, auf die auch Weichhart (2008, S. 272f) hinweist, ist, dass eine Umdeutung Ursprünglicher Motivationszusammenhänge unbewusst stattfindet, um eine in sich schlüssige Argumentation für eventuell nicht intendierte Handlungsfolgen parat zu haben, die sich von den eigentlichen Zielen unterscheidet. Als Beispiel dafür

kann das Thema der „raumbezogenen Identität“ angeführt werden. Viele Interviewpartner beschrieben emotionale Bindungen an einen Wohnort zunächst ausführlich während der Beschreibung der Entwicklung der Wohnsituation, diese fielen bei der Zusammenfassung der letztendlichen Entscheidungsmotive dann in fast allen Fällen weg. Daher wurden sie bei der Typologie nicht berücksichtigt, sollen aber in der Darstellung der raumbezogenen Bindungswirkungen im Anschluss erfolgen. Natürlich ist es aber möglich, dass Bindungswirkungen dieser Art eine entscheidende Rolle spielten. Auch wenn dies in der Interviewsituation bewusst ausgeklammert oder schlicht nicht mehr präsent ist. Diese Problematik wird auch als allgemeiner Kritikpunkt an der handlungstheoretisch geleiteten Sozialgeographie von Meusberger (1999) angeführt, wie Weichhart (2008, S. 331f.) darlegt.

Ich möchte anhand eines Beispiels aus der Empirie diese Problematik erläutern. Das Ehepaar Lambert lebt seit über 30 Jahren multilokal. Bevor die Kinder in die Schule gingen, entschied man sich für das aktuelle Wohnarrangement, bei dem sich der Freizeitwohntort von Herrn Lambert am Familiensitz befindet. Das gemeinsam bewohnte Haus befindet sich im Herkunftsort von Frau Lambert und ist ihr Elternhaus. Wie bereits dargestellt, waren die genannten Gründe, von einem Wohnsitz in der Nähe von Frankfurt ins Saarland zu ziehen, vor allem wirtschaftlicher Natur. Man wollte ein Haus und konnte sich das Bauland im Raum Ludwigshafen, wo Herr Lambert arbeitet, nicht leisten. Das Saarland schien mit den niedrigen Baulandpreisen da eine gute Alternative zu sein. Man entschied sich, am Herkunftsort von Frau Lambert zu bauen. Dann ergab sich die Möglichkeit, das Elternhaus von Frau Lambert zu übernehmen, was man auch tat. Trotz genaueren Nachfragens, war keine eindeutige Antwort zu erhalten, die erklärt hätte, warum man in den Herkunftsort von Frau Lambert gezogen war. Man berief sich auf die finanziellen Vorteile. Vermutlich hätte die Möglichkeit bestanden, in einer ähnlichen Entfernung von Herrn Lamberts Arbeitsplatz eine ähnlich günstige Alternative zu finden, allerdings wurde das nicht in Betracht gezogen. Hier könnte vermutet werden, dass soziale und/oder raumbezogene Bindungen den Ausschlag gaben, wie es zum Beispiel im Falle der Familie Thalberg war. Möglicherweise waren diese Gründe den Lamberts selbst nicht mehr bewusst, da die Entscheidungsfindung ja bereits Jahrzehnte zurücklag. Eine andere Möglichkeit wäre, dass die Option, eine völlig

andere, unvertraute Region zu wählen, gar nicht bewusst thematisiert worden war und deshalb nicht Teil eines rationalen Begründungszusammenhangs.

Trotz der nicht unwahrscheinlichen Verzerrungen der Entscheidungskriterien, schien mir die Vorgehensweise, nur die als entscheidend bezeichneten Beweggründe in der Typologie zu verwerten, als angemessen.

## IV.2. TYPOLOGIEN MULTILOKALER ARRANGEMENTS AUF BASIS FORMALER KRITERIEN

Im Folgenden möchte ich eine formale Typologie der multilokalen Arrangements meiner Interviewpartner vorstellen. Ich orientiere mich dabei im Wesentlichen an einem Vorschlag von Weichhart (2010), den ich teilweise abgewandelt habe, um empirische Erkenntnisse einfließen zu lassen und damit den Realitäten der Stichprobe gerecht werden zu können. Die Typologie besteht im Wesentlichen aus Informationen zu multilokalen Akteuren, deren Residenzgemeinschaften, ihren unterschiedlichen Wohnstandorten und Behausungen sowie den dazwischenliegenden Entfernungen, ihren Aktivitäten und dem Rhythmus ihrer Standortwechsel. Bevor eine nähere Beschreibung und Erläuterung der verschiedenen Kategorien erfolgt, möchte ich der Frage nachgehen, welchem Zweck eine solche formale Typologie multilokaler Arrangements dienen kann.

Die auf formale Kriterien bezogene Beschreibung residenzieller multilokaler Arrangements verschafft zunächst einen Überblick der wesentlichen Bereiche von Multilokalität. Wer lebt multilokal? Wodurch zeichnen sich multilokale Akteure aus? Gibt es geschlechtsspezifische Unterschiede? Wie sind berufliche und bildungsbezogene Hintergründe der multilokalen Akteure angelegt? Wie ist Multilokalität organisiert? Welche Unterschiede bestehen zwischen den Wohnstandorten bezüglich der Nutzungsstruktur und der Behausung? Wie groß sind die Entfernungen zwischen den Standorten? Welche Verkehrsmittel werden genutzt? Diese Informationen ermöglichen einen direkten Vergleich untereinander und dienen als empirische Basisinformation. Eine Typisierung anhand dieser Kriterien stellt eine empirische Arbeitsgrundlage dar. Aufbauend darauf können weitere, tiefergehende Zusammenhänge von Multilokalität erforscht und zu formalen Typen in Beziehung gesetzt werden. So lassen sich eventuell formale Beschreibungen mit anlassbezogenen Beschreibungen vergleichen. Es ist zu vermuten, dass hier relevante Zusammenhänge bestehen. Ebenso kann vermutet werden, dass Zusammenhänge zu erkennen sind zwischen formalen Anordnungen und persönlichen Interpretationen und Bewertungsmustern von Multilokalität. Eine formale Typologie

kann also Schlüssel für eine nähere Untersuchung als auch eine hintergründigere Analyse multilokaler Zusammenhänge sein. Natürlich sind hier eine Vielzahl qualitativer wie auch quantitativer Untersuchungen notwendig um allgemeingültige Zusammenhänge zu postulieren. Weichhart (2010) schlägt zur formalen Beschreibung von Multilokalität verschiedene Kategorien vor, die im Folgenden, ergänzt mit meinen Veränderungen und gefüllt mit dem empirischen Material dieser Studie, vorgestellt werden.

#### **IV.2.1. TYPOLOGIE DER BEHAUSUNG**

Die Typologie der Behausung enthält die Informationen zu Art, Größe, Nutzung und Besitzverhältnissen der von den multilokalen Akteuren genutzten Unterkünften. Dabei wird eine Unterteilung vorgenommen, die den Nutzungsschwerpunkten der Wohnstandorte, also vorwiegend Erwerbsarbeit und vorwiegend Freizeit entspricht. Die Art der Behausung wird nach Weichhart (2010) in Wohnung, Reihenhaushaus und Haus eingeteilt. Ich habe dieser Kategorie noch die Ausprägung Zimmer hinzugefügt, die auf die Möglichkeit des Bewohnens nur eines Zimmers in einer Wohnung oder einem Haus hinweist, wie es z.B. in Untermietverhältnissen vorkommt. Dabei ist eine genauere Trennung vom Wohnraum des Vermieters und des Untermieters nicht gegeben, nur das Zimmer steht dem Untermieter zur alleinigen Nutzung zur Verfügung, die Nutzung der übrigen Wohnräume ist eingeschränkt. Ich habe diese Ausprägung auch im Falle einer Wohngemeinschaft und im Falle von Soldaten, die in der Kaserne eine Stube anmieten, gesehen, denn die gemeinsame Nutzung der Wohnung erfolgt aus rein ökonomischen Gründen. Ziel ist dabei, deutlich zu machen, dass ein Akteur zwar in einem Haus mit mehr als 5 Zimmern wohnen kann und dennoch nicht Nutzer des ganzen Hauses ist, was durchaus unterschiedliche Deutungen veranlasst.

Die Besitzverhältnisse unterscheidet Weichhart (2010) nach Eigentümer, Mieter und Untermieter. Die Ergebnisse meiner Studien zeigen klar, dass viele multilokale Akteure zwar regelmäßig in der Behausung des Partners, der Eltern oder auch bei anderen wohnen, daraus für sie aber keine finanziellen Forderungen entstehen. Sie wohnen „mit“ ohne zu zahlen. Aus diesem Grunde habe ich der Kategorie „Besitzverhältnisse“ die Ausprägung „Mit-Wohnen“ hinzugefügt.



Schließlich wird die Größe der Unterkunft in ein Zimmer, zwei bis drei Zimmer, vier bis fünf Zimmer und mehr als fünf Zimmer eingeteilt.

Die als Wohnstandort A bezeichneten Wohnorte am Arbeitsplatz können wie folgt beschrieben werden.

Zur Miete wohnen insgesamt 20 der 26 aktiv Multilokalen an Wohnort A, vier Personen wohnen in einer Kaserne zur Miete und bewohnen somit nur eine Stube, also ein Zimmer. Eine Person wohnt in einer Wohngemeinschaft zur Miete, somit steht auch ihr nur ein Zimmer zur alleinigen Nutzung zu. Zwei Personen wohnen in Ein-Zimmer-Appartements, zwei Personen haben ein Haus mit jeweils fünf Zimmern gemietet, die übrigen elf Personen wohnen in Mietwohnungen mit zwei bis drei Zimmern.

Zur Untermiete in einem Zimmer wohnen zwei der Befragten.

Weitere zwei Personen wohnen bei ihren Eltern im Haus (jeweils mehr als fünf Zimmer) mit und eine Person, es handelt sich um Herrn H. Lambert, dessen multilokales Arrangement später genauer vorgestellt wird, wohnt bei einem Arbeitskollegen in der Mietwohnung mit. Als Gegenleistung wohnt der Kollege bei ihm am Freizeitort unentgeltlich mit.

Nur eine der Befragten lebt in einer Eigentumswohnung mit drei Zimmern, die sie sich direkt zu Beginn ihres ersten Arbeitsverhältnisses kaufte.

Eine Typisierung der Wohnverhältnisse am Arbeitswohnort fällt aufgrund der zu geringen Fallzahlen in fast allen Kategorien und Ausprägungen aus. Allein die 20 Mietverhältnisse, und im Besonderen die elf Mietverhältnisse in Wohnungen mit zwei bis drei Zimmern fallen auf. Eine genauere Beurteilung der möglichen Implikationen dieser Wohnkonstellation soll später folgen.

Die Unterkünfte an den Freizeitwohnsitzen, die als Wohnsitz B bezeichnet werden, lassen sich wie folgt beschreiben.

Acht der 26 aktiv Multilokalen besitzen Wohneigentum am Freizeitwohnsitz B. Dabei handelt es sich in allen Fällen um Häuser, vier freistehende Häuser und 2 Reihenhäuser. In dem Fall des Ehepaares Lellig, wo beide Partner multilokal sind und sich den Freizeitwohnsitz teilen, gibt es natürlich nur ein Haus, im Falle von Herrn Kamper, habe

ich keine Angaben, ob es sich um ein Reihenhauses oder ein freistehendes Haus handelt. Herr Kamper und das Ehepaar Thalberg besitzen allerdings Mehrfamilienhäuser, in denen sie eine Wohnung bewohnen und die restlichen vermieten. Alle Häuser verfügen über mehr als fünf Zimmer.

14 der aktiv multilokalen Personen wohnen am Freizeitwohnsitz B unentgeltlich mit im Haus oder der Wohnung von Partner oder Eltern. Neun Personen wohnen mit in der Behausung der Eltern, wobei es sich in sieben Fällen um Häuser mit mehr als fünf Zimmern handelt, und in zwei Fällen um Wohnungen, deren Zimmeranzahl nicht bekannt ist. Fünf Personen wohnen mit in der Behausung des Partners, wobei es sich in zwei Fällen um eine Wohngemeinschaft in einer Mietwohnung mit drei Zimmern handelt, in zwei Fällen um Eigentumswohnungen mit zwei bis drei Zimmern und in einem Fall um ein Haus mit mehr als fünf Zimmern.

In vier Fällen leben die Personen in eigenen Mietwohnungen mit ihren Partnern und/oder Familienangehörigen. Eine Wohnung hat nur ein Zimmer, eine der Wohnungen verfügt über drei Zimmer und zwei der Wohnungen haben vier bis fünf Zimmer.

Da drei der Befragten über noch einen weiteren, einen zweiten Freizeitwohnsitz (Wohnsitz C) verfügen, sollen diese auch vorgestellt, allerdings nicht typisiert werden. Es handelt sich dabei um Herrn Marzouki, der über ein Haus in Tunesien verfügt, das er regelmäßig aufsucht, Herrn Trierweiler, dessen Elternhaus in seinem Besitz ist, und von ihm regelmäßig gepflegt wird und um Herrn Ludwig, der an Wohnsitz C in der Wohnung seiner Partnerin mitwohnt. Die Zimmeranzahl ist in keinem der Fälle bekannt.

Bei den Behausungen am Wohnsitz B fällt vor allem die hohe Anzahl von Fällen auf, die weder über Wohneigentum noch über Mietbehausungen verfügen, sondern mitwohnen. Danach kommen anzahlmäßig die Hauseigentümer und anschließend die Mieter. Um Hintergründe dieser Konstellation zu erfahren, könnten Vergleiche zwischen den Behausungsformen am Wohnsitz A und den Begründungszusammenhängen weiterhelfen werden, was im weiteren Verlauf erfolgen soll.

Vergleicht man nun die Ergebnisse für die Wohnstandorte A und B miteinander, lassen sich folgende Erkenntnisse festhalten.

Zunächst einmal ist feststellbar, dass Wohneigentum an beiden Wohnorten in keinem Fall vorhanden ist. Die acht Hausbesitzer bewohnen an ihren Arbeitsorten entweder Mietwohnungen oder -zimmer, im Fall von Herrn H. Lambert kann man von mitwohnen sprechen. Da Herr H. Lambert aber in seiner über 30-jährigen multilokalen Lebensweise nur in den letzten beiden Jahren bei einem Kollegen und Freund mitwohnt und sonst immer selber Mieter einer Wohnung war, lässt er sich auch zu den Mietern zählen. Außer in den Fällen des Ehepaares Lellig, die berufsbedingt, bzw. ausbildungsbedingt am Arbeitsort in einer Kaserne wohnen und Herrn Thalberg, der ebenfalls Soldat ist und am Arbeitsort in einer Kaserne wohnt, handelt es sich immer auch um mindestens Zwei-Zimmer große Mietwohnungen.

### Typus I

Ich möchte daher den ersten Typus als **Miete / Hauseigentum** bezeichnen, wobei sich der erste Teil auf Wohnstandort A und der zweite auf Wohnstandort B bezieht. Diesem Typus können acht Personen zugerechnet werden.

### Typus II

Der zweite Typus bezieht sich auf die Konstellationen, bei denen der multilokale Akteur in der Behausung am Wohnort B unentgeltlich mitwohnt. Dieser Typus wird als **Miete / Mitwohnen** bezeichnet, da es sich in zwölf von 14 Fällen um eine Konstellation von zur Miete wohnen am Arbeitsplatz und Mitwohnen am Freizeitort handelt. Da zu vermuten ist, dass das Mitwohnen bei den Eltern und das Mitwohnen beim Partner deutliche Begründungsunterschiede aufweist, ist dieser Typus in zwei Subtypen unterteilt. Der erste Subtypus wird als **Miete / Mitwohnen Eltern** bezeichnet und zeichnet sich durch eine starke Homogenität aus. Alle neun Personen bewohnen am Arbeitsort eine Mietwohnung, außer Herrn Meyer, der ein Untermietverhältnis eingegangen ist. Außer in einem Fall ist auch in allen Fällen bei den Eltern ein Haus vorhanden. Der zweite Subtypus enthält drei Konstellationen, bei denen die Akteure an ihren Arbeitswohnorten eine Mietwohnung bewohnen und am Freizeitort bei ihren Partnern mitwohnen. Er wird daher als **Miete / Mitwohnen Partner** bezeichnet.

### Typus III

Der dritte Typus vereint Konstellationen, bei denen die Akteure an beiden Wohnorten zur Miete wohnen. Er wird daher als **Miete / Miete** bezeichnet. Es handelt sich um drei Arrangements, bei denen am Freizeitwohnort B eine Mietwohnung bewohnt wird, die zwischen einem und vier Zimmern groß ist und am Arbeitsort A ebenfalls zur Miete gewohnt wird.

Drei multilokale Arrangements fallen aufgrund ihrer spezifischen Konstellation aus den Typologien. Es handelt sich dabei um die Fälle von Frau Caspari, die einerseits im Hause ihrer Mutter und bei ihrem Partner mitwohnt, um Frau Schneider, die eine Eigentumswohnung am Arbeitsort bewohnt und am Freizeitort bei ihrem Partner mitwohnt und um Herrn Jan Lambert, der am Arbeitsort bei seinen Eltern im Haus mitwohnt und am Freizeitort mit seiner Partnerin eine Mietwohnung bewohnt.

#### IV.2.2. TYPOLOGIE DER RESIDENZGEMEINSCHAFT

Die Typologie der Residenzgemeinschaft bezieht sich auf die Personen mit denen der Akteur an seinen einzelnen Behausungen zusammenlebt. Dabei sollen die Beziehungen, in denen der multilokale Akteur zu seinen Mitbewohnern steht ebenso angesprochen werden, wie eine Einteilung der Residenzgemeinschaften in Haushalte beziehungsweise Nicht-Haushalte erfolgen. Die Definition des Haushaltes, die dieser Studie zugrunde liegt lautet wie folgt:

Bei einem Haushalt handelt es sich um eine Gruppe von Personen, die gemeinsam wohnt und eine wirtschaftliche und soziale Einheit bildet, die als Versorgungsgemeinschaft fungiert. Das Bestehen der Gemeinschaft ist auf Dauerhaftigkeit ausgerichtet. Nach RICHARZ (1998, S. 11-47) bestehen die Hauptfunktionen des Haushalts in der Produktion und Konsumtion von Gütern und Leistungen, die der Versorgung der Haushaltsmitglieder dienen und koordiniert ablaufen. Der Begriff der Einheit bezieht sich auf das Selbstverständnis der Mitglieder eines Haushaltes, die sich als Gemeinschaft wahrnehmen und sich dem Prinzip der gegenseitigen Unterstützung verpflichtet sehen und danach handeln, was nach Weiske et al.

(2009, S. 67) bedeutet, dass „*leistungsgerecht produziert, jedoch bedarfsgerecht konsumiert wird*“. Die wirtschaftliche Einheit im Besonderen kennzeichnet sich oft aber nicht zwangsläufig durch die Existenz eines gemeinsamen finanziellen Budgets, das zur Versorgung der Haushaltsmitglieder genutzt wird sondern vor allem durch das Bestehen einer wirtschaftlichen Solidargemeinschaft, im Sinne einer wechselseitigen oder auch einseitigen (z.B. Eltern zu Kindern) wirtschaftlichen Unterstützung der Haushaltsmitglieder bei der Bestreitung des alltäglichen Bedarfs und im Notfall. Die soziale Einheit ist durch die emotionale Bindung der Haushaltsmitglieder aneinander gekennzeichnet (Warner&Hoffmeyer-Zlotnik, 2009, S. 212).

Zur Feststellung einer Haushaltsgemeinschaft wurden der Definition entsprechende Fragen gestellt, die in der Darstellung des Leitfadens nachzulesen sind (Kap. III.1.5.). Die Beziehungen, in denen ein aktiv multilokaler Akteur zu seinen Mitbewohnern steht teile ich den Studienergebnissen zufolge in partnerschaftliche Beziehungen, enge familiäre Beziehungen (Eltern / Kinder), freundschaftliche Beziehungen und rein funktionale Beziehungen (Mitbewohner) ein.

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass die Einteilung in Haushaltsgemeinschaften selbst bei einer genauen Definition nicht immer ganz einfach ist. Besonders in Fällen, wo Akteure an einem Wohnort mit ihren Eltern leben, aber finanziell unabhängig sind. In diesen Fällen habe ich bei der Einteilung vor allem auf Hinweise gegenseitiger Unterstützung im Alltag und auf die Selbsteinschätzung der Befragten geachtet. Es zeigte sich, dass einige der Befragten das Elternhaus eher als Unterkunft und Basislager für Freizeitaktivitäten nutzen und weniger wegen der Lebensgemeinschaft mit den Eltern oder einem Elternteil. Dann habe ich die Residenzgemeinschaft mit den Eltern nicht als gemeinsamen Haushalt betrachtet. Auf die Wohnstandorte A, B und C bezogen, lassen sich folgende Erkenntnisse festhalten.

An Wohnstandort A leben 16 der 26 aktiv multilokalen Interviewpartner alleine in einer Wohnung oder einem Zimmer, vier der Befragten leben mit ihrem Partner zusammen, wobei sich darunter ein zweifach multilokales Paar befindet, Herr Altenberg und Herr Dagstuhl, die in einer Residenzgemeinschaft am Arbeitsort leben. Drei der Befragten leben in Wohngemeinschaften mit Mitbewohnern, wobei es sich in zwei Fällen um

freundschaftliche und in einem Fall um eine rein funktionale Beziehung handelt. Zwei der Befragten leben mit ihren Eltern zusammen, zu denen also ein enges familiäres Verhältnis besteht.

Am Wohnstandort B leben 15 der aktiv multilokalen Interviewpartner mit ihren Partnern zusammen, wobei es sich dabei um sieben unverheiratete und acht verheiratete Personen handelt, was, wie wir noch sehen werden, in Bezug auf die Behausungsform auffällige Ergebnisse bringt. Herr und Frau Lellig sind ein Ehepaar und beide multilokal, daher sind es also insg. 14 Paare. Vier der verheirateten Paare leben auch mit ihren gemeinsamen Kindern an Wohnort B. Acht der Interviewpartner leben mit ihren Eltern zusammen. Drei der Befragten wohnen nur mit ihren Kindern an Wohnort B.

An Wohnort C, dem zweiten Freizeitwohnsitz, lebt Herr Marzouki mit seiner Frau und seinen Kindern, Herr Trierweiler mit seinen Eltern und Herr Ludwig mit seiner Partnerin.

Auf die Frage nach dem Bestehen einer Haushaltsgemeinschaft ergeben sich folgende Erkenntnisse. Nach der oben genannten Definition lassen sich die befragten Personen entweder einem oder zwei Haushalten zuordnen. In acht Fällen lässt sich der von Weiske et al (o.J.) beschriebene Fall des multilokalen Haushaltes feststellen, der sich multilokal organisiert, also auf verschiedene Wohnstandorte aufteilt, um räumliche Disparitäten auszugleichen. In allen Fällen handelt es sich um Ehepaare (in einem Fall ist das Paar verlobt). Es existiert ein gemeinsamer Wohnsitz am Freizeitort (in sechs von acht Fällen ein gemeinsames Haus) und der aktiv multilokale Partner lebt am Arbeitsort allein beziehungsweise in der Kaserne.

In zwölf Fällen existiert auch nur ein Haushalt, dem die Befragten zugeordnet werden können. Zwei der Befragten wohnen am Wohnort A alleine und am Wohnort B mit ihrem Partner zusammen in dessen Eigentumswohnung. Wegen der strikten wirtschaftlichen Trennung und auch der Aussage beider Befragten, dass sie nicht in einem Haushalt mit ihrem Partner leben, handelt es sich also bei diesen Residenzgemeinschaften um Nicht-Haushalte. In einem Fall lebt die Befragte in einer funktionalen Wohngemeinschaft mit einer Mitbewohnerin am Arbeitsort, wo nicht von einem gemeinsamen Haushalt gesprochen werden kann, und am Freizeitwohnsitz mit in der

Wohngemeinschaft ihres Partners, die aufgrund der wirtschaftlichen Trennung und der Selbsteinschätzung beider Partner ebenfalls nicht als Haushalt klassifiziert werden kann. Zwei Interviewpartner leben als Paar am Arbeitsort miteinander in einem Haushalt und am Freizeitort in den Behausungen ihrer Eltern mit. In beiden Fällen kann von einem gemeinsamen Haushalt mit den Eltern nicht gesprochen werden, da es keine wirtschaftlichen Verflechtungen gibt. Eine Interviewpartnerin lebt am Arbeitsort mit ihrer Mutter in einem gemeinsamen Haushalt, da sie teilweise von ihrer Mutter finanziell unterstützt wird und eine Lebensgemeinschaft die allgemein von Solidarität und gegenseitiger Unterstützung geprägt ist, die sich auch auf das Haus bezieht. Am Freizeitwohnort lebt sie mit der Wohngemeinschaft ihres Partners, mit dem keinerlei wirtschaftliche Verflechtungen oder Unterstützungsleistungen bestehen. In drei weiteren Fällen leben die Interviewpartner am Freizeitort bei ihren Eltern, wo sie allerdings keinen gemeinsamen Haushalt führen, da sie finanziell unabhängig sind und keine gegenseitige Unterstützung besteht. Am Arbeitsort wohnen sie allein und führen einen Ein-Personen-Haushalt.

In fünf Fällen kann von der Mitgliedschaft der Akteure in zwei Haushalten gesprochen werden. In diesen Fällen leben die Probanden einerseits in einem gemeinsamen Haushalt mit dem Partner und am anderen Standort alleine und / oder sind auch Mitglieder im Haushalt der Eltern. In diesen Fällen waren die finanziellen und anderen unterstützungsbezogenen Verflechtungen so umfangreich, dass beide Residenzgemeinschaften als Haushalte bezeichnet werden können. Dennoch kann das Konzept des „multilokalen Haushaltes“ nicht angewendet werden. Dieses Konzept fußt ja auf der Idee, dass ein Haushalt als eigenständiger Akteur handelt und quasi „Satellitenstandorte“ erschließt, die dem Zugewinn des Haupthaushaltes dienen (vgl. Weiske et al., o.J.). In den beschriebenen Fällen ist dies aber nicht so der Fall. Es handelt sich vielmehr um Einzelakteure, die einen eigenen Haushalt gründen und sich dann entweder einem weiteren Haushalt teilweise anschließen oder dem elterlichen Haushalt teilweise angeschlossen bleiben. Nach und nach entsteht im ersten Fall dann ein gemeinsamer Haushalt, indem immer mehr haushaltstypische, vormals getrennte Funktionen gemeinsam übernommen werden, dieser Prozess aber noch nicht abgeschlossen ist. Dies ist zum Beispiel der Fall bei meinen Interviewpartnern Herrn Huber und Herrn Walther, die

vormals getrennte Behausungen bewohnten und in ihrer über zehnjährigen Beziehung nun immer stärker Verantwortung im finanziellen sowie anderen Bereichen übernehmen. Zwar besteht noch eine finanzielle Trennung, allerdings plant Herr Huber einen kompletten Einzug in das Haus von Herrn Walther und hat bereits einige Räume mit seinen Möbeln und privaten Dingen ausgestattet. Mit dem Umzug wird auch die finanzielle Trennung größtenteils überwunden und man plant eine gemeinsame Haushaltsführung.<sup>79</sup> Im Falle der Haushaltsmitgliedschaft der Probanden, die noch teilweise dem Haushalt ihrer Eltern angehören, kann man eher von einem umgekehrten Prozess sprechen. Hier gründen die Kinder einen eigenen Haushalt und sind aber noch stark, teilweise auch finanziell durch regelmäßige oder sporadische Unterstützung in den Haushalt der Eltern eingebunden. Allerdings bestehen auch gemeinsame Verpflichtungen, zum Beispiel die Pflege des Hauses oder die Unterstützung der Eltern. Im Falle der Ko-Finanzierung durch die Eltern kann auch das Konzept des translokalen Haushaltes zur Anwendung kommen. Der translokale Haushalt ist nach Steinbrink (2008) nicht auf einer Residenzgemeinschaft aufgebaut, sondern vor allem auf der finanziellen Versorgung einiger Haushaltsmitglieder durch andere, also einer wirtschaftlichen Sorgegemeinschaft. Zumindest im Falle einer Interviewpartnerin, die zwar bereits mit ihrem Partner zusammenwohnt, aber immer noch von ihren Eltern finanziell unterstützt wird, kann dieses Konzept angewendet werden. Außerdem besteht zumindest in etwa zehn Wochen im Jahr auch eine Residenzgemeinschaft von Frau Martinez mit ihrer Mutter in Spanien, so dass auch von einer multilokalen Situation gesprochen werden kann. Der angesprochene Prozess der teilweisen Ausgliederung aus dem elterlichen Haushalt muss allerdings nicht zwangsläufig in einer völligen Ausgliederung enden, sondern kann sich als jahrelange Wohnsituation mit offenem Ausgang etablieren. Natürlich bestehen hier Parallelen zu dem Typ I der Motivationstypologie (siehe Kap. V.1.1.), auf die ich später nochmal zurückkommen möchte.

---

<sup>79</sup> „Wir haben ja jetzt schon so was ähnliches, wie einen gemeinsamen Haushalt, also, wir springen füreinander ein und wenn was wäre, dann würden wir uns natürlich auch finanziell helfen, aber es ist eben noch nicht komplett.“ (P. Huber);

„Wenn er dann mal hier wohnt, dann trennen wir auch nicht mehr so strikt, also sicher wird wohl jeder sein Geld auch haben, aber es wird dann eher was Gemeinsames sein.“ (T. Walther);

„Ich finde es ja jetzt schon oft ärgerlich, wenn man bedenkt, dass wir eigentlich zusammen sind, aber trotzdem alles doppelt haben und doppelt bezahlen.“ (P. Huber)



In den drei Fällen alleinerziehender multilokaler Väter, besteht wieder eine Schwierigkeit der eindeutigen Haushaltseinordnung. Alle leben an ihrem Freizeitort mit ihren Kindern zusammen in einer Wohnung, die von den Kindern in der übrigen Zeit nicht bewohnt wird. Es handelt sich also auch um multilokale Kinder. Natürlich besteht zwischen den Vätern und den Kindern sowieso eine translokale Haushaltsgemeinschaft, da die Väter die Kinder ja auch dann finanziell unterstützen, wenn sie nicht gemeinsam wohnen. Die Väter leben zwar zeitweise alleine und zeitweise mit ihren Kindern zusammen, bilden aber dennoch mit ihnen einen gemeinsamen Haushalt, der sich translokal und multilokal gestaltet. Nicht die Väter sind Mitglieder mehrerer Haushalte, sondern die Kinder. Diese gehören ja auch dem Haushalt ihrer Mütter an.

#### **IV. 2.3. TYPOLOGIE DER TRANSITION**

In der Typologie der Transition werden die formalen Elemente der Transition, also des Standortwechsels dargestellt. Der sogenannte „Transitionsraum“ wird in der Multilokalitätsforschung als konstituierendes Element der Multilokalität betrachtet. Er wird allerdings weiter gefasst als der bloße Standortwechsel. Der Transitionsraum meint grundsätzlich den Raum zwischen den Räumen. Multilokalität ist immer verbunden mit der Überbrückung von Entfernung und Trennung. Damit ist einerseits die körperliche Überbrückung von Entfernungen, die Mobilität, der Standortwechsel gemeint. Aber auch das (Er-) Leben von Gemeinschaft, Intimität oder Verantwortung muss überbrückt werden, damit es nicht immer wieder durch den Mangel an *„raum-zeitlicher Kopräsenz“* (Weichhart, 2009, S. 11) zerrissen wird. Ein großer Teil des Lebens spielt sich dabei ab. Über den Transitionsraum werden die Lebenswelten der Akteure verknüpft. Die Zeit, Organisation und Konkretisierung des *„Dazwischens“* (Hilti, 2011) stellt einen Raum des *„Dazwischens“* für den Akteur dar, den Transitionsraum. Wie wird dieser Raum gestaltet, wie wird also das Beziehungs- und Familienleben in der Multilokalität gestaltet, wie laufen soziale Interaktionen über die Entfernung ab? Wie wird die Entfernung überbrückt? Dazu gehört Kommunikation, dazu gehört Reiselogistik und vieles mehr.

In dieser formalen Typologie, die stark verkürzt ist, wird vor allem auf die körperliche Überwindung der Entfernung Bezug genommen. Dazu gehören der zeitliche Rhythmus der Bewegung zwischen den Standorten, die zeit-räumliche Distanz (gemessen in Stunden und Kilometer), die Wahl des Verkehrsmittels, sowie die Kosten und die Nutzbarkeit der Reise an sich.

### *Zeit-räumliche Distanz*

Die Entfernungen zwischen Wohnort A und B und C liegen zwischen 30 und 600 km. Dabei überwinden sieben der Befragten eine Distanz zwischen 30 und 100 km. Elf Personen fahren eine Strecke zwischen 100 und 300 km, sieben Personen legen zwischen 300 und 500 km zurück, eine Person fährt 600 km zwischen den Standorten und eine der Befragten legt über 1200 km Luftlinie zurück.

Da alle Personen außer Frau Martinez, die mit dem Flugzeug von Saarbrücken nach Madrid reist, das Auto nutzen, steht die zeitliche Distanz bei allen Befragten in ungefähr gleicher Relation zur Entfernung. Die Personen, die zwischen 30 und 100 km weit fahren, brauchen in etwa eine halbe bis eindreiviertel Stunden. Die Personen, die zwischen 100 und 300 km weit fahren, benötigen dafür zwischen eineinhalb und dreieinhalb Stunden, Personen die zwischen 300 und 500 km fahren sind zwischen drei und sechs Stunden unterwegs, Herr Posselt braucht für 600 km zwischen sechs und sieben Stunden, Frau Martinez braucht mit dem Flugzeug und Anfahrt zum und vom Flughafen etwa sechs Stunden.

### *Frequenz und Rhythmus der Transition*

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass überwiegend wöchentlich am Arbeitsort mehr Zeit verbracht wird als am Freizeitort. Und dass die Zeit, die am Freizeitort verbracht wird, sich im Wesentlichen auf und um das Wochenende bezieht. Im Folgenden soll nun festgestellt werden, ob zwischen der Dauer und Entfernung der Transition und dem Rhythmus und der Frequenz Zusammenhänge bestehen.

Vier Personen verbringen mehr als drei Tage an ihrem Freizeitort B. In drei dieser Fälle ist die Entfernung dazwischen nicht mehr als 100 km. In einem Fall allerdings mehr als 400 km. Herr Ludwig, der zwei Freizeitorte bewohnt, verbringt etwa drei Tage am Freizeitort C, von wo aus er auch ab und zu zur Arbeit fährt, weil die Entfernung nur 30 km beträgt.

Wöchentlich ein bis drei Tage verbringen 13 Personen, also die Hälfte der aktiv multilokalen Akteure an ihrem Freizeitort B, Herr Ludwig, gehört dazu. Bei zwei Personen liegt die Entfernung zwischen Arbeitsort und Freizeitort B bei 50 km. Sechs Personen legen zwischen 100 und 300 km zurück (dazu gehört auch Herr Ludwig, wenn er zu seinem Wohnsitz B fährt), und fünf Personen fahren zwischen 300 und 500 km.

Zwei- bis dreimal im Monat für ein bis drei Tage verbringen drei Personen Zeit am Freizeitwohnsitz B. Bei zwei Personen beträgt die Entfernung zwischen 100 und 300 km. Herr Posselt fährt 600 km.

Nur ein bis zweimal im Monat verbringen zwei Personen Zeit am Freizeitort. Frau Caspari fährt etwa 500 km und Herr Bohr etwa 130 km.

Seltener als einmal im Monat verbringen zwei Personen Zeit am Wohnsitz C, der sich bei Herrn Marzouki in Tunesien (eine genauere Angabe ist aufgrund fehlender Daten nicht möglich) befindet, wo er dreimal im Jahr für zwei bis drei Wochen wohnt und bei Herrn Trierweiler etwa 350 km vom Arbeitsort entfernt liegt. Frau Martinez verbringt etwa zehn Wochen im Jahr in Madrid, also etwa 1220 km Luftlinie entfernt vom Wohnort A.

Wie sich erkennen lässt, sind die Zusammenhänge zwischen Aufenthaltsfrequenz und -rhythmus am Freizeitort nicht deutlich ausgeprägt. Offensichtlich scheint die Entfer-

nung, solange sie unter fünf Stunden liegt, für wöchentliche Wohnortwechsel kein Hindernis zu sein. Bei den drei Interviewpartnern, die mehr als drei Tage, also auch während der Woche Zeit an ihrem Freizeitort verbringen, kann natürlich gemutmaßt werden, dass die räumliche Nähe eine Rolle spielt. Sie haben dadurch, wie die Interviews zeigen, die Gelegenheit auch während der Woche einen Abend am Freizeitort zu verbringen und von dort zur Arbeit zu fahren. Bei Herrn Schnur, der etwa 400 km fährt, sind es die unregelmäßigen Arbeitszeiten, die ihm längere Aufenthalte am Freizeitort ermöglichen. Im Falle der Personen, die zwei- bis dreimal im Monat am Freizeitort sind, handelt es sich nur bei Herrn Posselt bei der Begründung um einen Zusammenhang mit der Entfernung, da ihm häufigere Aufenthalte am Freizeitort aufgrund der langen Fahrt zu anstrengend sind. In den beiden anderen Fällen, sind es andere Gründe, die an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden sollen.

### *Verkehrsmittel*

Wie bereits erwähnt benutzen fast alle Teilnehmer der Studie den PKW als Verkehrsmittel, bis auf Frau Martinez, die zu Wohnsitz B und Herrn Marzouki, der zu Wohnsitz C fliegt.

Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass 14 der 26 aktiv multilokalen Personen über die Internetplattform mitfahrgelegenheit.de gefunden wurden, wo hauptsächlich Mitfahrgelegenheiten in PKWs angeboten werden. Da ich aufgrund der Gegebenheiten des Anbieters nur zu Personen Kontakte aufbauen konnte, die selber eine Mitfahrgelegenheit anbieten, handelte es sich dabei ausschließlich um Autofahrer und -besitzer. Weitere zwölf aktiv multilokale Teilnehmer der Studie lernte ich über andere Wege kennen, auch um eine gewisse Heterogenität des Samples zu gewährleisten. Allerdings benutzen auch sie das Auto. Der Besitz eines PKWs ist im Untersuchungsgebiet überdurchschnittlich häufig, wie Kühne&Spellerberg (2010) zeigen. Hier kann auch eine Begründung liegen. Im Folgenden möchte ich auf die Begründungszusammenhänge der Befragten eingehen.

Die Befragten verstehen die Nutzung des Autos offensichtlich als Alternative zur Bahn, da sehr häufig bei der Begründung ein Vergleich mit dem Zugfahren gezogen wurde,

ohne dass danach gefragt wurde. So hielten die meisten der Befragten (15 Personen) das Autofahren für günstiger, was durch Preisbeispiele bestätigt wurde. Zwölf dieser Fahrer boten Mitfahrgelegenheiten an und bestätigten, dass sie auf diese Weise einen Teil oder auch die gesamten Kosten für die Fahrt durch die Mitfahrer wieder einnehmen. 13 Personen sagten aus, dass sie mit dem Auto wesentlich schneller unterwegs sind, was durch Zeitbeispiele bestätigt wurde. Zehn schätzten die Flexibilität, die das Auto bietet und fünf die Unabhängigkeit. Hier wurde besonders betont, dass man nicht mehr darauf angewiesen ist, am Bahnhof abgeholt zu werden. In zehn Aussagen wurden die schlecht ausgebauten öffentlichen Verkehrsanbindungen sowohl im Saarland, als auch in und um die anderen Wohnstandorte in peripheren Regionen angegeben. Ergänzend wurde in allen fünf Fällen hinzugefügt, dass das Auto für die Gestaltung der Freizeit aus diesem Grund unverzichtbar ist. Für den Beruf brauchten es sechs der Befragten. Drei betonten, dass die Nutzung des PKWs einfacher ist als das Bahn fahren, weil man oft umsteigen muss (zweimal) oder weil die Bahn unzuverlässig und unpünktlich ist (jeweils einmal). Vier Personen gaben an, dass das Auto gerade durch die Multilokalität für sie wichtig ist, weil sie wichtige Sachen ständig dabei haben können.<sup>80</sup>

Natürlich wurden meist mehrere Vorteile des Autofahrens genannt, wobei auf rationalen, objektiven Argumentationen der Schwerpunkt lag. Nur in einem Fall wurde die Nutzung des Autos schlicht damit begründet, dass der Befragte gerne Auto fährt. Es gab eine Auffälligkeit. Die drei am häufigsten genannten Vorteile des PKWs vor der Bahn, nämlich schneller, günstiger und flexibler zu sein, wurden neunmal zusammen genannt, was darauf hindeutet, dass gerade bei häufig stattfindenden Wohnortwechseln, diese so unkompliziert und günstig wie möglich ablaufen sollen. Von diesen neun Befragten, verbringen sechs jedes Wochenende an ihrem Freizeitort und einer jedes

---

<sup>80</sup> „Das Auto ist auch noch so ein Thema, weil mein Auto ist ja immer voll, ich hab da immer alles Mögliche drin, weil ich ja am liebsten alles bei mir hab, egal, wo ich dann gerade bin, also ich hab dann meine Sportsachen immer schon im Auto, ich hab auch manchmal Schuhe zum Wechseln dabei, einen Snack oder was zu trinken.“ (T. Hettgen);

„Ich nehme eigentlich immer einen halben Hausstand mit an Klamotten. Also mein Eismann z.B. der liefert nach Bad Orb, deshalb hab ich in Bad Orb einen Gefrierschrank stehen und dann am Wochenende nehm` ich das dann halt mit hierhin so, und Lebensmittel nehme ich halt auch mit, und wenn ich das mit dem Zug machen müsste, würde das nicht gehen.“ (A. Niederkorn)

zweite Wochenende. Die Entfernung zwischen ihren Wohnorten liegt zwischen knapp 200 und 600 km, also in Bereichen, wo eine Fahrt bereits einen großen Teil der Freizeit am Wochenende in Anspruch nimmt, sowie kostenintensiv ist. Offensichtlich ist die Überbrückung der Distanz in den beschriebenen Fällen ein Teilaspekt der Multilokalität, der eher als notwendiges Übel betrachtet wird, die die Zeit der Freizeit und Gemeinschaft mit den Angehörigen einschränkt und darüber hinaus finanzielle Einbußen bedeutet.

Leider sind die Aussagen zu den Kosten der Transition, also zu Fahrt und Transportmittel nicht ergiebig genug, um eine fundierte Stellungnahme zu den Transitionskosten und somit den finanziellen Implikationen der Multilokalität in einem Teilbereich abzugeben. Ich möchte daher im Folgenden auf die Nutzung und Bewertung der Fahrt durch die Akteure eingehen.

Natürlich ist eine intensive Nutzung der Fahrt als Fahrer eines Wagens nicht gut möglich. Dennoch gelingt es manchen der Befragten, die Zeit der Fahrt nicht als „leere Zeit“ zu betrachten, sondern sie positiv zu verwerten.

Insgesamt wurden Aussagen zur Bewertung der Fahrt nur von 14 Personen getätigt, davon wurde die Belastung durch die Fahrt von fünf Personen als neutral eingeschätzt, die Fahrt als „ok“ (S. Schnur) bewertet. Fünf weitere Personen beurteilten die Fahrt eher als unangenehm bis sehr belastend, was selten genau begründet wurde<sup>81</sup>. Vier Personen empfanden die Fahrt als angenehm, weil sie dabei entspannen können oder die Landschaft genießen.<sup>82</sup>

Die Nutzung der Fahrzeit wurde ebenfalls von 14 Personen angesprochen. Sechs Personen nutzten die Fahrt eher passiv, um Hörbücher und / oder Musik zu hören und zu entspannen. Die anderen acht Interviewpartner wiederum nutzten die Gelegenheit, Telefonate zu führen oder sich mittels des Hörfunks zu informieren über das aktuelle Geschehen, teilweise werden organisatorische Dinge während der Fahrt erledigt. Auch

---

<sup>81</sup> „Die Fahrt ist schon sehr stressig und belastend für mich, vor allem, wenn das Wetter schlecht ist, dann fahre ich auch nicht immer.“ (S. Simon);

<sup>82</sup> „Ich schaue mir gerne die Landschaft an; wenn ich Zeit habe, fahre ich dafür auch Umwege, ich kann mich dabei entspannen.“ (M. Ludwig)

Gespräche mit den Mitfahrern wurden bewusst geführt, um sich zu unterhalten und Kontakte zu knüpfen.

In neun Fällen konnte sowohl eine Bewertung als auch die Nutzung der Fahrtzeit erhoben werden. Zwischen beiden scheint nur ein offensichtlicher Zusammenhang zu bestehen, die Personen nämlich, die die Fahrt zur Entspannung nutzen, bewerten sie auch als angenehm. Es handelt sich dabei um drei Personen. Zwei Personen geben an, dass sie die Fahrt trotz der intensiven Nutzung für Telefonate, Hörbücher und Musik hören, als belastend oder sehr belastend empfinden, und darin „*verschwendete Zeit*“ (P. Huber) sehen. Die Begründung mag darin liegen, dass die Nutzung der Fahrt nicht als Zugewinn betrachtet wird, sondern lediglich dazu dient, die Fahrt erträglich zu machen.

Die Entfernung und Fahrtdauer scheint keinen Einfluss auf die Bewertung und Nutzung der Fahrt zu haben, es ließen sich hier keine auffälligen Übereinstimmungen feststellen.

#### **IV.2.4. SOZIALSTRUKTURELLE MERKMALE DES SAMPLES**

Die sozialstrukturellen Merkmale, die hier vorgestellt werden beziehen sich auf die aktiv sowie die passiv multilokalen Interviewpartner. Angegeben werden die Merkmale Geschlecht, Alter, Familienstand, Bildungsniveau und berufliche Stellung.

##### **Geschlecht**

Neun Teilnehmer der Studie sind aktiv multilokale Frauen und 17 Befragte sind aktiv multilokale Männer. Die passiv multilokalen Befragten teilen sich auf in drei Frauen und fünf Männer.

##### **Alter**

Von den befragten Personen war eine Person unter 15 (die Tochter eines Interviewpartners), ein aktiv multilokaler Mann war im Alter zwischen 15 bis unter 25.

16 Personen befanden sich insgesamt im Alter zwischen 25 bis unter 35, zwölf waren davon aktiv und vier passiv multilokal. Die aktiv multilokalen teilten sich auf in vier Männer und acht Frauen, die passiv multilokalen in zwei Männer und zwei Frauen.

Fünf aktiv multilokale Männer waren im Alter zwischen 35 bis unter 45. In dieser Altersgruppe wurden weder aktiv multilokale Frauen noch passiv multilokale Personen interviewt.

In der Altersgruppe zwischen 45 bis unter 55 waren insgesamt neun Interviewpartner, von denen sechs Männer und eine Frau aktiv multilokal leben und zwei Männer passiv multilokal.

Ein aktiv multilokaler Mann und eine passiv multilokale Frau befanden sich im Alter zwischen 55 bis unter 65.

Ältere Personen wurden nicht befragt, was damit zusammenhängt, dass nur berufstätige Personen und deren Partner befragt wurden, die eben meist jünger als 65 sind.

### **Familienstand**

Insgesamt waren zum Zeitpunkt der Befragung sechs Personen Singles, davon drei Männer, im Alter von 22, 45 und 46, und drei Frauen in der Altersgruppe zwischen 25 bis unter 35.

Die meisten Befragten lebten in einer festen Partnerschaft. Es handelte sich dabei um 16 Personen, acht aktiv multilokale Männer zwischen 25 und 46, also in drei Altersgruppen, und vier aktiv multilokale Frauen, alle in der Altersgruppe zwischen 25 bis unter 35, sowie drei passiv multilokale Männer, im Alter von 30, 31 und 48 und eine Frau von 28 Jahren. Mit sechs Paaren, die in festen Partnerschaften leben, konnte ich Interviews führen, davon waren vier Paare passiv / aktiv multilokal und zwei aktiv / aktiv multilokal.

Verheiratet waren insgesamt elf der Personen, davon sind sechs aktiv multilokale Männer im Alter zwischen 30 und 60 Jahren, also über drei Altersgruppen verteilt und zwei Frauen, 26 und 51 Jahre alt. Ein Mann im Alter von 48 Jahren und zwei Frauen im Alter von 29 und 60 Jahren waren passiv multilokal. Ich konnte mit vier der verheirate-



ten Paare sprechen. Eines der vier verheirateten Paare, mit denen ich sprach, ist aktiv / aktiv multilokal und drei sind passiv / aktiv multilokal.

### **Bildung**

Das Bildungsniveau der Interviewpartner wird anhand des höchsten Schul- oder Berufsausbildungsabschlusses angegeben.

Eine Person, Lena Kamper, die 13-jährige Tochter eines Interviewpartners, ist auf dem Gymnasium und verfügt über noch keinen Abschluss. Alle weiteren Interviewpartner haben eine berufliche Ausbildung beziehungsweise ein Studium abgeschlossen.

Neun Personen haben eine abgeschlossene Berufsausbildung, von ihnen sind vier aktiv multilokale Männer und zwei aktiv multilokale Frauen, sowie zwei passiv multilokale Männer und eine Frau.

Fünf weitere Personen, alle aktiv multilokale Männer haben nach der Berufsausbildung weitere Fortbildungen im beruflichen Bereich abgeschlossen, die höhere Abschlüsse, allerdings unter Hochschulniveau ermöglichten.

Über einen Hochschulabschluss verfügen 19 Personen, also über die Hälfte der Studienteilnehmer. Es handelt sich um acht aktiv multilokale Männer und sieben aktiv multilokale Frauen sowie drei passiv multilokale Männer und eine Frau.

### **Beruf**

Bis auf eine Person<sup>83</sup>, gingen zum Zeitpunkt des Interviews alle Personen einer Erwerbsarbeit nach, wenn auch in manchen Fällen Beruf und Ausbildung oder zwei Berufe kombiniert wurden.

In vier Fällen kann von beruflichen Kombinationen gesprochen werden. Frau Caspari arbeitet selbstständig in der Kinderbetreuung und ist gleichzeitig auf Arbeitssuche. Frau Lambert ist Hausfrau und arbeitet nebenher selbstständig als Nachhilfelehrerin, Herr Althenberg studiert und arbeitet als freier Musiker, sowie in der Grundschule und

---

<sup>83</sup>Frau Lellig hatte eine Woche vor dem Interview ihre Berufsausbildung abgeschlossen, die mit ihrer multilokalen Lebensweise in Verbindung gestanden hatte und befand sich auf Arbeitssuche. Da sie bis unmittelbar vor dem Interview multilokal gelebt hatte, wurde sie in den übrigen Auswertungen als multilokal behandelt.

Hochschule als Dozent für Musik. Herr Bohr studiert und ist Angestellter in einem Chemiekonzern. Sie wurden in der folgenden Darstellung doppelt gezählt.

Eine der passiv multilokalen Befragten ist also teilweise Hausfrau und eine der Befragten ist in Karenz.

Insgesamt befinden sich zwei der Befragten teilweise in einem Studium, keiner der Befragten ist als ungelernter Arbeiter beschäftigt, ein aktiv multilokaler Mann ist Facharbeiter.

Der überwiegende Anteil der Befragten befindet sich in Angestelltenverhältnissen. Davon sind neun aktiv multilokale Männer, fünf aktiv multilokale Frauen, drei passiv multilokale Männer und eine passiv multilokale Frau.

Sechs der Befragten sind Beamte, wobei auch die drei Soldaten dieser beruflichen Kategorie zugeordnet werden. Es handelt sich um vier aktiv multilokale Männer und eine Frau, sowie einen passiv multilokalen Mann.

Selbstständig sind fünf der Teilnehmer, drei aktiv multilokale Männer und eine Frau sowie eine passiv multilokale Frau. Auf Arbeitssuche befinden sich zwei Frauen.

Vergleicht man nun das Bildungsniveau und die berufliche Stellung, so stellt man fest, dass in jeder beruflichen Kategorie alle Ausbildungsformen vertreten sind. Einzig die Tatsache, dass keine beruflich gering qualifizierten oder unqualifizierten Akteure auftreten, ist auffällig. Zumindest in diesem Sample ist Multilokalität also eine Strategie beruflich qualifizierter bis hochqualifizierter Angestellter. In diesem Zusammenhang muss nochmal darauf hin gewiesen werden, dass Soldaten zwar der beruflichen Kategorie „Beamte“ zugeordnet werden, aber nicht wirklich stellvertretend für Beamte im Allgemeinen gesehen werden können. Da der Beruf des Soldaten häufig mit berufsbedingten Standortwechseln und dem Leben in der Kaserne verbunden ist, könnte eine besondere Affinität des Soldaten zur multilokalen Lebensweise vermutet werden, was sicher nicht grundsätzlich für Beamte gelten kann.

#### IV.2.5. TYPOLOGIE DES AKTIONSRAUMS

Der Aktionsraum eines Subjekts an den jeweiligen Wohnstandorten ist in der Multilokalitätsforschung von besonderem Interesse, wie bereits in Kapitel III.1.3 dargelegt wurde. Die Tätigkeiten eines Akteurs an seinen Wohnstandorten dienen der Erfüllung seiner Bedürfnisse und stehen somit in komplexen Wechselbeziehungen mit anderen weitergehenden Kontexten. Gerade vor dem Hintergrund einer multilokalen Lebensweise, die in vielen Fällen mit der Aufteilung oder Aufspannung des Aktionsraumes eines Subjekts verbunden ist, ist die Untersuchung der Tätigkeiten des Akteurs sowie deren räumliche Niederschlagung und Begrenzung (im Sinne eines Distanzradius) an seinen Wohnorten von entscheidender Bedeutung. Der Aktionsraum und seine Veränderung ebenso wie die Aktionen per se können aussagekräftige Indikatoren für eine Reihe von lebensweltlichen Zusammenhängen sein, die sich im Rahmen der Multilokalität auf tun. Als Beispiel kann hier das Thema der eventuell multilokalen raumbezogenen Identität dienen. Vermutlich stehen Tätigkeiten und Entwicklung und Aufrechterhaltung raumbezogener Bindungen in einem Zusammenhang. Dieses Thema soll im Kapitel IV.3. gezielter behandelt werden. Zunächst wird es darum gehen, die Aktionsräume der Studienteilnehmer bezogen auf ihre Wohnstandorte zu untersuchen. Dabei werden die Tätigkeiten der Akteure typisiert. Wenn möglich soll auch der Radius der Aktivitäten in einer zeit-räumlichen Entfernung vom Wohnsitz dargestellt werden. Auch hier können Unterschiede zwischen der Nutzung und Bedeutung der Wohnstandorte erkennbar werden.

Die Tätigkeiten werden grundsätzlich unterteilt in Erwerbsarbeit, Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen aller Art, Bildung, soziale Interaktionen und Freizeitbeschäftigungen (vgl. Weichhart, 2010).

Eine genauere Unterteilung ist notwendig, um Unterschiede der Nutzung und Bedeutung der Wohnstandorte deutlich erkennen zu können. Dabei habe ich mich an folgender Aufteilung orientiert:

1. Erwerbsarbeit,
2. Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen, die alltäglich oder häufig benötigt und besorgt werden

3. Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen, die seltener benötigt oder besorgt werden
4. Bildung / Weiterbildung
5. Partnerschaft
6. Familie
7. Pflege intensiver freundschaftlicher Beziehungen
8. Pflege guter bekanntschaftlicher Beziehungen und sonstige soziale Interaktionen
9. Freizeitaktivitäten, die sich vor allem auf Sport und Outdoor-Aktivitäten beziehen
10. Freizeitaktivitäten, die sich vor allem auf Kulturgenuß, Nightlife oder Shopping beziehen
11. Aktivitäten, die sich auf die Kultivierung und Verschönerung der Behausung beziehen (Ausbauen, Renovieren, Gestalten)

Diese Unterscheidung ist etwas differenzierter und ausführlicher als Weichhart (2010) sie vorschlägt. Sie kann als Produkt der Auseinandersetzung mit den Realitäten der Akteure der vorliegenden Studie betrachtet werden. So hat sich herausgestellt, dass gerade im Bereich der sozialen Kontakte und Interaktionen besonders deutlich zwischen den Wohnorten differenziert wird. Gute Freunde und Bekannte werden zum Beispiel von den Interviewpartnern deutlich voneinander getrennt beschrieben. Ebenso kann Familie (z.B. Kinder) an einem anderen Standort als Partnerschaft angesiedelt sein und auch andere Relevanz haben für den Akteur. Auch scheint die Beschäftigung mit der Kultivierung der eigenen Behausung im Sinne einer Verschönerung oder Gebrauchsverbesserung eine wesentliche Rolle in Bezug auf die Bedeutung des Standortes für den Akteur zu spielen.

Die folgende Typologie wird standortspezifisch dargestellt. Außerdem bezieht sich die Typologie nur auf die aktiv multilokalen Teilnehmer.

An Wohnsitz A geben alle an einer Erwerbsarbeit nachzukommen, was nicht überrascht, da es sich ja um den Wohnort am Arbeitsplatz handelt. Dort leben vier der Interviewpartner, auch ihre partnerschaftlichen Beziehungen (drei Männer, eine Frau),

zwei Männer und eine Frau haben dort Familie, 24 Personen geben an, an diesem Standort gute Bekanntschaften und soziale Interaktionen zu pflegen, davon sind acht Frauen. Sehr gute Freunde haben 19 Personen dort (elf Männer und acht Frauen), Alle Personen erledigen dort ihre Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen, die alltäglich oder häufig benötigt werden, die Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen, die seltener benötigt werden von 15 Personen am Standort A organisiert (neun Männer, sechs Frauen). Mit Freizeitaktivitäten, die sich vor allem auf Sport und Outdoor-Aktivitäten beziehen, beschäftigen sich 22 Personen (14 Männer, acht Frauen) und ebenfalls 22 Personen (14 Männer, acht Frauen) gehen Freizeitaktivitäten nach, die sich vor allem auf Kulturgenuß, Nightlife oder Shopping beziehen. Aktivitäten, die sich auf die Kultivierung und Verschönerung der Behausung beziehen gehen 13 Personen (acht Männer, fünf Frauen) nach.

An Wohnsitz B geben nur vier meiner Interviewpartner an, einer Erwerbsarbeit nachzukommen, bei der es sich allerdings in allen Fällen, um geringfügige Einkünfte handelt. 17 der Interviewpartner leben dort ihre partnerschaftliche Beziehung (zwölf Männer, fünf Frauen), 13 Männer und sechs Frauen haben dort Familie, 24 Personen geben an, an diesem Standort gute Bekanntschaften und soziale Interaktionen zu pflegen, davon sind neun Frauen. Sehr gute Freunde haben überraschenderweise nur 17 Personen dort (elf Männer und sechs Frauen), 19 Personen (13 Männer, sechs Frauen) erledigen dort ihre Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen, die alltäglich oder häufig benötigt werden. Die Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen, die seltener benötigt werden, wird von 23 Personen am Standort B organisiert (15 Männer, acht Frauen). Mit Freizeitaktivitäten, die sich vor allem auf Sport und Outdoor-Aktivitäten beziehen, beschäftigen sich 22 Personen (14 Männer, acht Frauen) und 25 Personen (17 Männer, acht Frauen) gehen Freizeitaktivitäten nach, die sich vor allem auf Kulturgenuß, Nightlife oder Shopping beziehen. Aktivitäten, die sich auf die Kultivierung und Verschönerung der Behausung beziehen gehen 16 Personen (13 Männer, drei Frauen) nach.

Ein Vergleich beider Darstellungen zeigt, dass die erwarteten großen Unterschiede zwischen der Nutzung der Wohnorte sich nur auf wenige Tätigkeitsbereiche beziehen. Allen voran ist natürlich die bereits angesprochene Erwerbsarbeit zu nennen, die vor

allem am Standort A erledigt wird. Große Unterschiede gibt es auch in den Bereichen Familie und Partnerschaft. So haben an Standort B wesentlich mehr Akteure ihre Familien als an Wohnort A (19:3).<sup>84</sup> Ähnlich verhält es sich mit den Partnerschaften. Hier liegt das Verhältnis von Arbeitsort zu Freizeitort bei 17:4. Auffallend ist auch, dass für die Weiterbildung offensichtlich der Freizeitwohnort bevorzugt wird. Freizeitbeschäftigungen und Hobbies aller Art scheinen an beiden Wohnstandorten gleichermaßen gerne gepflegt zu werden, da fast alle Interviewpartner angeben relativ vielseitige Freizeitaktivitäten zu pflegen. Die Kultivierung der Wohnung scheint auch an beiden Orten von etwa der Hälfte der Teilnehmer betrieben zu werden. Allerdings müsste hier genauer differenziert werden, was im Einzelfall gemacht wird und welche Bedeutung der Akteur der Behausung beimisst. Interessant ist auch, dass nicht nur beinahe alle Personen angeben an beiden Orten gute Bekannte zu haben (24:24), sondern auch gute bis sehr gute Freunde nennen 17 Personen an Wohnort B und 19 an Wohnort A, was als weitere Überraschung gewertet werden kann, da vermutet wurde, dass der Freizeitwohnsitz oftmals auch der „privilegierte Wohnsitz“ ist, was sich durch das Vorhandensein besonders guter Freunde bestätigen könnte. Festzustellen bleibt also, dass eine oberflächliche Bestimmung der Tätigkeitsbereiche zwei Interpretationen zulässt. Erstens lässt sich sagen, dass neben der Erwerbsarbeit und der engen sozialen Beziehungen zwischen der Nutzung und damit Bedeutung der unterschiedlichen Wohnstandorte kaum Unterschiede bestehen. Zweitens ließe sich argumentieren, dass eine oberflächliche Betrachtung der Tätigkeitsbereiche nicht ausreicht, um die Bedeutungsunterschiede der Standorte zu erkennen. Nach der Zusammenfassung der formalen Typologien soll das nächste Kapitel etwas mehr Einsicht in die wohnortbezogenen Bedeutungsverknüpfungen der Akteure bringen.

---

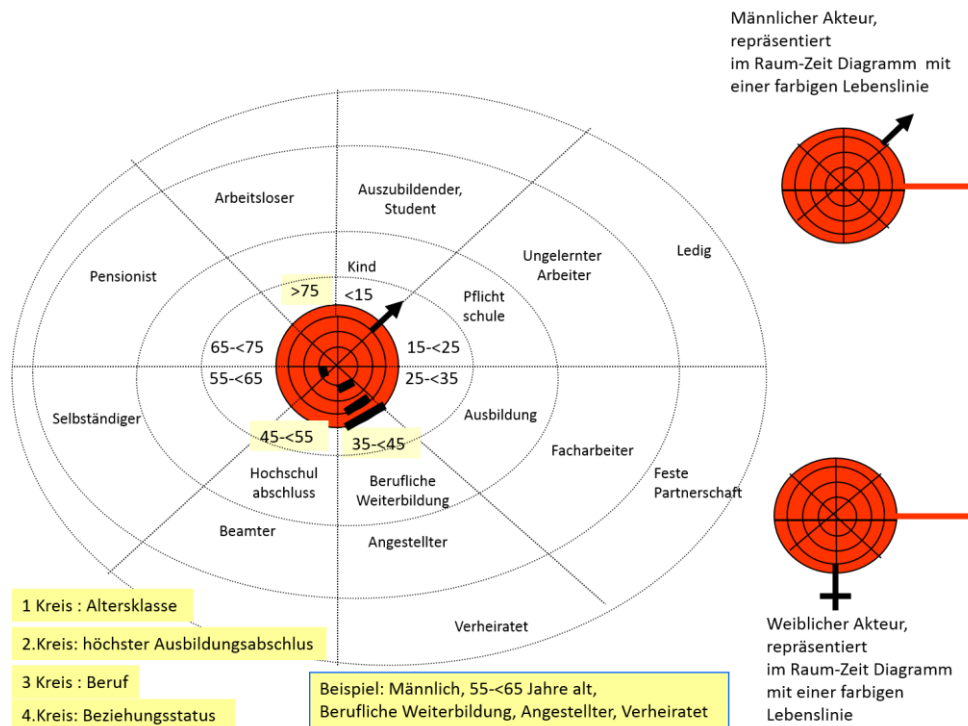
<sup>84</sup> Einige Teilnehmer haben an keinem ihrer Wohnorte Familie oder an Wohnort C.

#### **IV.2.6. GRAPHISCHE DARSTELLUNG EINER KOMPLEXEN MULTILOKALEN ANORDNUNG AUF BASIS DER FORMALTYPOLOGIE DER MULTILOKALITÄT NACH WEICHHART**

Die Familie Lambert ist ein Beispiel, wie sich innerhalb einer Residenzgemeinschaft und Familie mehrere Multilokalismen der Familienmitglieder und deren Partner und Bekannten treffen können. Die Komplexität dieser multilokalen Struktur, die sich auch transnational erstreckt soll hier in einer graphischen Darstellung veranschaulicht werden. Die Darstellung bezieht sich auf die Ausprägungen einer formalen Beschreibung von Multilokalität. Sowohl die graphische Darstellung, wie auch die Formaltypologie orientieren sich an einem Vorschlag von Weichhart (2010). Zur adäquaten Darstellung der Familie Lambert musste allerdings die Typologie und ihre Darstellung teilweise erweitert werden.

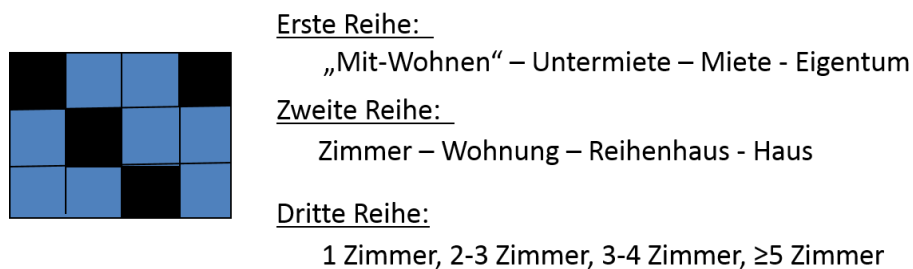
Die dargestellten Akteure sind die bereits beschriebenen Personen Horst & Marlene Lambert, deren Kinder Lisa und Jan Lambert und dessen Partnerin Anna Martinez aus Madrid. Hinzu kommt ein Arbeitskollege und Freund von Horst, Alois Graf. Herr Graf lebt im Hause der Familie Lambert an den Wochenenden mit und verbringt die Woche über an seinem Arbeitsort in Frankenthal in seiner Wohnung, in der wiederum Horst Lambert mitwohnt, der dort ebenfalls arbeitet.

**Abb. 3: Darstellung der Typologie der Mitglieder der Residenzgemeinschaft**



Quelle: Eigene Darstellung nach Weichhart (2010)

**Abb. 4: Darstellung der Typologie der Behausung**



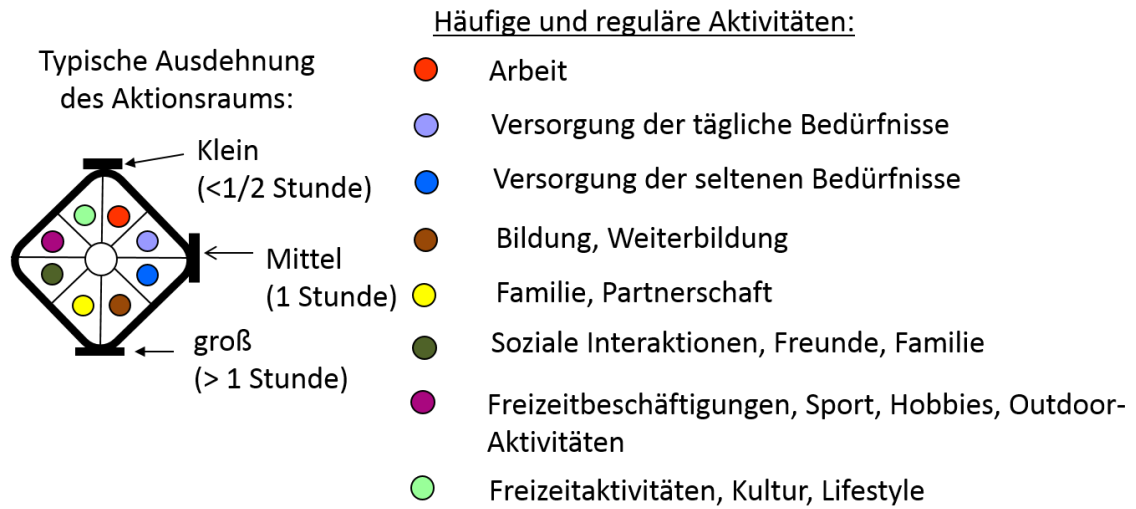
Quelle: Eigene Darstellung nach Weichhart (2010)

Das Rechtecksymbol steht für eine Behausung, die von mehreren der dargestellten Akteure genutzt wird. Teilweise bestehen unterschiedliche Besitz- und Mietverhältnisse, die alle im Symbol dargestellt werden. Nur Bewohner und deren Besitzverhältnisse werden dargestellt.

Beispiel: Ein der Bewohner besitzt die dargestellte Wohnung mit zwei bis drei Zimmern. Der andere Bewohner kann unentgeltlich mitwohnen.



**Abb. 5: Darstellung der Typologie des Aktionsraumes**



Quelle: Eigene Darstellung nach Weichhart (2010)

Der Kreis in der Mitte weist auf die Hauptbeschäftigung am Wohnort hin, wenn diese eindeutig festlegbar ist.

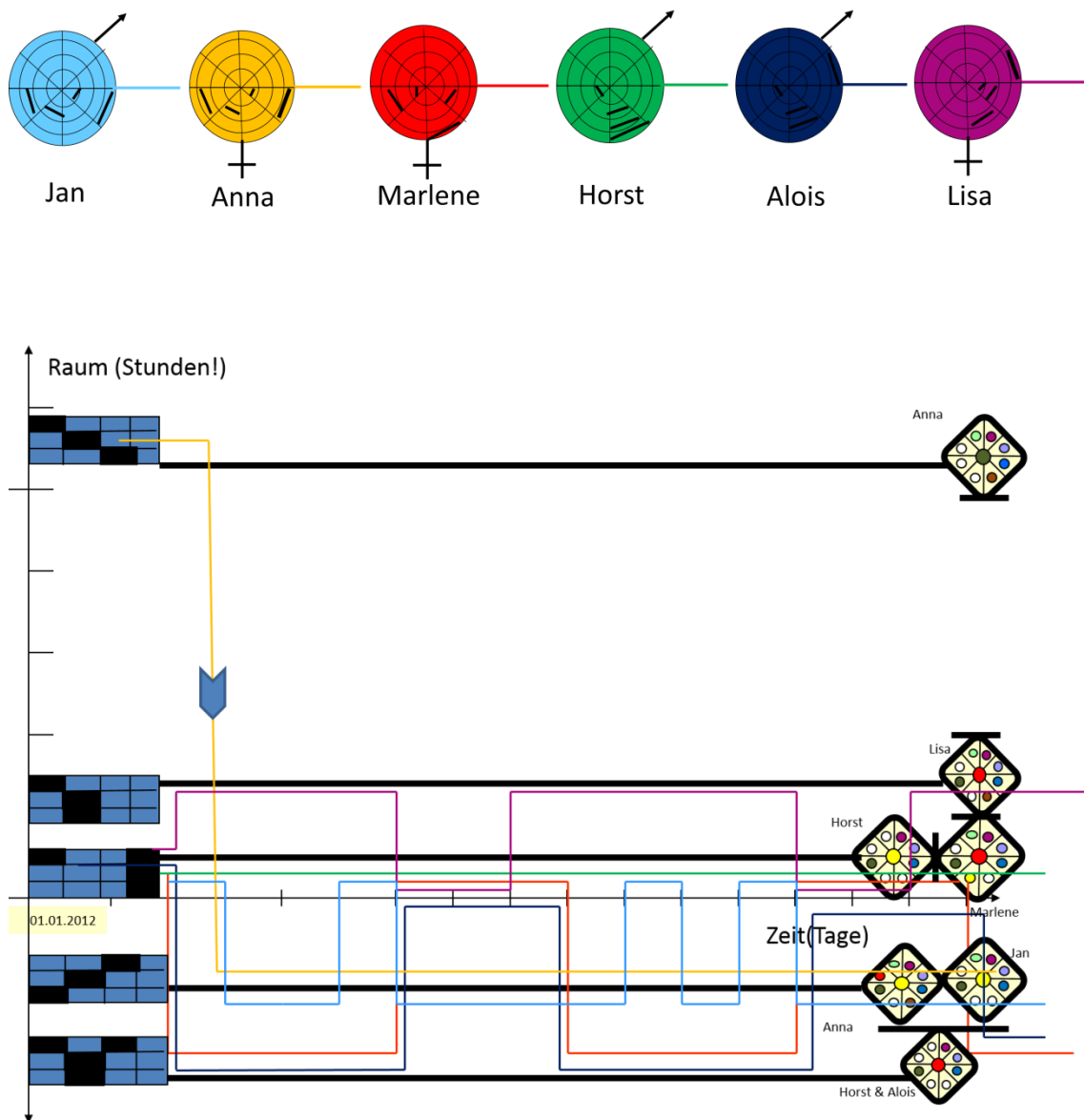
**Abb. 6: Darstellung des Transitionsraums und der genutzten Verkehrsmittel**



Die Darstellung erfolgt anhand der Lebenslinien.

Quelle: Eigene Darstellung nach Weichhart (2010)

**Abb. 7: Darstellung einer komplexen multilokalen Verortung anhand einer Residenzgemeinschaft**



Quelle: Eigene Darstellung nach Weichhart (2010)

## IV.3. MULTILOKALE IDENTIFIKATION

Multilokalität als „*Vita activa an mehreren Orten*“ (Rolshoven, 2006) bezieht sich wie der Begriff „Vita“, also Leben, ausdrückt, auf mehr als Arbeiten oder Zeit mit dem Partner oder den Freunden zu verbringen. Auch wenn der Fokus der Tätigkeiten des multilokalen Menschen auf der einen oder anderen Funktion oder Offerte seiner Wohnstandorte liegt, so ist er aufgrund seiner Physis doch immer gänzlich mit all seinen Eigenschaften anwesend. Das bedeutet auch, dass er sich in irgendeiner Art und Weise immer dem Raum, den er „belebt“, stellen muss, sich mit ihm auseinandersetzen muss und ihn auf irgendeine Art und Weise in sein Leben integriert. Gerade in multilokalen Arrangements, die von einer relativen Beständigkeit der unterschiedlichen Habitate des multilokalen Akteurs, geprägt sind – im Gegensatz z.B. zur kurzzeitigen arbeitsbezogenen Mobilität mit nur einen festen Wohnsitz (z.B. Montagearbeit) – ist der Akteur in besonderem Maße verschiedener Räume teilhaftig, die er auf unterschiedliche oder auch ähnliche Weise annimmt und in sein Selbstkonzept einbezieht. Als „anthropologische Grundkonstante“ (Weichhart, 2006) ist die raumbezogene Identität eine relevante Größe, die in multilokalen Zusammenhängen eines besonderen Augenmerks bedarf. Hier stellen sich folgende Fragen: Inwieweit ist die kognitiv-emotionale Verarbeitung verschiedener für das Subjekt bedeutender Raumausschnitte möglich? Wie und mit welchen Ergebnissen verläuft sie? Welchen Nutzen kann sie in multilokalen Zusammenhängen für das Subjekt haben? Ausgehend nämlich von den grundsätzlich bedeutenden Nutzenfunktionen raumbezogener Identität in unilokalen residenziellen Situiertheiten, kann auch für das Leben an verschiedenen Orten eine positive Funktion für die Systemstabilisierung menschlicher Subjekte angenommen werden. Wie und unter welchen Rahmenbedingungen sich diese gestaltet, bleibt zu erforschen. Diese Studie kann nur einen kleinen und unvollständigen Einblick in die Empirie derartige Zusammenhänge anbieten, was im weiteren Verlauf geschehen soll.

Zunächst soll daraufhin gewiesen werden, dass die Begriffe raumbezogene Identität, Identifikation und Bindung synonym gebraucht werden. Der Begriff der Bindung wird dabei als vorwiegend emotionale Bindung, also im Sinne eines affektiven Bezugs (vgl.

Werthmüller, 1994), im Gegensatz zu einer funktionalen Bindung verstanden. So kann eine funktionale Bindung an einen Ort sehr stark sein, ohne dass sich auch eine starke emotionale Bindung entwickelt.

Die Rolle der raumbezogenen Bindungen in multilokalen Zusammenhängen wurde bereits in Kapitel II angesprochen. Weichhart (2006) und Petzold (2009) gehen davon aus, dass sich raumbezogene Bindungen zu mehreren Orten entwickeln können, wenn bestimmte Voraussetzungen erfüllt sind. Während Weichhart (2006) dabei eine sich über Handlungen konstituierende allmähliche Identifikation- und Bindungsentwicklung annimmt, vermutet Petzold eine grundsätzlich von der spezifischen Situationseinschätzung des Subjekts abhängige Bindungsentstehung.

Ergänzt man, wie in Kapitel II vorgeschlagen, einen Einfluss der persönlichen Bereitschaft des Akteurs, einen neuen Wohnort anzunehmen, wird es möglich – unter Bezugnahme auf die SAT – die Entwicklung einer raumbezogenen Bindung sowohl über den Handlungsvollzug als auch über die subjektive Beurteilung des neuen Lebensumfelds zu erklären. Durch die persönliche Bereitschaft einen neuen Wohnstandort anzunehmen, versetzt sich der Akteur quasi selber in einen Modus der Geneigtheit zur Positivbewertung als auch der Handlungsbereitschaft. Neben der Bereitschaft ist in diesem Kontext daher auch das Engagement des Akteurs von zentraler Bedeutung, denn erst im Tun werden die Prozesse des Identifizierens angestoßen.

Diese Vorüberlegungen dienen als Einstieg in die nun folgende Darstellung der raumbezogenen Bindungen der Teilnehmer dieser Studie. Der Fokus liegt dabei auf einem Vergleich der kognitiv-emotionalen Bindungen, die die Akteure an ihre jeweiligen Wohnorte haben. Diese Darstellung soll durch Analyse der möglichen Entstehungszusammenhänge der raumbezogenen Identifikationen vervollständigt werden. Die oben vorgestellten Konzepte dienen dabei als theoretischer Rahmen.

Ich möchte daraufhin weisen, dass in dieser Studie die von Weichhart (2006) angesprochenen maßstabsbezogenen Einflussgrößen zwar in den Interviews angesprochen wurden, bei der Analyse jedoch ausgespart blieben. So wird bei der Bindungswirkung nicht zwischen einem lokalen und einem regionalen Bezug unterschieden. Gerechtfertigt scheint diese Vorgehensweise durch die Aussagen der Interviewpartner. Diese zei-

gen, dass meist in subjektiv-regionalen Maßstäben gedacht wird. Das bedeutet, dass der Akteur nicht nur sein unmittelbares Wohnumfeld oder seinen Wohnort im Blick hat, wenn er von seinem Wohnsitz am Arbeitsplatz spricht oder von seinem Freizeitwohnsitz, sondern die Umgebung miteinschließt. Natürlich ist die subjektive Interpretation von Umgebung dabei von Fall zu Fall unterschiedlich räumlich ausgedehnt, wobei es sich grundsätzlich um einen täglich erreichbaren Bereich handelt. Für den Einen handelt es sich dabei um eine weitläufige Entfernung, wie z.B. für Herrn Ludwig, der seine Wohn- und Arbeitsumgebung in den räumlichen Bereich Karlsruhe, wo er arbeitete, und Baden-Baden, wo er zum Zeitpunkt des Interviews wohnte, einordnete.<sup>85</sup> In anderen Fällen wird die Umgebung etwas enger gefasst, wie im Falle von Herrn Torgart.<sup>86</sup> Die angesprochene raumbezogene Identität bezieht sich also auf den vom Akteur selber gesetzten räumlichen Identifikationsradius, der sich teilweise auch in seinem alltäglichen Aktionsradius spiegelt, der hier nicht näher dargestellt wird, da nicht ausreichend Informationen dazu vorliegen.

#### **IV.3.1. BINDUNGSINTENSITÄT**

Zur Feststellungen der raumbezogenen Bindungen und deren Entstehung konnte auf umfangreiches Datenmaterial zurückgegriffen werden. Hinweise lieferten insbesondere Aussagen, welche den folgenden Kategorien zugeordnet wurden: Bewertung der Wohnstandorte, Bindungswirkungen der Wohnstandorte, allgemeine und kritische Standortofferten, Aktionsraum, soziale Interaktionen, Gruppenzugehörigkeiten, Persönliche Bereitschaft und Engagement zum Aufbau einer affektiven Bindung zum Wohnort, Positions- und Rollensets und Statuspositionen sowie Freizeitaktivitäten. Eine genauere Darstellung der Operationalisierung dieser Begriffe wird in der Darstellung des Gesprächleitfadens (Kap. III.1.5) vorgenommen. Diese Kategorien beziehen

---

<sup>85</sup> „Wenn ich diesen Job nicht behalten würde, dann würde ich mir hier in der Umgebung was Neues suchen. Das könnte im Umkreis von 100 km von hier schon sein, aber so richtig weg will ich von hier jetzt nimmer.“ (M. Ludwig)

<sup>86</sup> „Ich könnte auch in Saarbrücken wohnen, also etwa im Umkreis von 20 km. Also, schon hier die Kante.“

sich in erster Linie auf die personenbezogenen Einflussgrößen nach Weichhart (2006), aber auch auf die Einflüsse der persönlichen Bewertung der Standort, wie sie für Petzold (2009) besonders relevant erscheinen und ebenso auf die Thematik des Einflusses der persönlichen Geneigtheit zum Aufbau einer raumbezogenen Identifikation und Raumbeziehung. Die Darstellung und Analyse der Bindungswirkungen bezieht sich ausschließlich auf die 26 aktiv multilokalen Interviewpartner, da nur bei diesen mehrörtige Identifikationen vorfindbar sein können.

Um die Intensität der Bindung zu einem Wohnort zu operationalisieren und damit erfragbar zu machen, wurde die Frage „Auf welchen ihrer Wohnsitze würden sie verzichten bzw. nicht verzichten, wenn sich die Rahmenbedingungen ändern würden?“ gestellt. Obwohl diese direkte Form der Bezugnahme auf den zu erfragenden Bereich bei der Planung der Interviews eine zunächst ungewisse Option hinsichtlich der Aussagekraft der zu erwartenden Antworten darstellte, erwies sie sich doch als sehr erfolgreich bei der Durchführung der Interviews. Die meisten Interviewpartner konnten direkt und sehr genau denjenigen ihrer Wohnstandorte benennen, der ihnen unverzichtbar oder verzichtbar erschien, wobei auch die Möglichkeit bestand, dass keiner der Standorte als unverzichtbar eingestuft wurde.

Auf Basis dieser Aussagen, ergänzt durch Aussagen zu den jeweiligen Standortofferten, soz. Interaktionen usw. wurde eine Typologie der Bindung zu den einzelnen Standorten entwickelt, die drei Typen der Bindung enthält. Diese werden als „starke“ Bindung, „mittlere“ Bindung und „geringe“ Bindung bezeichnet. Eine starke Bindung besteht dann, wenn der betreffende Wohnstandort unter keinen Umständen aufgegeben wird, in diesen Fällen bestehen funktionale und affektive Ortsbezüge. Eine Befragte schildert ihre intensive Bindung wie folgt:

*„Ich würde auf keinen Fall für das Geld oder egal wofür, weggehen. Auf jeden Fall würde ich in der Nähe von Freunde und Familie bleiben und allem hier eben. Ich bin gar nicht der Typ, der jetzt in eine fremde Stadt gehen würde nur wegen dem Job und wo man dann keine Sau kennt. Früher hab ich ja immer gesagt, ich will nach Köln ziehen, aber mir ist schon wichtig, in der Nähe vom Saarland zu bleiben, deswegen ist Trier perfekt. Ich hab meine Ruhe, aber in einer halben Stunde bin ich da. Ich würde noch nicht mal nach Koblenz ziehen.“ (L. Lambert)*

Eine mittlere Bindung besteht dann, wenn der Wohnstandort zwar grundsätzlich bei Änderungen der Modalitäten aufgegeben würde, aber eine Vielzahl positiver Bindungswirkungen von ihm ausgehen, so dass auch eine unilokale Lebensweise bei Veränderungen der Rahmenbedingungen dort denkbar wäre. Auch in diesen Fällen bestehen funktionale und affektive Ortsbezüge, wie Herr Thalberg deutlich macht:

*„Und dann ist es eventuell so, dass wir dann zusammen umziehen an den Standort, an dem ich eben jetzt bin, wobei man immer in Ungewissheit lebt bei der Bundeswehr, ob der Standort schließt. Familienbindung, Freundeskreis, soziales Umfeld, so die Verknüpfungen, die man mittlerweile schon geschaffen hat mit den Kindern, das ist mir hier wichtig. Und mir ist es auch wichtig, dass die behütet aufwachsen. [...] Also, wir wollen nicht wirklich hier weg. Aber weil ich eben auch wieder mit längeren Abwesenheitszeiten rechnen muss und dann nicht mal am Wochenende nach Hause kommen kann, sind wir am überlegen, ob wir mit den Kindern dahin ziehen. Aber für die nächsten eineinhalb Jahre werd` ich von Penzing/Bayern hierher pendeln. Und wenn die Elternzeit von unserem zweiten Kind zu Ende geht, dann werden wir uns über eine neue Pendelsituation oder über einen Umzug klar werden müssen. Also, wenn ich natürlich heimatnah versetzt werde, dann würde ich dann eventuell kürzere Strecken pendeln oder täglich pendeln, dann würden wir den Wohnsitz hier beibehalten. Das ist schon das Ziel, die anderen Möglichkeiten wären nicht gleichwertig.“ (K. Thalberg)*

Seine Frau beschreibt die Bindung an das Saarland ergänzend folgendermaßen:

*„Es gibt Gemeinden, mit denen kann man sich identifizieren, das ist bei uns die Gemeinde Limbach-Kirkel. Da hat er seine Teeniezeit verbracht und wir haben sehr viele Freunde dort und wir sind auch bekannt mit der Pfarrerin, wir haben auch in Limach geheiratet. Daher sind wir auch in dieser Gemeinde engagiert [...] weil wir unseren emotionalen Punkt eben dort haben.“ (A. Thalberg)*

Bei einer geringen Bindung besteht nur ein funktionaler, kein affektiver Ortsbezug. Der Standort an sich bietet meist nur eine Offerte, die ein zeitweises Leben dort aus subjektiver Sicht notwendig macht, z.B. die Arbeitsstelle oder der Partner, die Partnerin in Fernbeziehungen. Zum Ort oder dem räumlichen Umfeld besteht keine emotionale Bindung. Bei einer Veränderung der Parameter würde der Standort verlassen werden. Frau Müller beschreibt diese Situation an Wohnort A so:

*„Also ich bin hier nur wegen dem Job hingezogen und wegen der Entfernung von zu Hause. In Eppelborn fühl ich mich zu Hause und hier wohne ich nur zum Arbeiten.“ (R.Müller)*

Die Bindungen wurden nach dem Wohnsitz am Freizeitort und dem Wohnort am Arbeitsort differenziert. In den Fällen wo zwei Freizeitwohnsitz bestehen, werden die Bindungsbewertungen beider Freizeitwohnsitze berücksichtigt.

#### **IV.3.2. IDENTIFIKATIONSBEZOGENE EINFLUSSFAKTOREN**

Um eine Analyse der möglichen Einflussfaktoren zu ermöglichen, wurden die Bindungsbeschreibungen mit entsprechenden Parametern verglichen, von denen, wie beschrieben, ein Einfluss auf die Ortsbindung vermutet werden kann. Diese sind vor allem die personenbezogenen Einflussgrößen wie die Gebürtigkeit bzw. die Kindheit, als räumlicher Hintergrund der Sozialisation, die Formen sozialer Interaktionen an Ort und Umgebung und die Residenzgemeinschaft, in der der Akteur lebt. Wie Weichhart (2006), Petzold (2009) und Kühne (2010, 2012) übereinstimmend feststellen, sind gerade Ausmaß und Intensität sozialer Interaktionen von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung raumbezogener Identifikationen. Die Residenzgemeinschaft, die Beziehung des Akteurs zu dieser und insbesondere die Vernetzung der einzelnen Mitglieder können als Bindungsfaktoren funktionaler Art eine große Rolle spielen. Der im Bereich der personenbezogenen Einflussgrößen ebenfalls einflussreiche sozioökonomische Status der Befragten bleibt in dieser Untersuchung unberücksichtigt, da diesbezüglichen Informationen nicht ausreichend waren. Desweiteren wird der Art der Behausung und den entsprechenden Eigentumsverhältnissen Bedeutung beigemessen, ebenso wie der Intensität, mit der die Kultivierung der Behausung betrieben wird. Unter Kultivierung wird die Pflege und Gestaltung des Wohnraums verstanden. Dahinter steht die Vorstellung, dass die Intensität dieser Gestaltung ebenso ein Indikator für eine bereits bestehende Identifikation ist, als auch für die Bereitschaft und das Engagement, dem Lebensraum eine gewisse Qualität zu geben, ihn zu einem angenehmen persönlichen Umfeld zu machen, oder eben nicht. Die Intensität mit der die Wohnung kultiviert wurde, konnte in ebenfalls drei Ausprägungen typisiert werden, die auch als stark, mittel und gering bezeichnet werden können. Stark bedeutet, dass der Akteur intensive Bemühungen und auch Kosten auf sich nimmt, seinen Wohnraum nachhaltig zu gestalten, z.B. Umbau- und Renovierungsmaßnahmen, intensive Auseinanderset-



zung mit Gestaltung, Einrichtung und Dekoration der Behausung und eventuell des Gartens, wie z.B. Frau Niederkorn.

*„Das weiß ich jetzt gar nicht, wie ich das sagen soll. Das ist eine Form von Gemütlichkeit, wenn ich hier sitze und kucke. Ich hab das alles entworfen hier und mein Mann hat das gebaut und der kennt jeden Stein mit Vornamen und ich weiß, wie weit jede Wand voneinander entfernt ist, weil ich sie gezeichnet hab und die Fenster, die sind von mir eingezeichnet, ich bin ja technische Zeichnerin und ich hab das mit einem Architektenprogramm selber entworfen und das ist hier einfach genauso, wie wir das immer haben wollten. Wenn man sagen könnte, dass das sowas ein Traum ist, dann haben wir uns da schon einen Traum verwirklicht und ich kann jetzt gar nicht genau sagen, ob das irgendwie wohlfühlen ist, ja, es ist so, wie wir es haben wollten und deswegen fühl ich mich hier wohl.“ (A. Niederkorn)*

Mittel bedeutet, dass der Akteur sich zwar mit der Kultivierung seiner Behausung auseinandersetzt, dies aber eher auf eine mittelfristige Zeitspanne ausrichtet. Er legt zwar Wert darauf, seine Behausung in seinem Sinne, angenehm und wohnlich zu gestalten, unterlässt aber größere Renovierungsmaßnahmen und Ausgaben, die nicht wieder rückgängig machbar wären, wie z.B. Frau Simon:

*„Und die [Wohnung] gefällt mir auch. Ich hab sie selber eingerichtet. Was mich halt so ein bisschen stört, sind so die Details, die ich jetzt nicht so beeinflussen konnte oder beeinflussen will. Das Problem ist halt immer, dass ich so im Hinterkopf habe, das ist jetzt nicht für immer. Wenn ich jetzt sagen würde, das ist für immer, dann käme dieser furchtbare dunkelblaue Teppichboden aus meinen drei Zimmern raus oder ich würde Laminatboden drüberlegen, aber da ich immer im Hinterkopf habe, vielleicht zum nächsten Halbjahr mal einen Versetzungsantrag zu stellen, mach ich keinen großen Änderungen. Aber so eingerichtet, wie ich es schön finde und mich wohlfühle, hab ich die Wohnung inzwischen schon.“ (S. Simon)*

Gering bedeutet, dass der Akteur seine Behausung rein funktional gestaltet. Die Behausung enthält die notwendige Einrichtung, die ausreichend ist, die alltäglichen Bedürfnisse des Akteurs zu befriedigen, größere Kosten und Bemühungen werden aber vermieden. Entscheidend ist dabei weniger das Ergebnis des Kultivierungsprozesses, das auch nicht in allen Fällen in Augenschein genommen werden konnte, sondern die Intention des Akteurs. Während für den Einen ein Klappbett und eine Pappkiste als Schrank als funktionale Einrichtung genügen mögen, sieht der Andere gewisse höhere Standards als unentbehrlich an, wie z.B. Frau Hettgen, die ein gemütliches Bett für unverzichtbar hält und die die Einrichtung ihres WG-Zimmers am Arbeitsplatz folgendermaßen beschreibt:

*„Ich hab nur das, was ich dann doch unbedingt gebraucht hab, mitgenommen. Ich hab jetzt nach Kaiserslautern mein Bett mitgenommen, das ist für mich das Wichtigste, aber ich hab z.B. keinen Kleiderschrank, sondern ich hab nur eine Kleiderstange und ein Regal aber das hab ich mir jetzt extra für Kaiserslautern gekauft. Ich hab das in Kaiserslautern eigentlich nur so provisorisch eingerichtet. Mein Bett ist dann quasi so ein Herzstück, das nehm ich auch immer mit, der Rest ist austauschbar.“ (T. Hettgen)*

Neben dem Engagement, dass sich in der Kultivierung der Behausung spiegelt, gibt es natürlich noch weitere Formen und Möglichkeiten, wie ein Akteur sich an einem Wohnsitz engagieren kann, um eine sich dort wohl zu fühlen und eine Bindung aufzubauen (wenn auch letzteres sicher nicht bewusst intendiert wird). So zeigen die Interviews, dass bewusstes Engagement auf sozialer Ebene stattfinden kann, z.B. in der gezielten Suche nach sozialen Kontakten kann oder auch im Bereich gezielter räumlicher Erfahrungen. So ist das planvolle „Sich-Vertraut-Machen“ mit der Umgebung durch Ortserkundungen eine beliebte Methode, die sich freilich vor allem auf Habitate bezieht, die für den Akteur neu sind. Auch die bewusste Inanspruchnahme der wie auch immer gearteten Offerten eines Raumes, seien es nun kulturelle, sportbezogene oder versorgungsbezogene Angebote oder eine einladende landschaftliche Umgebung, zeigt Motivation und Engagement des Akteurs. Da sich diese Modi persönlichen Engagements aber zwischen den Interviewpartnern als stark differenziert erwiesen, wurde hier keine allgemeine Einteilung und Klassifizierung unternommen. Stattdessen sollen im weiteren Verlauf einzelfallbezogen Formen von Engagement genauer dargestellt werden.

### IV.3.3. TABELLARISCHE DARSTELLUNG

Diese beschriebenen Einflussgrößen sind in tabellarischer Form zusammengefasst worden. Die Tabelle zeigt die unterschiedlichen multilokalen Arrangements, wobei die jeweiligen Freizeitorte mit den Arbeitsorten verglichen werden. Sie enthält bezogen auf die Wohnsitze A, B und C aller aktiv multilokaler Befragten folgende Parameter:

- den Motivationstypus (Mottyp), angegeben in I, II1, II2, III, IV (vgl. Kap.IV.1.)
- die Bindungsausprägung gemessen in stark, mittel und gering
- die Angabe, ob es sich beim Wohnstandort um die Kindheimat (KH) handelt
- die Angabe, ob es sich um einen Wohnort im Saarland (SL) handelt
- die Angaben, welche Formen der sozialen Interaktionen am Wohnort stattfinden, angegeben in familiäre Interaktionen, wobei zwischen Kernfamilie und weiteren Angehörigen nicht unterschieden wird (Familie); partnerschaftliche Interaktionen (Partner); intensive Freundschaften (Int. Fr.) und soziale Interaktionen auf bekanntschaftlicher Ebene, die über rein berufliche und funktionale Beziehungen hinausgehen (Soz. Int.)
- Angaben über die Art und Eigentumsverhältnisse der Behausung, angegeben in eigenes Haus (Eig. Haus); Haus der Eltern (Haus Eltern); Haus des Partners (Haus Partner); Mietwohnung (Mietwhg.); Zimmer zur Untermiete (Untermiete/Zimmer); Mietstube in einer Kaserne (Kaserne); Wohnung des Partners (Whg. Part.) und Wohngemeinschaft des Partners (WG Part.)
- Angaben zu den Personen, die mit dem Akteur in einer Residenzgemeinschaft leben<sup>87</sup>, angegeben in Partner ; Eltern; eigene Kinder (Kinder), oder alleinlebend (Allein)
- Angaben zu der Intensität der Kultivierung der Behausung, angegeben in starke (3), mittelstarke (2) und geringe (1) Intensität der Kultivierung
- Angaben darüber, ob Partner und/oder Kinder teilweise den anderen Wohnort mitnutzen, angegeben in Klammern (●)

<sup>87</sup> Weitere Personen, z.B. Mitbewohner in Wohngemeinschaften, werden aufgrund der geringen Fallzahlen nicht dargestellt, sondern im Einzelfall genannt.

Tabelle 1: Mehrörtige raumbezogene Identifikation

| Mot. typ | Wohnsitz am Freizeitort B/C         |       |    |          |          |          |                      |             |       |          |         |          | Wohnsitz am Arbeitsort A |    |    |          |          |          |                      |                     |       |          |         |          |
|----------|-------------------------------------|-------|----|----------|----------|----------|----------------------|-------------|-------|----------|---------|----------|--------------------------|----|----|----------|----------|----------|----------------------|---------------------|-------|----------|---------|----------|
|          | Soziale Interaktionen               |       |    |          |          |          | Residenzgemeinschaft |             |       |          |         |          | Soziale Interaktionen    |    |    |          |          |          | Residenzgemeinschaft |                     |       |          |         |          |
|          | Bin düng                            | KH    | SL | Fam ilie | Part ner | Int. Fr. | Soz. Int.            | Art         | Kult. | Part ner | Kind er | Elt. ein | Bin düng                 | KH | SL | Fam ilie | Part ner | Int. Fr. | Soz. Int.            | Art                 | Kult. | Part ner | Kind er | Elt. ein |
| I        | Karl Meyer                          | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Haus Eltern | 3     |          |         | •        | gering                   |    |    |          |          |          | •                    | Unter Miete/ Zimmer | 1     |          |         | •        |
| I        | Ruth Müller                         | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Haus Eltern | 1     |          |         | •        | gering                   |    | •  |          |          | •        | •                    | Miet whg.           | 2     |          |         | •        |
| I        | Tina Hettgen                        | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | WG Part.    | 1     | •        |         |          | gering                   |    |    |          |          | •        | •                    | Miet whg.           | 1     |          |         |          |
| III      | Horst Lambert                       | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Eig. Haus   | 3     | •        | •       |          | gering                   |    |    |          | •        | •        | Miet whg.            | 1                   |       |          |         |          |
| III      | Pierre Marcouki FO <sub>3</sub>     | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Eig. Haus   | 3     | •        | •       |          | gering                   |    |    |          |          | •        | •                    | Miet whg.           | 2     |          |         | •        |
|          | Pierre Marcouki FO <sub>2</sub>     | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Eig. Haus   | 3     | •        | •       |          | gering                   |    |    |          |          | •        | •                    | Miet whg.           | 2     |          |         | •        |
|          | Moritz Trögelweller FO <sub>3</sub> | stark | •  | •        | •        |          |                      | Eig. Haus   | 2     |          |         | •        | gering                   | •  |    |          |          | •        | •                    | Miet whg.           | 1     |          |         | •        |
| I        | Sylvia Simon                        | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Haus Eltern | 2     |          |         | •        | mittel                   |    |    |          |          | •        | •                    | Miet whg.           | 2     |          |         | •        |
| III      | Michael Hester                      | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Miet whg.   | 3     | •        |         |          | gering                   |    | •  |          |          | •        | •                    | Kaserne             | 1     |          |         |          |
| III      | Ottmar Torgart                      | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Eig. Haus   | 3     | •        |         |          | mittel                   |    |    |          | •        | •        | •                    | Miet whg.           | 2     |          |         | •        |
| IV       | Simon Daastuhl                      | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | WG Eltern   | 1     | •        |         | •        | mittel                   |    |    |          | •        | •        | •                    | Miet whg.           | 2     | •        |         |          |
| I        | Lisa Lambert                        | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Haus Eltern | 1     |          |         |          | mittel                   |    |    |          |          | •        | •                    | Miet whg.           | 3     |          |         | •        |
| III1     | Anna Martinez                       | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | WG Eltern   | 1     | •        |         | •        | mittel                   |    |    |          | •        | •        | •                    | Miet whg.           | 2     | •        |         |          |
| III2     | Adam Kemper                         | stark | •  | •        | •        | •        | •                    | Eig. Haus   | 3     | •        | •       |          | mittel                   |    | •  |          | •        | •        | •                    | Miet haus           | 3     | •        | •       |          |

Quelle: Eigene Darstellung

Tabelle 2: Mehrörtige raumbezogene Identifikation

|          |                                      | Wohnsitz am Freizeitort B/C |    |          |          |           |             |           |                      |          |         |         | Wohnsitz am Arbeitsort A |          |    |    |           |          |          |                      |     |       |          |         |         |         |
|----------|--------------------------------------|-----------------------------|----|----------|----------|-----------|-------------|-----------|----------------------|----------|---------|---------|--------------------------|----------|----|----|-----------|----------|----------|----------------------|-----|-------|----------|---------|---------|---------|
| Mot. typ |                                      | Soziale Interaktionen       |    |          |          | Behausung |             |           | Residenzgemeinschaft |          |         |         | Soziale Interaktionen    |          |    |    | Behausung |          |          | Residenzgemeinschaft |     |       |          |         |         |         |
|          |                                      | Bin dung                    | KH | Fam ilie | Part ner | Int. Fr.  | Soz. Int.   | Art       | Kult.                | Part ner | Kind er | Elt ern | All ein                  | Bin dung | KH | SL | Fam ilie  | Part ner | Int. Fr. | Soz. Int.            | Art | Kult. | Part ner | Kind er | Elt ern | All ein |
| III      | Sascha Lellig                        | mittel                      | •  | •        | •        | •         | •           | Eig. Haus | 3                    | •        | •       | •       | gering                   |          |    |    |           |          | •        | Kaserne              | 1   |       |          |         |         | •       |
| II1      | Moritz Trübenweiller FO <sub>1</sub> | mittel                      |    | •        |          | •         | Wohg. Part. | 1         |                      | •        |         |         | gering                   |          |    |    |           |          | •        | Miet. Wohg.          | 1   |       |          |         |         | •       |
| III      | Kai Thalberg                         | mittel                      | •  | •        | •        | •         | Eig. Haus   | 3         |                      | •        | •       |         | gering                   |          |    |    |           |          | •        | Kaserne              | 1   |       |          |         |         | •       |
| IV       | Richard Altheimberg                  | mittel                      | •  | •        | •        | (•)       | Haus Eltern | 1         |                      | (•)      |         | •       | mittel                   |          |    |    |           | •        | •        | Miet. Wohg.          | 2   |       | •        |         |         |         |
| III      | Sigfried Schnur                      | mittel                      | •  | •        | •        | •         | Miet. Wohg. | 3         |                      | •        | •       |         | mittel                   |          |    |    |           |          | •        | Miet. Wohg.          | 2   |       |          |         |         | •       |
| I        | Markus Bohr                          | mittel                      | •  | •        | •        | •         | Haus Eltern | 3         |                      |          |         | •       | mittel                   |          |    |    |           |          | •        | Miet. Wohg.          | 2   |       |          |         |         | •       |
| II1      | Philip Huber                         | mittel                      |    |          |          | •         | Haus Part.  | 2         |                      | •        |         |         | mittel                   |          |    |    |           |          | •        | Miet. Wohg.          | 3   |       |          |         |         | •       |
| I        | Sabrina Schneider                    | mittel                      | •  | •        | •        | •         | Wohg. Part. | 1         |                      | •        |         |         | mittel                   |          |    | •  |           |          | •        | Eig. Wohg.           | 3   |       |          |         |         | •       |
| II1      | Jan Lambert                          | mittel                      |    |          |          | •         | Miet. Wohg. | 2         |                      | •        |         |         | stark                    | •        | •  | •  | (•)       |          | •        | Haus Eltern          | 1   |       | (•)      |         | •       |         |
| III      | Anja Niederkorn                      | gering                      |    |          |          | •         | Eig. Haus   | 3         |                      | •        |         |         | gering                   |          |    |    |           | •        |          | Miet. Wohg.          | 1   |       |          |         |         | •       |
| III      | Tamara Lellig                        | gering                      |    |          |          | •         | Eig. Haus   | 3         |                      | •        |         |         | gering                   |          |    |    |           |          | •        | Kaserne              | 1   |       |          |         |         | •       |
| II2      | Niklas Posselt                       | gering                      | •  | •        | •        | •         | Haus Eltern | 1         |                      |          |         |         | mittel                   |          |    |    | (•)       |          | •        | Miet. Haus           | 3   |       |          | (•)     |         |         |
| II1      | Marie Caspari                        | gering                      |    |          |          | •         | WG Part.    | 1         |                      | •        |         |         | mittel                   | •        | •  |    |           | (•)      |          | Haus Eltern          | 2   |       | (•)      |         |         | •       |
| II2      | Marc Ludwig FO <sub>1</sub>          | gering                      |    | •        | •        | •         | Miet. Wohg. | 2         |                      |          |         |         | stark                    | •        |    |    |           | •        | •        | Unter Miete/ Zimmer  | 1   |       |          |         |         | •       |
| II1      | Marc Ludwig FO <sub>2</sub>          | gering                      |    |          |          | •         | Wohg. Part. | 1         |                      |          |         |         | stark                    | •        |    |    |           | •        | •        | Unter Miete/ Zimmer  | 1   |       |          |         |         | •       |

Quelle: Eigene Darstellung

### **Beschreibung der Tabelle**

Aufbauend auf der Gegenüberstellung der Bindungsbeschreibungen von Wohnsitz B/C (Wohnsitz am Freizeitort) und Wohnsitz A (Wohnsitz am Arbeitsort) in der Tabelle konnten acht unterschiedliche duale Muster identifiziert werden, die als Typen mehrörtiger Identifikationen verstanden werden können. Diese lauten wie folgt: Stark/Gering (achtmal), Stark/ Mittel (sechsmal), Mittel/Gering (zweimal), Mittel/Mittel (fünfmal), Mittel/Stark (einmal), Gering/Gering (zweimal), Gering/Mittel (dreimal), Gering/Stark (zweimal), wobei die erste Stelle die Bindung zum Freizeitwohnsitz und die zweite Stelle die Bindung zum Arbeitswohnsitz beschreibt. Hier muss erwähnt werden, was sich aber auch aus der Tabelle erklärt, dass eine Person, wenn sie mehr als zwei Wohnorte bewohnt auch mehrere Bindungsmuster entwickelt, die dementsprechend auch mehrfach gezählt werden. Auffallend ist, dass die Kombination Stark/Stark nicht vorkommt. Die Kombinationen gleicher Ausprägung sind farblich hinterlegt. Beim Vergleich der Freizeitorte miteinander erhält man die Kombinationen Stark/Stark, Gering/Stark und Gering/Gering, alle jeweils einmal, wobei die erste Stelle für den Wohnsitz B und die zweite Stelle für den Wohnsitz C steht.

Bevor ich eine Typologie der mehrörtigen Identifikationen meiner Studienteilnehmer vorstelle, möchte ich im Folgenden kurz umreißen, welche Gemeinsamkeiten der Einflussfaktoren bei den verschiedenen Bindungsausprägungen auffallen.

### ***Starke Bindung***

Starke Bindungen zu Wohnorten bestanden in den untersuchten multilokalen Arrangements vorwiegend zu den Freizeitwohnsitzen (14 Fälle), in zwei Fällen zum Wohnsitz am Arbeitsplatz. In 14 der 16 Fälle handelt es sich beim Freizeitort auch um die Kindheimat des Akteurs, und in zwei weiteren Fällen um eine jahrzehntelange Wohndauer. Hier bestätigt sich die Annahme Weichharts (2006), dass die Kindheimat und damit verbunden die dementsprechend lange Wohndauer als Hintergrund der Sozialisation und als langfristige Möglichkeit zur Schaffung weitreichender sozialer Netzwerke, Gewinnung von Tiefenwissen, etc., eine ausschlaggebende Einflussgröße für die Entstehung von raumbezogenen Identifikationen ist. Bestätigend dafür ist wiederum die

Tatsache, dass in 15 Fällen bekanntschaftliche Kontakte am Wohnort bestanden und in 14 Fällen auch intensive Freundschaften gepflegt wurden. In allen Fällen einer starken Bindung, bestanden am Wohnort außerdem familiäre Interaktionen. Von den acht Hausbesitzern befanden sich ebenfalls vier unter den Befragten mit einer starken Bindung, wobei Herr Marzouki, der zwei Häuser an seinen beiden Freizeitwohnsitzen besitzt, zu beiden Wohnsitzen eine starke Bindung beschreibt. Keiner der Befragten wohnte an diesem Wohnsitz allein. Alle wohnten mit den Eltern, den Kindern oder dem Partner zusammen. Die dargestellten Gemeinsamkeiten sind im Bezug auf starke Verbundenheitsgefühle nicht besonders überraschend. Kindheimat, lange Wohndauer, intensive soziale Interaktionen, sowie familiäre Bezüge und Wohneigentum gehen häufig mit einer starken Verbundenheit zum Wohnort einher. Diese Erkenntnisse werden sowohl allgemein von Weichhart (2006) formuliert als auch durch eine aktuelle repräsentative Studie des Autorenduos Kühne&Spellerberg (2010), die über das Thema „Heimatabewusstsein“ im Saarland durchgeführt wurde, bestätigt wird (S. 86ff).

### *Geringe Bindung*

Geringe Bindungen zu den Wohnorten ließen sich in 18 Fällen feststellen, in elf Fällen bestand eine geringe Verbundenheit mit dem Arbeitsort und in sieben Fällen mit dem Freizeitort. Auch hier lassen sich einige offensichtliche Übereinstimmungen der Einflussfaktoren feststellen. In 17 der 18 Fälle handelt es sich bei dem Wohnort nicht um die Kindheimat der Befragten, nur in zwei Fällen beträgt die Wohndauer dort länger als 10 Jahre, meist deutlich weniger. In sieben Fällen wohnen die Befragten am Wohnort, zu dem eine schwache Bindung besteht allein, in fünf Fällen mit dem Partner, in zwei Fällen mit ihren Kindern und in drei Fällen mit anderen Mitbewohnern zusammen. An fünf Wohnorten bestehen intensive Freundschaften und nur in den beiden Fällen des gemeinsamen Wohnens mit Kindern existieren dementsprechend familiäre Interaktionen. Nur in zwei der Fälle besteht Wohneigentum. Auch im Zusammenhang mit geringen Bindungen werden die Übereinstimmungen mit den personenbezogenen Einflussgrößen deutlich. Im Gegensatz zu den Fällen mit starken Bindungen, besteht meist eine niedrige Wohndauer, mehr als die Hälfte der Personen wohnen dort alleine, intensive Freundschaften und familiäre Kontakte sind sehr selten. Nur in zwei Fällen von

Befragten besteht Wohneigentum. So kann auch in diesen Fällen von wenig überraschenden Ergebnissen gesprochen werden.

### *Mittelstarke Bindungen*

Wesentlich komplexer und uneinheitlicher gestalten sich die dargestellten Einflussgrößen im Zusammenhang mit mittlere Bindungen zu Wohnstandorten. Gerade in diesen Wechselwirkungen eröffnen sich eventuell interessante Aspekte für multilokale Identifikationen. Es lassen sich bei denen in der Tabelle dargestellten Einflussgrößen wenig deutlich Übereinstimmungen finden. Aus diesem Grund wird von einer zusammenfassenden Darstellung an dieser Stelle Abstand genommen und die Analyse der Zusammenhänge im Anschluss in Form einer Typologie der mehrörtigen Identifikation erfolgen.

## **IV.3.4. TYPOLOGIE MEHRÖRTIGER IDENTIFIKATION**

Die unterschiedlichen Typen mehrörtiger Identifikationen ergaben sich aus dem Vergleich der Intensität der Bindungen zu den Wohnorten, die meine Interviewpartner beschrieben. Da sich zu fünf der acht Bindungs dualismen jeweils nur drei oder weniger Fälle fanden, ist die Darstellung und Interpretation als Typus allerdings auch in einer qualitativen Studie fragwürdig (vgl. Weichhart, 2008-2012). Aus diesem Grund werden nur drei der Bindungs dualismen, nämlich die, die mindestens fünf Fälle enthalten, als Typus dargestellt und auf ihre Gemeinsamkeiten hin untersucht. Bei den übrigen sollen die einzelnen Fälle nur kurz beschrieben werden.

### *Typus 1: Starke Bindung zum Freizeitort und geringe Bindung zum Arbeitsort*

Diesem Typus können neun Fälle zugeordnet werden. In ihm vereinen sich die beiden Extreme der Bindungsausprägung in, für „klassische“ multilokale Verhältnisse, erwarteter Weise. Am ursprünglich unilokalen Wohnsitz, zu dem eine starke affektive Bin-



dung besteht<sup>88</sup>, spielt sich der Hauptteil der familiären und anderen sozialen Interaktionen ab. Diesem wird ein weiterer Wohnsitz gegenübergestellt, der zum Zweck der Aufrechterhaltung oder Verbesserung ökonomischer Konstanten genutzt wird und keine starke Bedeutung für den Akteur erlangt<sup>89</sup>, da dessen außerbetrieblichen Handlungsperspektiven ausschließlich auf den Freizeitwohnsitz ausgerichtet sind. Sehr anschaulich wurde das Verhältnis zwischen starker und geringer Bindung von meinem Interviewpartner Herrn Marzouki beschrieben, der zwei Freizeitwohnsitze bewohnt, zu denen er eine starke Bindung hat und einen Arbeitswohnsitz, zu dem nur eine schwache Bindung ausgeprägt ist.

*„Wenn mir morgen jemand in Saarbrücken eine Stelle anbieten würde, dann mach ich sofort alles dicht in Karlsruhe und komme sofort wieder her. So schnell und so leicht trennt man sich nicht von der Heimat, wenn ein echtes Heimatgefühl da ist. Das kannst du nicht in zwei oder drei Jahren aufbauen, das ist ein Prozess, mit jeder kleinen Berührung, mit jedem Erlebnis, das du in Erinnerung hast. Weißt Du, ich hab hier studiert. Ich kenn die Stadt von innen und von außen. Ich war in jedem Hörsaal, in jeder Kneipe, in jeder Polizeistation, in jedem Gericht – also als Dolmetscher - und ich war sogar im Gefängnis [als Dolmetscher]. Und die Leute begrüßen dich persönlich, die kennen dich. Wenn ich hier über den St. Johanner Markt gehe, dann kommt die A. und grüßt mich und sagt, hallo Pierre, wo warst du und tralala und das gefällt mir gut. Und das hab ich in Karlsruhe nicht. Und das ist Heimatgefühl und das gibst du so schnell nicht auf. Und das gleiche kann ich auch sagen, wenn ich in Tunesien bin, und ich bin oft in Tunesien. Ich hab ein Haus dort. Ich bin da dreimal im Jahr für zwei bis drei Wochen und da kenn ich auch jeden und das ist meine erste Heimat.“ (P.Marzouki)*

---

<sup>88</sup> „Ja, das ist mein Lebensmittelpunkt. Meine Heimat, wenn man so will. Ich will hier auch nicht weg.“ (T. Hettgen);

*„Ich würde den Wohnort in Borg nicht aufgegeben, weil Borg ist einfach mein Zuhause, da fühl ich mich wohl. Ich merk ja auch, wenn ich durch Horn gehe, wo ich wohne, das ist ja in der Nähe von Simmern, wenn ich da durch fahre, dann kenn ich ein paar Leute vom Sehen und das wars und wenn ich hierher komme, dann heißt es: „Ach, du bist ja wieder da, das ist aber schön, du warst ja schon lange nicht mehr hier.“ Und das ist einfach was ganz anderes, oder wenn jetzt in Horn z.B. jemand stirbt, dann hab ich ja dann überhaupt keinen Bezug dazu.“ (S. Simon)*

<sup>89</sup> „In Kaiserslautern ist das nicht so, die Stadt erschließt sich mir auch nicht, ich fühl mich in der Stadt auch nicht so wohl, ich kann der Stadt auch nichts abgewinnen, da bin ich auch nicht auf der Suche danach.“ (T. Hettgen);

*„Ja, das isses ja, dass ich halt hier so eigentlich verdumme, aber irgendwie, man muss sich das so überlegen, dass man so von Montag bis Freitag mit den gleichen Gesichtern so auf einem Fleck, man arbeitet mit denen, wohnt mit denen und macht seine Hobbies auch mit denen und es bringt einem nichts. Man macht ja eigentlich Hobbies um unter Menschen zu kommen und um eine Abwechslung zu haben zum Beruf und das gibt es halt hier nicht. Hier ist es, sag ich mal, tot.“ (M. Hester)*

Tatsächlich handelt es sich, wie so häufig bei einer starken Bindung, in sechs der acht Fälle um die Kindheimat der Probanden und in den beiden übrigen Fällen um eine jahrzehntelange Wohndauer. Familiäre, partnerschaftliche und soziale Interaktionen auf Basis intensiver Freundschaften und bekanntschaftlicher Beziehungen sind sehr häufig. Diese sind in Jahren gewachsen. Alle Personen wohnen mit ihrem Partner und/oder Kindern und Eltern zusammen. Die Behausungsarten zeigen ein differenzierteres Bild. In vier Fällen ist ein eigenes Haus vorhanden ist, in zwei Fällen wohnen die Befragten bei ihren Eltern im Haus, Frau Hettgen wohnt in der Wohngemeinschaft des Partners mit und Herr Hester in einer Mietwohnung.

Einheitlicher gestaltet sich das Engagement, das für die Kultivierung der Behausung aufgebracht wird. Nur Frau Hettgen, und Frau Müller, die bei ihren Eltern lebt, zeigen hier geringes Engagement. Alle anderen sind in diesem Bereich stark involviert. Diese Handlungen lassen sich über Nutzung und Bewertung der Behausungen erklären. So war für Frau Hettgen die Zeit in der Wohngemeinschaft nur als Übergangsphase geplant. Mittlerweile ist sie mit ihrem Partner in eine gemeinsame Wohnung umgezogen, die sie auch mit intensiverem Engagement kultiviert.<sup>90</sup> Für Frau Müller war die Phase im Elternhaus auch nur eine Übergangslösung, bis sie die Multilokalität aufgeben konnte.<sup>91</sup> Für die anderen Befragten sind die Häuser bzw. die Wohnungen, der Wohnsitz der eigenen Kernfamilie (oder der Eltern) und es besteht ein intensives Gefühl der Verantwortung der Behausung gegenüber. Dabei spielt auch die Tatsache, dass es sich in den meisten Fällen um Eigentum handelt eine Rolle. Das Haus wird dabei auch als Mit-

---

<sup>90</sup> „[...] und jetzt der Wechsel von WG zu gemeinsamer Wohnung ist einfach, weil sie sich da wohler fühlt in der gemeinsamen Wohnung und es auch ihre Wohnung ist, die sie ganz eingerichtet hat und ihr zu Hause einfach. Und das war eben in der WG vorher nicht der Fall, da ist sie eben wegen mir gekommen, oder damit wir zusammen sein können, aber nicht, weil sie sich dort so besonders wohl fühlt.“ (A. Unger, Partner von T. Hettgen)

<sup>91</sup> „Dann wohn ich am Wochenende bei meinen Eltern quasi in meinem Kinderzimmer, was jetzt auch nicht gerade toll ist. Ich versteh mich mit meiner Familie, aber es ist halt nicht der Idealfall. [...] Also das sind im Prinzip zwei Räume, die ich da bewohne, ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer und das Bad teil ich mit meiner Schwester, also ich hab da schon meinen eigenen Wohnbereich. Also, ich bin da schon zu Hause, empfinde mich auch nicht als Gast, aber ich habe keine Aufgaben. Ich mach nichts an dem Haus, ich bin quasi nur Schmarotzer. [...] Es ist auch angedacht, dass ich nochmal ganz hier wegziehe und dann in die Mitte oder so.“ (R. Müller)

telpunkt der familiären Interaktionen und als physische Verankerung des Heimatgefühls betrachtet.<sup>92</sup>

Die geringe Bindung am Arbeitswohnsitz kann als Reaktion der starken emotionalen Einbindung an den Freizeitort gewertet werden, wie im Falle von Frau Hettgen, die den Aufbau intensiverer sozialer Kontakte am Arbeitswohnsitz bewusst mit Bezug auf die sozialen Kontakte am Freizeitwohnsitz ablehnt:

„Also zufälligerweise gibt es eine alte Bekannte von mir, die in Kaiserslautern Lehrerin ist und auch da wohnt und die hab ich ab und an mal getroffen und da gibt es noch alte Bekannte von mir, die ich schon länger nicht mehr gesehen hab, mit denen ich mich auch schon mal verabredet hab. Aber die kommen aus der Pfalz, die kenn ich daher. Also theoretisch hätte ich schon die Möglichkeit, mir da was aufzubauen, aber ich seh da irgendwie keinen Sinn drin, weil ich kenn meine Freunde hier jetzt schon so lange, das reicht mir.“ (T. Hettgen)

Die Argumentation von Frau Hettgen zeigt deutlich, dass der Integration und damit auch der Entstehung einer raumbezogenen Bindung eine Intentionalität zugrunde liegen kann. Ähnliche Argumentationen für eine geringe Bindung wurden auch von Frau Simon, Frau Müller und Herrn Hester sowie Herrn Trierweiler genannt. In diesen Fällen wurde eine soziale Integration zwar nicht bewusst abgelehnt, aber doch im Hinblick auf die bestehenden Bindungen und Interaktionen sowie Aktivitäten am Freizeitort nicht angestrebt. Herr Hester, Herr Trierweiler und Frau Müller argumentierten außerdem, dass der neue Lebensraum wenig Möglichkeiten für soziale Interaktionen und andere Aktivitäten bot oder diese nicht genutzt werden konnten.<sup>93</sup> Herr Lambert und

---

<sup>92</sup> „Deshalb war es mir auch wichtig, dass ich mich in Münster, wenn ich nach Hause komme, dass ich mich wohlfühle. Ich möchte nicht denken, das ist ja wie in der Kaserne. Das ich wirklich sag: Hier ist supi. Alles schön weich, alles schön sauber. Hier ist mein echtes Zuhause.“ (M. Hester);

„Obwohl ich die Leute am Ort selber nicht mag, fühle ich mich vertraut mit Ort und Umgebung und bin glücklich, hier zu leben, [...]. Und das liegt an meiner Familie auch an dem, was wir hier haben, an unserem Haus vor allem, da haben wir jetzt seit Jahrzehnten Arbeit, Geld, Ideen reingesteckt. Hier sind unsere Kinder groß geworden, hier treffen sie sich alle immer wieder, hier sind einfach die Erinnerungen für uns.“ (H. Lambert)

<sup>93</sup> „Mir ist einfach der Chor persönlich wichtig. In Simmern sind sicher viele Chöre, wo man auch gut und anspruchsvoll Musik machen kann, aber es geht ja nicht nur um den Chor an sich, sondern es geht ja auch um die Menschen, die in diesem Chor sind. Ich kann natürlich auch in einem Chor singen, wo ich sage, es ist mir egal, wer gerade rechts und links von mir sitzt, aber es macht halt mehr Spaß, wenn ich sage, ich versteh mich halt mit denen gut. Und ich schaffs halt, ich hab mich so eingeteilt, dass ich weiß, ich fahr am Wochenende heim und ich will heimgen und dann arbeite ich halt in der Woche vor. Also, ich sitzt dann eben länger am Schreibtisch, weil ich einfach weiß, ich brauch mein Wochenende und dann will ich nicht unbedingt vorarbeiten, nicht unbedingt korrigieren also hab ich gar keine Zeit mehr in der

Herr Meyer äußerten sich nicht weiter zu den Gründen der geringen Ortsbindung und den eventuell damit einhergehenden sozialen Interaktionen und Aktivitäten.

Ein Vergleich mit den Beweggründen der Befragten für eine multilokale Lebensweise zeigt, dass vier der Befragten dieses Typus (Frau Hettgen, Frau Müller, Herr Meyer) dem Motivationstypus I (*Multilokalität als kurz- bis mittelfristige Übergangsstrategie in der Postadoleszenz*) zugeordnet werden, drei weitere (Herr Lambert, Herr Marzouki und Herr Hester) dem Typus III (*Multilokalität als mittel- bis langfristige Strategie zur Erhaltung von beruflichen und familiären Konstanten in Shuttle-Beziehungen während der Karrierephase*) und Herr Trierweilers Arrangement am Wohnort der Eltern wurde keinem anlassbezogenen Typus zugeordnet. Diese Übereinstimmungen können sich damit erklären lassen, dass bei beiden Motivationstypen am Ursprungswohnort ein im Sinne des Akteurs vollständiges und weitverzweigtes soziales und aktivitätsbezogenes Umfeld bestand, das trotz beruflicher Veränderungen nicht aufgegeben wurde. Offen-

---

*Woche noch was zusätzliches zu suchen oder viel mit anderen Leuten zu unternehmen. Ich bin im zuhause schon so eingebunden, ich hab keine Zeit mehr für viele Kontakte. Also, in Simmern konzentrier ich mich in allererster Linie auf die Arbeit. Eigentlich kann man sagen, in Simmern wohn ich und hier leb ich. Ich würd jetzt nicht sagen, in Simmern ist kein Leben, aber da wohn ich halt, weil ich da wohnen muss.“* (S. Simon);

*„Man macht ja eigentlich Hobbies um unter Menschen zu kommen und um eine Abwechslung zu haben zum Beruf und das gibt es halt hier nicht. [...] Ja, ich war hier in Merzig zwar mal Fußballspielen in einem Verein, aber das war nicht das was ich brauchte. Das ist auch so, dadurch, dass man die ganze Zeit in der Kaserne ist kommt man in so eine ganz merkwürdigen Lebenstakt, find ich, dass um 16:30 Dienstschluss hat und der Körper irgendwo sagt: Stopp. Du hast keinen Bock mehr, ins Auto zu steigen, hier runter zu fahren, irgendwie weiß nicht, hier ist es, sag ich mal, tot.“* (M. Hester);

*„Und es ist auch hier kein soziales Umfeld, wär halt was anderes, wenn man in einer Stadt wohnt, wo noch was los ist, aber hier ist halt nichts. [...] Und meine Familie ist da und eben alle die ich kenne. Und dann hab ich am Anfang gedacht, komm ich bleib mal hier, aber dann ist hier nichts. Man bekommt zwar Besuch, aber was will man hier machen, soll man immer nur Fahrrad fahren? Aber eigentlich ist hier nichts, keine Kneipen, keine Weggemöglichkeiten, eigentlich kein Freizeitangebot...Also ich bin hier nur wegen dem Job hingezogen und wegen der Entfernung von zu Hause. In Eppelborn fühl ich mich zu Hause und hier wohne ich nur zum Arbeiten.“* (R. Müller);

*„Das soziale Leben ist hier sehr eingeschränkt. Ich kenn hier in Perl keinen und auf der Arbeit nur die Kollegen, Leute mit denen ich außerhalb der Arbeit was mache, eigentlich keine. Ich kenn da die Frau Köck und red mal mit der...und das wars. Definitiv zu wenig Zeit. Wobei Zeit ist das eine Thema, das andere ist, wieviel Zeit nehm ich mir dafür und wenn ich mich entscheiden muss zwischen Arbeit und irgendwas anderem. Ich will meinen Job wirklich gut machen und will das unter Kontrolle haben und da bleibt das andere so ein bisschen auf der Strecke. Und was man natürlich auch nicht unterschätzen darf, wenn man woanders hin zieht, dann braucht man eine gewisse Zeit, bis man ein soziales Umfeld aufgebaut hat, das sind so meine Erfahrungen, man kann ja in einen Verein gehen aber da bin ich nicht der Typ dafür. Für mich ist das auch einfach nicht so wichtig, vielleicht auch von der Erziehung, von der Prägung her. Ich hab am Wochenende meine Freundin und meine Eltern, telefonieren mit diesen allen auch regelmäßig und das funktioniert dann, das passt. Ich brauch da nicht mehr.“* (M. Trierweiler)

sichtlich waren in den Fällen dieses Typs, die außerberuflichen Offerten des Freizeitwohnstandortes ausreichend, um die persönlichen Bedürfnisse der Akteure zu befriedigen.

*Typus 2: Starke Bindung zum Freizeitwohnsitz und mittelstarke Bindung zum Wohnsitz am Arbeitsort*

Diesem Typus werden fünf Fälle zugeordnet. Die Freizeitorte sind bei allen Befragten die Orte der Kindheimat und dort bestehen ebenfalls bei allen familiäre Bindungen und intensive Freundschaften. In drei Fällen leben die Befragten zum Zeitpunkt der Interviews bei ihren Eltern in der Behausung mit, wo sie sich gering bis mittelstark mit der Kultivierung der Behausung beschäftigen. In den beiden Fällen der Befragten, die ein eigenes Haus besitzen, besteht erwartungsgemäß starkes Kultivierungsengagement.

An den Wohnorten am Arbeitsplatz sind deutliche Unterschiede zum Typus I erkennbar. In allen Fällen bestehen hier intensive Freundschaften, drei der Personen leben an diesem Wohnort ihre Partnerschaft in einer Residenzgemeinschaft. Alle Befragten wohnen in Mietwohnungen, wobei in drei Fällen ein mittelstarkes und in zwei Fällen starkes Kultivierungsengagement besteht.

Die im Typus I herangezogene Erklärung, die besagt, dass die umfangreiche Bereitstellung aller zur persönlichen Bedürfnisbefriedigung notwendigen Offerten am Freizeitort, eine Identifikation am Arbeitsort erschwert oder verhindert, scheint hier nicht zu greifen. Ebenso scheint die Erklärung eines Mangels an identifikationsstiftenden Standortofferten, wie teilweise in Typ I beschrieben, nicht zuzutreffen oder keine Rolle für die arbeitsortbezogene Identifikation der Akteure zu spielen. Im Vergleich zu den wenigen intensiven sozialen Bindungen zum Arbeitsort bei Typ I, bestehen bei diesem Typus Partnerschaften und intensive Freundschaften am Standort. Diese wirken sich höchstwahrscheinlich positiv auf die Identifikation aus. Ebenso scheint sich im Kultivierungsengagement für den eigenen Wohnraum ein Bedürfnis nach dem Aufbau eines lebensqualitätsoptimierenden Umfeldes zu zeigen, wo wie bereits erörtert, ein Potential für die Entwicklung von raumbezogener Identität liegt. Neben diesen allgemeinen Faktoren gibt es in Einzelfällen auch persönliche Erlebnisse, die die Identifikation mit

dem neuen Umfeld erleichter haben, wie im Falle von Herrn Dagstuhl, der sich an seinem Arbeitsplatz und -ort auch beruflich mehr unterstützt und gefördert fühlt als es an seinem Herkunftsort vorher der Fall war.<sup>94</sup>

Wie die Aussagen der Befragten bestätigen, gehen in den Fällen mittlerer Bindungen mit der Entstehung raumbezogener Identität auch zahlreiche Freizeitaktivitäten sowie Raumerkundungen einher. Diese wurden teilweise gezielt mit der Absicht betrieben, am (in allen Fällen) neuen Wohnort am Arbeitsplatz, soziale Kontakte aufzubauen, sich vertraut zu machen und ein abwechslungsreiches Freizeitleben zu führen.<sup>95</sup> Wenn auch dem Freizeit- und Ursprungsort eine unveränderlich höherwertige Bedeutung zugemessen und der Arbeitswohnsitz als unter Umständen verzichtbar eingestuft wird, so ist doch durchgängig das Bedürfnis nach einer positiven Lebensweltgestaltung vorhanden, das sich in gezielten Aktivitäten spiegelt.

---

<sup>94</sup> „Die Menschen hier schätze ich sehr. Ja, der soziale Umgang da, das Arbeitsfeld in dem ich drin bin. Ich bin jemand, der nicht sehr gerne alleine ist, der viel Kontakt braucht und viel soziales Gefüge und durch die Arbeit, die ich hab, komm ich mit so vielen Leuten zusammen, kann eigentlich das verwirklichen, was ich machen möchte. Finanziell ist Frankfurt super ausgestattet. [...] Ich werde sehr gefördert dort, ich wurde sehr gefördert und das ist das, was ich eben von Saarbrücken nicht sagen kann, in Saarbrücken wurde ich nicht gefördert, außer von meinen Eltern natürlich. Aber das Sozialsystem Saarbrücken, was die Musikhochschule angeht, das ist was, wo mir eher die rote Karte gezeigt wurde und das hat Frankfurt überhaupt nicht gemacht. Ganz im Gegenteil.“ (S. Dagstuhl)

<sup>95</sup> „Ich hab mir dann alles angeschaut, hab mir auch die Bläsergruppe gesucht, und hab mich schon auch absichtlich auf neue Bekanntschaften eingelassen. Ich hab jetzt auch das Yoga und fühl mich hier in gewisser Weise zu Hause, also, nicht wie im Saarland, aber auch gut.“ (O. Torgart);

„Ich mache viel Sport im Fitnessstudio und ich habe da und in meinem Deutschkurs auch viele Leute, so etwa zehn, kennengelernt. Und die meisten kommen aus Spanien und Südamerika und wir treffen uns jedes Wochenende. Ich bin auch froh, dass ich die Leute kenne, weil ich sonst hier oft alleine bin. Das ist schon sehr wichtig. Ich gehe gerne zwischendurch mal einen Kaffee trinken oder shoppen mit meinen Freundinnen. (A. Martinez); „Das hat ihr sehr geholfen, sich hier einzuleben. Sonst hätte das auch nicht funktioniert.“ (J. Lambert, Partner von A. Martinez);

„Ich würde sagen, dass ich mit den Leuten im Allgemeinen hier nicht so gut klarkomme, aber es gibt auch viele Dinge hier, die mich hier halten und binden. Ich habe hier meinen Job und meine beruflichen Kontakte, ich habe hier mein Cafe, ich habe meine Partnerin hier und auch gute Bekannte, ein bis zwei gute Freunde sogar. Ich finde die Stadt an sich auch schön und ich kenn mich hier aus. Ich hab mir das auch alles aufgebaut, da steckt auch viel von mir drin.“ (A. Kamper);

„Das passiert ja mehr von selber. So groß ist jetzt Trier, also hier im Zentrum, wo ich wohne auch wieder nicht und da lernt man dann schon alles mit der Zeit kennen. Und so am Anfang, ja, da macht man halt auch mehr noch und sagt halt immer zu, wenn man noch nicht so viele Leute kennt. Aber jetzt kenn ich die ja alle schon länger, das ist jetzt alles ruhiger.“ (L. Lambert)

Verschiedene Teilnehmer sprachen sogar zielgerichtete Handlungsvollzüge zur Entwicklung von „Heimat“ (im Sinne einer starken raumbezogenen Identifikation, vgl. Weichhart, 2006) an, wie die folgende Aussage von Herrn Torgart deutlich macht:

*„Aber ich hab so die Idee, dass wenn ich Montags da bin, dann denk ich nicht, hoffentlich ist bald Freitag, sondern meine Devise war am Anfang: Lass die Fremde zur Heimat werden, ohne dass die Heimat zur Fremde wird. Und dementsprechend gibt es dort auch kleinere Freundeskreise und Hobbys, aber klar, die Konzentration liegt hier auf dem Saarland“ (O. Torgart)*

Dass die Schaffung raumbezogener Identität, ein gezielter Bindungsaufbau quasi, grundsätzlich bewusst initiiert wird, wie im Falle von Herrn Torgart, ist unwahrscheinlich und wird auch durch die Interviews nicht bestätigt. Gezielte Handlungen sind, wie gesagt, eher auf die Schaffung konkreter „Wohlfühl“-Faktoren ausgerichtet. Dennoch scheinen einige Akteure aus alltagswissenschaftlichem Verständnis heraus, durchaus Konzepte zur gezielten Entwicklung raumbezogener Identifikation zu entwerfen.

Der dadurch generierte Mehrwert liegt vermutlich im Nutzen raumbezogener Identität für die Stabilisierung personaler Systeme (Weichhart, 2006, S. 61), wie sie im Kapitel I.2.2. ausführlicher dargestellt werden. Besonders in multilokalen Arrangements, die mit räumlicher und teilweise auch persönlicher Entwurzelung einhergehen und besondere Anpassungsleistungen den Subjekts herausfordern, können raumbezogene Identifikationen ganz allgemein zum „Abbau psychischer Spannungszustände“ (Weichhart, 2006., S.61) beitragen. Gerade im Bezug auf die umfassenden Aktivitäten der Befragten dieses Typs, kann zudem von einer Wechselwirkung gesprochen werden, wie sie bereits in Kapitel II.1.3. angesprochen wurde. Damit ist gemeint, dass Freizeitaktivitäten, soziale Interaktionen, die Nutzung des räumlichen Angebots sowie Kultivierungsleistungen und Engagement im häuslichen und außerhäuslichen Bereich die Prozesse des Identifizierens und diese wiederum zu erneuter Aktivität stimulieren usw.. Ein Vergleich mit den motivationsbezogenen Typen zeigt ein uneinheitliches Bild. In den fünf Fällen sind alle multilokalitätsbezogenen Motivlagen vertreten, so dass hier nicht von ähnlichen Zusammenhängen zwischen Motivation und Bindungsausprägung gesprochen werden kann.



*Typus III: Mittelstarke Bindung zum Freizeitwohnsitz und mittelstarke Bindung zum Wohnsitz am Arbeitsort*

Dieser Typus enthält ebenfalls fünf Arrangements. In diesen Fällen besteht zu beiden Wohnorten eine mittelstarke Bindung. Hier fällt auf, dass es sich bei den Freizeitwohnsitzen wie ebenso in den ersten beiden Typen außer im Falle von Herrn Huber um die Kindheimat der Akteure handelt. Hier sind auf sozialer Ebene sowohl familiäre, partnerschaftliche wie auch intensive freundschaftliche und allgemein bekanntschaftliche Interaktionen verortet. Auch in ihren Residenzgemeinschaften leben die Akteure mit ihren Eltern, Partnern oder Kindern gemeinsam. Die Art der Behausung zeigt ein ausgesprochen differenziertes Bild, wie auch das darauf bezogene Kultivierungsengagement der Akteure. Allerdings handelt es sich bei keiner der Behausungen um ein Eigenheim, was die Annahme bestätigt, dass ein solches einen starken Bindungsfaktor darstellt. Trotz der Ähnlichkeiten zu den Typen mit starker Bindung an den Freizeitort, scheinen in diesen Fällen mittelstarker Bindungen die dargestellten Einflussfaktoren eine weniger bedeutende Rolle für die raumbezogene Bindung der Akteure zu spielen. Die tabellarisch erfassten Einflussgrößen am Arbeitsort zeigen, dass auch hier Gemeinsamkeiten mit den mittleren Bindungen des Typus II bestehen, aber auch Unterschiede. So pflegen alle Befragten am Arbeitsort allgemeine Bekanntschaften und intensive Freundschaften, nur in einem Fall aber besteht eine Partnerschaft und eine Residenzgemeinschaft. Bei den Behausungen handelt es sich in vier Fällen um Mietwohnungen und in einem Fall um eine Eigentumswohnung. Die Kultivierung der Wohnungen wird mittelstark bis stark betrieben. Die Einflussfaktoren auf die mittelstarken Bindungen am Arbeitsort unterscheiden sich offensichtlich bei Typ II und III nicht besonders stark voneinander, während die Einflussgrößen auf mittelstarke Bindungen am Freizeitort und am Arbeitsort stärker differenziert sind. Offensichtlich liegen die Erklärungen für die Entstehung mittelstarker Bindungen nur teilweise in den dargestellten Einflussgrößen. Trotz der langen Wohndauer und zahlreicher sozialer Bindungen besteht zum Herkunftsort in diesen Fällen keine starke Bindung. Erst eine genauere Analyse der Einzelfälle gibt Aufschluss über die bindungsbezogenen Entstehungszusammenhänge.

In den Fällen von Herrn Bohr und Frau Schneider (beide Motivationstypus I) handelt es sich um Berufseinsteiger mit erstem eigenen Wohnsitz. Beide waren zum Zeitpunkt



des Beginns der multilokalen Lebensweise unter 30 und noch nicht familiär gebunden. In diesen Fällen kann folgende Begründung vermutet werden: Die Befragten befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer Übergangsphase zwischen zwei Lebensphasen, wie bereits in der Typologie der Motivation beschrieben. Dieser Übergang schlug sich zum Einen in der multilokalen Wohnstrategie als auch in einer mittelstarken Bindung an beide Wohnorte nieder. Dem neuen Wohnort wird mit Offenheit und Bereitschaft zu Integration und Annahme begegnet (was sich bei Frau Schneider auch durch den Erwerb einer Eigentumswohnung verdeutlicht), der alte Wohnort wird aufgrund der bestehenden Offerten immer noch geschätzt und weiterhin genutzt<sup>96</sup>. Im Laufe zunehmender sozialer Integration und Annahme des neuen Raumes über Nutzung und Vertrautheit, verliert der Ursprungswohnort an Bedeutung und Bindungswirkung. Im Falle von Frau Schneider und Herrn Bohr besteht im Vergleich zu Beginn der Multilokalität, nun eine wesentlich niedrigere Wechselfrequenz, wie in Kapitel IV.1 beschrieben. Vermutlich hat sich im Laufe dieser Entwicklung auch die raumbezogene Identifikation mit dem neuen Habitat verstärkt, während die mit dem Herkunftsumfeld geringer

---

<sup>96</sup> „Ich habe angefangen zu pendeln, weil ich eben im Saarland meine Familie und meinen Freundeskreis habe und am Anfang auch noch eine Freundin. Ich habe am Anfang auch noch keinen hier gekannt und so weit weg ist das nicht und dann hab ich das eben gemacht, um hier meine Freunde und Bekannten und so zu sehen. Ich hatte da keine Lust am Wochenende alleine da zu sitzen. [...] Ich habe mich dann von meiner Freundin getrennt und auch mehr Leute hier kennengelernt und bin dann eben schon noch oft aber nicht mehr ganz jedes Wochenende ins Saarland gefahren. [...] Es ist zwar keine schöne Stadt, aber man ist ja schnell in Mannheim und kann da was unternehmen. Ansonsten ist es ok, man hat alles, was man braucht. Und dann kommt es auch so, dass man eben hier sein Leben hat.“ (M. Bohr);

„Also, mit meinen ehemaligen Kollegen treff ich mich regelmäßig. Ich hab ein, zwei Kontakte hier vom Studium, die C. hab ich mitgebracht als sehr gute Freundin hier in der Nähe, dann hab ich auch zwei, drei neue sehr nette Leute kennengelernt, mit denen treff ich mich regelmäßig und das ist dann halt mein soziales Umfeld für die Woche. Ein bis zweimal mach ich dann was in der Woche mit Freunden oder Bekannten. [...] Ich würde schon sagen, dass ich mir hier gut integriert hab. Also hier in Perl(direkter Wohnort, Anmerk. d. Autor.) jetzt eigentlich nicht direkt, da kenn ich niemand, meine Nachbarn, die kenn ich nur vom sehen, aber ich weiß in Luxemburg, wo ich hingehen würde. Ich weiß, wo die Kneipen sind, die ich mag, ich weiß, wo die Sportmöglichkeiten sind, wo ich hingehen muss, wenn ich mir Konzertkarten kaufen will, wo ich hingehen muss, wenn ich mir eine Festplatte kaufen will, egal, was ich brauch, find ich mich zurecht. Ich weiß, wo die Post ist. Mir fehlt nix. Ich komm klar. [...] Mit Luxemburg würde ich sagen, ja, fühl ich mich richtig verbunden, mit Perl nicht, das ist nur eine Schlafstätte, das ist ein Vorort von Luxemburg, wo ich wohne. Mit Luxemburg ja, wegen der Arbeit, auch die Bauprojekte, die ich betreue, die sind alle in LU, da lernt man immer wieder neue Orte kennen, da fährt man immer wieder gern vorbei und denkt dann, ach ja, damals, hab ich die Treppe dort..., da gabs den Ärger mit dem Fahrstuhl, da fühlt man sich schon irgendwie zu Hause. [...] Ich bin in Luxemburg eher zuhause als in Perl. Ich arbeite den ganzen Tag in Luxemburg, dann bin ich in Luxemburg, dann erlebe ich Luxemburg und dann bin ich abends teilweise in Luxemburg und hier bin halt wirklich nur, um zu schlafen oder ich geh mal laufen, aber hier ist nur die Wohnung, die interessant ist. Ich war hier auch noch nie auf einem Fest oder so.“ (S. Schneider)

wurde. Zum Zeitpunkt des Interviews werden beide Räume positiv als Möglichkeit, aber nicht Notwendigkeit angenommen. Eine Entwicklung hin zu einer verstärkten Bindung an den neuen Wohnort ist möglich und bleibt abzuwarten. In diesen Fällen kann eine mittelstarke Bindung dem Motivationstypus 1 entsprechend als identifikationsbezogene Übergangssituation aufgefasst werden. Eine ähnliche Entwicklung kann auch im Falle von Herrn Huber vermutet werden. Herr Huber ist seit zehn Jahren in einer festen Partnerschaft. Diese wird vor allem am Wohnort seines Partners gelebt, wo ein großes Haus und ein weitverzweigter Familien- und Freundeskreis, sowie intensive und zeitaufwendige Freizeitaufgaben bestehen. Herr Huber hat sich im Laufe der Zeit immer stärker in diese Lebenswelt seines Partners integriert und sie für sich angenommen. Sukzessive ist damit die Bindung an den Freizeitort gewachsen. Mittlerweile ist der Umzug und eine unilokale Lebensweise am Wohnort des Partners geplant. Wie sich die Bindung zum jetzigen Wohnsitz am Arbeitsort entwickelt, ist nicht abzusehen. Wichtig in diesem Fall ist, dass Herr Huber mehrfach betonte, dass er sich ganz gezielt zuerst eine soziale Basis am neuen Wohnort geschaffen hat, bevor er einen Umzug in Erwägung zog und sich sehr viel Zeit für diese Entscheidung ließ.<sup>97</sup> Wenn er diese Bindung auch über vor allem funktionale und berufliche Bezüge beschreibt, kann dahinter doch auch eine raumbezogene Identifikation vermutet werden, die den Raum als Hintergrund der Interaktionen, Entwicklungen und Erinnerungen in die ortsgewundene Lebenswelt und das gesamte Selbstkonzept miteinschließt.

Herr Althenberg und Herr Schnurr weisen ähnliche Formen raumbezogener Bindungen auf, die vor allem vielfältiger funktionaler Natur sind. Herr Althenberg bewohnt die erste eigene Wohnung an einem neuen weiter entfernten Standort seit seinem Berufswechsel. Die alte Wohnumgebung wird zwar zu privaten wie beruflichen Zwecken stark genutzt und aufgrund mehrerer Bezüge als durchaus positiv bewertet, dennoch würde der Akteur sie, ebenso wie das neue Wohnumfeld, unter bestimmten Umstän-

---

<sup>97</sup> „Ich brauch etwas länger, mich an so eine Veränderung zu gewöhnen, mit dem Alter wird das auch immer schwerer. 50% sind meine Freunde und zu 50% spielt mein Job eine Rolle und. Es ist ein fester, guter, ungekündigter Job. Ich kann so eine gravierende Veränderung nicht auf die leichte Schulter nehmen. Da brauch ich eben Zeit, um mich mit dem Gedanken anzufreunden. [...] Ich habe aber schon seit längeren angefangen, mich auf diese Gegend und auf den Gedanken einzulassen, ich meine damit vor allem die Aktivitäten, in denen ich in T.s Projekten involviert bin, wir besuchen seine Freunde. Ich betrachte sie aber mittlerweile auch als meine Freunde. (P. Huber)

den aufgeben. Hier spielen karrierebezogene, also funktionale Faktoren, eine bedeutende Rolle, die raumbezogenen affektiven Bindungen übergeordnet sind. Im Falle von Herrn Schnurr sind funktionale Faktoren ebenfalls für die Entstehung von raumbezogenen Positivbewertungen verantwortlich. Funktionale Offerten sind dabei beruflicher wie sozialer und angebotsbezogener Natur. Nach eigener Aussage baut Herr Schnurr nicht zum Raum selber eine Bindung auf, identifiziert sich nicht mit ihm, sondern ist jederzeit bei einer Veränderung der Standortofferten bereit, den Wohnort zu wechseln.<sup>98</sup> In diesen beiden Fällen scheint sich die persönlichkeitsbedingte Disposition maßgeblich von den anderen zu unterscheiden. Während in den anderen Fällen als Folge funktionaler Bezüge eine emotionale Raumbindung entsteht, bleibt der Raum bei den letzteren vor allem ein physisch existenter, nutzbarer Bereich, der wie ein Behälter die funktionalen Offerten konzentriert, aber nicht zur Projektionsfläche des Erlebten und damit auch des Selbst (Weichhart, 2006) wird. Ein hohes Maß an Eigenengagement zum Aufbau von Beziehungen und zur Nutzung der Standortofferten ist in diesem Kontext notwendig, um die hohe Flexibilität des Lebens positiv zu gestalten, wie Herr Schnurr bestätigt.<sup>99</sup>

<sup>98</sup> „Eigentlich verbindet mich nichts mit dem Ort, aber es verbindet mich auch hier mit diesem Ort im Saarland kaum was. Man sucht sich immer das Beste raus. Ich geh dahin, wo ich mein Geld verdiene, wo ich mich wohlfühle. Ich sag, ich bin mit keiner Firma verheiratet, ich bin mit keiner Wohnung verheiratet, ich bin auch mit keinem Ort verheiratet. [...] Wenn ich mich irgendwo nicht mehr wohlfühle, dann will ich weg. In der Beziehung bin ich Zigeuner, weil viele Leute haben Angst vor was Neuem und vor Änderungen, aber ich nicht.“ (S. Schnurr)

<sup>99</sup> „Ich kann hier sehr viele, so ca. 50-60 Mann, mit denen man auch ab und zu mal was unternimmt, einen Teil kenn ich von der Arbeit, einen Teil hab ich so kennen gelernt, auch mal über Mitfahrgelegenheit oder wenn man mal so in die Stadt geht. Ich hab mich eben auch bemüht, man darf sich nicht in den Keller setzen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, man muss halt auch mal rausgehen. [...] Ja, ich mach schon viel dort. Da ist mein Fitnessstudio, dann ab und zu mal ins Kino und in Coburg ist auch die Altstadt schön, dann geht man mal durch die Altstadt und zweimal im Jahr ist ein Nachtflohmarkt, also Coburg hat vom Kulturellen her gesehen, sehr gute Möglichkeiten und da gibt's auch eine gute Tapas-Bar, da gehen wir öfter mal Tapas essen oder in der Biergarten und dann ist im Juli dort das größte Samba Festival Europas, das sind dann 3500 Akteure. Und die Gegend bietet sonst auch viel. [...] Das ist reine Organisationssache, wer rastet, der rostet und gesunder Stress hält gesund. [...] Die Wohnung ist nicht nur Schlafstätte, ich muss mich drin wohlfühlen. Wenn ich nur eine Schlafstätte brauchen würde, dann würde mir ein normales Zimmer auch ausreichen. Die Küche hat mir nicht gefallen, da hab ich mir eine neue besorgt, ich hab auch mal das Schlafzimmer neu gestrichen. Ich hab mir dann schon aus der Wohnung mein eigenes Heim gestaltet.“ (S. Schnurr);

„Also, neben dem Job, meinem Partner und unseren Kontakten da, da wüsst ich jetzt nichts, was mich jetzt speziell in Frankfurt hält und nicht auch einer anderen Großstadt genau so wäre. Es ist auch der Unterschied Stadt/Land, der mich eben reizt und die vielen Vorteile durch die Infrastruktur, dass man z.B.

Anhand dieses Typus wird klar, wie unterschiedlich gerade die Entstehungszusammenhänge mittelstarke Bindungen sind. Einheitliche Erklärungen sind in diesen Fällen und bei der geringen Fallzahl schwierig und nicht übertragbar.

#### IV.3.5. EINZELDARSTELLUNGEN

##### *Mittelstarke Bindung zum Freizeitwohnsitz und geringe Bindung zum Wohnsitz am Arbeitsort*

Drei Befragte weisen dieses Bindungsmuster auf. Es handelt sich in zwei Fällen um Soldaten. Beide geben an, dass aufgrund der unsicheren Standortverhältnisse bei der Bundeswehr auch eine dauerhafte unilokale Lebensweise am Standort unvermeidbar werden könnte, da die multilokale Lebensweise auf Dauer wegen zu großer Entfernungen und Belastungen aufgegeben werden müsste. In beiden Fällen besteht ein Eigenheim und starke soziale und familiäre Bindung an den Freizeitwohnsitz und damit einhergehend, der Wunsch, diesen Wohnsitz zu behalten. Allerdings ist der Beruf des Soldaten wesentlich stärker dienstlichen Vorschriften und Unfreiwilligkeiten ausgesetzt, als das in zivilen Beschäftigungsverhältnissen der Fall ist.<sup>100</sup> Eine mobilitätsbezogene

---

*kein Auto braucht und das wäre hier undenkbar. Ich kann mit dem Studententicket auch die ganzen U-Bahnen und so umsonst benutzen, oder fahr mit dem Fahrrad überall hin. [...] Frankfurt hat für mich eigentlich keine Bedeutung außer den Sachen, die da sind. Ich fühl mich da wohl, da ist auch viel, ja. Ich würde aber auch nach Berlin oder so gehen. Das Saarland würde ich dann immer noch besuchen und wahrscheinlich auch den Chor behalten, aber würde das eben zeitlich konzentrierter sein.“ (R. Althenberg)*

<sup>100</sup> „Das hängt eben auch von der Transformation in der BW ab. Wenn ich näher hierher komme, dann bleibt es so. Bleibe ich dort oder muss ich weiter, kommt eben ein Umzug auf uns zu, also, es ist keine Option für uns, ein Leben lang zu pendeln, selbst wenn wir uns hier sehr wohlfühlen.“ (K. Thalberg);

„Ich hab mich hier eben mehr verbunden gefühlt, weil hier war ja mein ganzes Umfeld, die ganzen Vereine und so. [...] Ich hab dann auch hier zu Hause gewohnt, wollte dann beruflich weiterkommen und hab dann also zwangsläufig eine Versetzung in Kauf nehmen müssen. [...] Da ja bei uns in der Bundeswehr neu strukturiert wird, wird alles neu gewürfelt, dann kann es passieren, dass unser Standort bleibt, es kann aber auch passieren, dass unser Standort zugemacht wird und dann kann es sein, dass ich in ein bis zwei Jahren vor der neuen Situation stehe, ich muss woanders hin. Es kann näher hier sein, es kann aber auch noch weiter weg sein und wenn es weiter weg ist, dann nehmen wir eine Wohnung dann da, ich möchte nicht noch weiter pendeln. Ich will aber auf jeden Fall bei der Bundeswehr bleiben.“ (S. Lellig);

„Ja, wir müssen jetzt abwarten, was bei den Entscheidungen der Bundeswehr rauskommt und danach richten wir unsere Entscheidungen. In seiner Fachrichtung bleibt für ihn nicht viel und wir wissen, wenn in

Flexibilität ist daher eine Grundvoraussetzung, wenn ein Karrierewunsch besteht. Herr Trierweiler, der dritte Befragte, lebt am Freizeitwohnsitz bei seiner Partnerin, wo er eine mittelstarke Bindung zum Wohnort aufgebaut hat.<sup>101</sup>

### *Mittelstarke Bindung zum Freizeitwohnsitz und starke Bindung zum Wohnsitz am Arbeitsort*

In Fall von Herrn J. Lambert besteht ist der Arbeitsort auch der Ort der Kindheimat und starker familiärer und sozialer, sowie hobbymäßiger Einbindung. Der Freizeitwohnsitz liegt in der Nähe des Arbeitswohnsitzes und wurde aufgrund der dort bestehenden Partnerschaft aufgenommen. Aufgrund der räumlichen Nähe zum Arbeitsort und der bekanntschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen, sowie der Nutzungsofferen des Raumes als Stadt besteht hier eine mittlere Bindung.<sup>102</sup>

---

Strahlen zugemacht wird, dann werden wir uns da eine Wohnung suchen, wo es eben dann für ihn hingeht. Da werd ich mir dann auch was suchen.“ (T. Lellig, Ehefrau von S. Lellig);

„Hier, das wäre ideal, wenn hier in der Ecke was frei wäre. Aber das ist eher weniger wahrscheinlich, denn die Stellen, die ich haben möchte, die sind alle besetzt und durch die Neuausrichtung werden auch viele Stellen gestrichen. Und das wird alles am Schreibtisch entschieden, man kann zwar schon Sachen geltend machen, aber das ist nicht viel. Wir machen das Besten daraus und warten ab.“ (S. Lellig)

<sup>101</sup> „Aber ich habe eben auch schon so viel Zeit dort verbracht, dass ich mich mittlerweile auch mehr da zu Hause fühle. [...] Es besteht eben auch immer die Gefahr, unverbindlich zu sein. Unverbindlichkeit war eine Zeit lang eine wichtige Sache in meinem Leben. Man hat sich weder für hier noch für dort entschieden. Aber trotzdem muss ich sagen, dass ich mich in meiner Wahrnehmung für Schiffweiler entschieden habe und das hier ist eine Höhle zu schlafen und ich nehme einen spannenden Job mit. [...] Was ich jetzt so wahrnehme ist vor allem ein Bedürfnis nach Sesshaftigkeit. Das Zusammensein mit meiner Partnerin, auch ihre Familie und Freunde, das ist schon auch eine Art zuhause geworden für mich. Ich nutze in Schiffweiler auch die Infrastruktur, also ich geh dort auch mal zum Arzt zum Beispiel. Aber es ist definitiv ihre Wohnung. Wie sich die Wohnsituation weiterentwickelt, muss man sehen.“ (M. Trierweiler)

<sup>102</sup> „Also, zurzeit genießen wir das Stadtleben und das soll auch noch die nächsten Jahre so bleiben. Aber die Nähe zu meinen Eltern und zu meinem Verein ist mir schon wichtig, deswegen kann ich das gut verbinden. Trier an sich ist mir jetzt nicht so wichtig, aber da haben wir jetzt schon auch was aufgebaut. Freundschaften, Freizeit. Das passt alles gut zusammen so.“ (J. Lambert)

### *Geringe Bindung zum Freizeitwohnsitz und geringe Bindung zum Wohnsitz am Arbeitsort*

Frau Lellig und ihr Mann bewohnen am Freizeitort beider in Merzig ein gemeinsames Haus. Da Frau Lellig aber nicht aus der Gegend stammt und bis vor einer Woche vor dem Interview selber noch multilokal war, hatte sich noch wenig Gelegenheit, sich am Freizeitort „einzuleben“, sich vertraut zu machen und soziale Bindungen, die über den Partner, dessen Familie und Freundeskreis hinausgehen.<sup>103</sup> Der bis dahin bestehende Arbeitswohnsitz war eine Kaserne in der Nähe von München, wo Frau Lellig eine einjährige Ausbildung gemacht hatte. Da alle sozialen Kontakte aus der Zeit der Ausbildung, nach dieser, den Standort verließen, blieben für Frau Lellig dort keine weiteren Bindungsfaktoren bestehen. Frau Niederkorn konnte aufgrund mangelnder sozialer Kontakte an beiden Wohnorten, keine intensiven Bindungsgefühle aufbauen. Das Haus und die Arbeitsstelle des Ehepartners sind die einzigen Bindungsfaktoren.<sup>104</sup>

### *Geringe Bindung zum Freizeitwohnsitz und mittelstarke Bindung zum Wohnsitz am Arbeitsort*

Herr Posselt gibt zu seinem Freizeitwohnsitz eine geringe Bindung an, obwohl es sich dabei um seinen Herkunftsort handelt. Er ist damit der Einzige Befragte, der sich kaum

---

<sup>103</sup> „Ich hab' hier jetzt noch nichts Eigenes gefunden, ich werde mir da noch was suchen, aber das ging bisher nicht, also zur Zeit ist es noch alles über meinen Mann. Ich muss mir das erst aufbauen hier. [...] Wenn wir jetzt hier wegmüssten, dann wäre das schade wegen dem Haus und was wir uns darin schon aufgebaut haben. Das ist ja schon unser Heim jetzt und seine Mutti ist da, aber der Ort an sich jetzt, das bedeutet mir jetzt noch nicht wirklich viel.“ (T. Lellig)

<sup>104</sup> „Hier ist es ja unser Haus, also ich wär morgen hier weg, wenn das Haus nicht wär, das wir gemeinsam gebaut haben, wenn mein Mann in Bad Orb einen Job hätte, und wir das Haus mitnehmen könnten. [...] ja, ich kenne hier nur sehr wenige Leute und ich habe auch keine Zeit dafür. [...] weil es schwierig ist, da Kontakte zu kriegen. Ich bin ja auch nicht aus Bad Orb, der Bad Orber an sich ist im Durchschnitt 65 oder so und das ist ähnlich wie im Saarland, die kennen sich da alle, das ist schon schwierig und ich bin keine Frau, die alleine in Kneipen geht. Ich bin ein halbes Jahr dann mit einer Kollegin zusammen öfter rausgegangen aber die hat jetzt auch wieder 'nen Freund und macht dann auf Familie und dann hatte sich das erledigt und alles weitere gestaltet sich einfach schwierig und ich bin auch nicht so, dass ich Rücksicht nehmen kann auf irgendwelche Leute, wo ich dann sagen kann, Mensch, also die Zeiten passen einfach nicht, die Terminkalender passen einfach nicht zusammen und mein Eindruck ist, dass man sich in Woche verabredet um am Wochenende was gemeinsam zu machen, das funktioniert aber nicht, weil am Wochenende bin ich hier, das schlägt mir hier auch in den Nacken, denn ich bin während der Woche nicht hier und kann keine Verabredungen fürs Wochenende treffen.“ (A. Niederkorn)

mit der Kindheimat verbunden fühlt, obwohl dort alle Formen sozialer Interaktionen außer einer Partnerschaft bestehen. Er hat sich gezielt an seinem neuen Wohnsitz einen Lebensmittelpunkt aufgebaut.<sup>105</sup> Frau Caspari lebte am Freizeitort in der Wohngemeinschaft ihres Partners, wo sie sich nicht wohlfühlte. Aufgrund mangelnden Interesses wurde nur wenig Bereitschaft und Engagement aufgebracht, einen positiven Bezug zu der Umgebung aufzubauen.<sup>106</sup> Ihr Arbeitswohnsitz und jetziger unilokaler Wohnsitz ist auch ihr Herkunftsort. Hier bestehen mittelstarke Verbindungen.<sup>107</sup>

---

<sup>105</sup> „Ich habe mir dort ein Leben aufgebaut. Ich bin ja jeden Tag da. Ich lebe ja da und bin nur ausnahmsweise hier. Hier bin ich eigentlich nur wegen der Kinder.[...] Mein Lebensmittelpunkt ist jetzt in Rothenburg, also im Norden und hier ist ja 14-tägiger Besuch. Ich bin auch in Rothenburg gemeldet. [...] Ich hab mir in den 6 Jahren, die ich jetzt dort bin schon ein soziales Netzwerk aufgebaut. [...] Mir kommt es zurzeit einfach darauf an, dass ich mich da wohlfühle. Aber ist nicht so, dass ich da nie wieder weg möchte. [...] Ja, eben durch die nachbarschaftlichen Beziehungen, dass man nicht abgekapselt ist, sondern dass man in das Leben integriert ist, kein Fremdkörper. Mitglied der Gemeinschaft, ja. Aber ich bin nicht aktiv in Politik oder Sport oder so. Aber ich kenne einige Leute am Ort. [...] Sicher, man muss sich schon von selbst aus mitintegrieren. Es kommt keiner auf einen zu und sagt, so du bist jetzt neu hier, dich nehmen wir jetzt mit. Das passiert nicht. Ich bin da schon auf die Leute zugegangen.“ (N. Posselt)

<sup>106</sup> „Ja, so mittel eigentlich, ich kenn mich ja schon ein bisschen aus, was natürlich dazu beiträgt und ich habe Erinnerungen an Plätze und so, wo ich eben Sachen erlebt habe, das werd ich nicht vergessen, auch wenn ich irgendwann mal nichts mehr mit Dortmund zu tun haben würde. Aber mein Herz gehört dieser Stadt sicher nicht. Aber eine gewisse Vertrautheit ist definitiv da. Aber ich empfinde Dortmund nicht wirklich als einen Wohnort, wie das bei den Städten, in denen ich studiert habe oder aufgewachsen bin, der Fall ist. Wenn ich da bei meinem Freund in der WG wohne, ist das nicht dasselbe, man muss sich ja auch nicht auf die Stadt einlassen, auch weil nicht gesagt ist, dass es mal meine Heimatstadt wird. Das ist dann, denke ich, was anderes. Wenn man eine Wohnung hat, die einem gehört, die man selber einrichtet, wenn man seine eigenen Freundeskreis aufbaut und auch etwas in der Stadt wirklich tut, also arbeiten oder studieren, dann ist das was anderes. So empfinde ich mich eigentlich eher wie eine Touristin. Ich hab dann auch keinen Anreiz, wirklich was zu tun.“ (M. Caspari)

<sup>107</sup> „Ich schätze am Wohnort direkt vor allem die ländliche Umgebung, die Natur, das Haus, den Garten, die Nähe zu meinen Verwandten und auch, dass hier direkt die Autobahn ist, die mich schnell überall hinbringt. Am Saarland natürlich, dass es meine Heimat ist. Das ist mir sehr wichtig geworden in den letzten Jahren.[...] Ich denke, weil ich älter bin und mir durch meine vielen Aufenthalte in anderen Städten, Ländern und Wohnungen klar geworden ist, dass man nicht automatisch zu etwas gehört. Es dauert lange, bis man sich irgendwo zu Hause fühlt, da gehört für mich so viel mehr dazu, als nur da zu wohnen. Und das hab ich noch nie so erlebt woanders, obwohl ich ja hier kaum Bekannte hab. Aber man kennt sich aus, man verbindet mit allem Erinnerungen, man kennt viele Leute, man weiß, wo was ist, man fühlt sich irgendwie sicher und richtig. Viel machen Erinnerungen aus, die man mit Orten verbindet und die man immer wieder anschauen kann, weil sie sich nicht verändern. Z.B. ist das bei mir hier so eine Gegend, wo viele Felder sind, da waren wir so oft als Jugendliche und mit meinem ersten Freund. Das hat irgendwie uns gehört und das gibt es immer noch. Und immer werden neue Erinnerungen damit verbunden und bleiben mit dem Ort verknüpft, der sich gar nicht so viel ändern kann auch, weil da ist ja nicht viel. Ich würde schon wieder hier weg, klar, ich muss mir ja auch einen Job suchen, aber so gefühlsmäßig wird mir das immer was bedeuten“ (M. Caspari)



### *Geringe Bindung zum Freizeitwohnsitz und starke Bindung zum Wohnsitz am Arbeitsort*

Herr Ludwig bewohnt zwei Freizeitwohnsitze. Zu seinem Arbeitsort hat er eine starke Bindung, weil es sich dabei um seine Kindheimat handelt, wo er umfangreiche sozialer Interaktionen pflegt und ein starkes Vertrautheitsgefühl, sowie eine angebotsbezogene Positivbewertung empfindet.<sup>108</sup> Den Wohnsitz bei seiner Partnerin bewohnte er zum Zeitpunkt des Interviews erst seit wenigen Monaten und hatte noch keine Bindung aufgebaut. Der Wohnsitz, den er gemeinsam mit seiner Tochter bewohnt im Saarland bewohnt, wird aufgrund persönlicher Integrationsdefizite eher abgelehnt.<sup>109</sup>

## IV.3.6. ZUSAMMENFASSUNG

Der Bindungstypus I umfasst die Fälle multilokaler Identifikationen, bei denen eine stark ausgeprägte Identifikation zum Freizeitort vorhanden ist, wo in allen Fällen eine lange Wohndauer sowie zahlreiche soziale Interaktionen bestehen. Mit dem Arbeitsort besteht nur eine geringe Identifikation. Die Erklärungen dafür lassen sich in zwei Punkten zusammenfassen. Zum Einen sind die identifikationsgenerierenden Offerten am

<sup>108</sup> „Die Möglichkeiten, die man hier hat. Also das kommt mir alles sehr entgegen, also ich bin unwahrscheinlich schnell im Elsass, kann mal Flammkuchen essen gehen. Man ist hier in Karlsruhe unwahrscheinlich schnell auch von Pforzheim in Stuttgart, man hat ein ganz anderes Angebot, in Baden Baden auch, da sind super gute Live Bands, was ich mir ab und an gern antu und es ist einfach mehr los. Saarbrücken fand ich dann doch ganz schön karg. Also ich brauch jetzt mit Sicherheit keine Disco, brauch ich schon lang nimmer, aber einfach so vom ganzen Ausgehverhalten ist es mir hier viel viel angenehmer. Das Kuriose ist ja, ich hatt eine Zeit bis 28, da dacht ich immer, das ist mir hier alles viel zu eng und ich muss weg und ich muss raus. Und dann war man in den USA und dann hab ich das Ganze hier wieder zu schätzen gelernt. Und das ist einfach ne schöne Gegend hier und die ist zwar auch teurer wie im Saarland, das muss man halt auch sagen, aber ich finds alles besser erreichbar und deshalb fühl ich mich hier schon pudelwohl. Hier ist ja auch die Familie und Freunde und Bekannte hab ich hier. Das ist schon meine Heimat einfach.“ (M. Ludwig)

<sup>109</sup> „[...] dass ich im Saarland ja keine gewachsenen Strukturen für mich hatte, und das hab ich einfach gemerkt, als ich hier auch zurück war, da kann man schon irgendwie auch wieder anknüpfen an das was halt früher mal da war. Und im Saarland, klar, ich kannte da schon viele Leute, aber meistens halt über die Arbeit und das waren halt alles nur so Kurzläufer, wie man sich kannte ja und wenn man da nit immer mit weggegangen ist auf irgendwelche Weinfeste oder irgendwas, da ruft sonst keiner mal an so zwischendurch, wenn das nicht wirklich über Jahre gewachsen ist oder wenn nicht noch in fünf Vereine noch gleichzeitig Mitglied ist, Tierzuchtverein und das und im Volleyballverein und sonstwas und wenn man das dann alles nit vorweisen kann wird's halt eng, und im Angelsportverein noch...“ (M. Ludwig)



Freizeitort aus subjektiver Sicht vollumfänglich und ausreichend gegeben und die Nutzung des Habitats in hinreichendem Maße möglich, so dass der Akteur den Aufbau raumbezogener affektiver Bindungen zum neuen Wohnort bewusst ablehnt oder diesen keine Bedeutung beimisst. Zum Anderen besteht in einigen Fällen aus Akteursperspektive ein Mangel an positiv bewerteten Standortofferten, der einer Nutzung und affektiven Bindung an das Umfeldes entgegensteht. Letztere Erklärung korrespondiert in starkem Maße mit Petzolds (2009) Thesen der Notwendigkeit subjektiver Positivbewertungen der Standorte für den Aufbau einer Bindung.

Der Typus II umfasst Fälle multilokaler Identifikationen, bei denen eine starke affektive Bindung zum Freizeit und allen Fällen Herkunftsort besteht und eine mittelstarke Bindung zum Arbeitsort. In diesen Fällen gehen grundsätzlich umfangreiche Handlungsstrategien von den Akteuren aus, die gezielt daraufhin entworfen sind, auch am Arbeitsort ein Umfeld zu schaffen, in dem sie sich wohlfühlen können und an Lebensqualität gewinnen. Diese Strategie wird teilweise sogar explizit als Heimatschaffen angesprochen. In diesen Fällen zeigt sich deutlich der Einfluss des Handelns auf die raumbezogene Identifikation, wie von Weichhart (2006) postuliert wird.

Der Typus III umfasst Fälle, bei denen eine mittelstarke Bindung zum Freizeit- wie Arbeitsort besteht. Die Erklärungen für diese Fälle sind weitaus differenzierter und einzelfallabhängiger. Hier sind sowohl identifikationsbezogene Übergangsphasen relevant als auch grundsätzliche persönlichkeitsbedingte Dispositionen.

Die anschließend dargestellten Einzelfälle unterscheiden sich stark voneinander und sind aufgrund ihrer Uneinheitlichkeit nicht geeignet für eine Typisierung. Sie dienen allerdings dazu, einen Eindruck der komplexen Bindungsentwicklung in multilokalen Situationen zu verschaffen.

Zusammenfassend lassen sich folgende Erkenntnisse festhalten. Multilokale Identifikationen gestalten sich komplex und sind stark abhängig von unterschiedlichen Einflussgrößen, die nicht ohne weiteres verallgemeinerbar sind. Als relativ konstant zeigen sich aber eine lange Wohndauer als Hintergrund von Sozialisations- und Entwicklungsprozessen sowie familiäre Interaktionen als entscheidende Faktoren für starke Bindungen. Im Falle mittlerer Bindungen sind meist innere Bereitschaft und gezielte Handlungen,

sowie persönlichkeitsbedingte Faktoren ausschlaggebend für den Aufbau raumbezogener Identifikationen. Geringe Bindungen entstehen durch gezielte Ablehnung des Umfeldes, geringe Vertrautheit sowie Negativerlebnisse. Ein starker Einfluss der Multilokalitätsanlässe konnte nur in Einzelfällen festgestellt werden. Das bedeutet, dass bei persönlicher Bereitschaft auch in Fällen „unfreiwilliger“<sup>110</sup> Multilokalität eine positive Bindung zum Wohnort entstehen kann, was mit den Nutzenfunktionen der raumbezogenen Identität nach Weichhart (2006) erklärbar wäre. Besonders in „unfreiwilliger“ Multilokalität ist ja die Entstehung eines Gefühls der Entwurzelung denkbar, dem raumbezogene Identifikationen entgegenstehen, da sie (emotionale) Sicherheit und Stabilität ermöglichen.

---

<sup>110</sup> Mit „unfreiwilliger“ Multilokalität ist gemeint, dass ein Akteur sich durch eine wie auch immer gear-tete subjektiv empfundene Notlage zur einem multilokalen Leben gezwungen fühlt. So kann es z.B. in Fällen von Multilokalität sein, die zur Erhaltung ökonomischer Konstanten notwendig wurden.

## V. FAZIT

Das Ziel der Studie war einen Einblick in multilokales Leben zu gewinnen. Dabei lag der Fokus nicht auf einem eingegengten Erkenntnisbereich, vielmehr bildete die Idee einer weitwinkligen und offenen Vorgehensweise den Forschungsrahmen. Im Sinne einer qualitativen Perspektive, die auch Raum für nicht-antizipierte Einsichten und Zugänge lässt, wurden in dieser Studie die Komplexität und Akteursbestimmtheit der gelebten Multilokalität deutlich. Die Aussagen, die in den Interviews getätigt wurden, sind umfangreich und gewähren einen tiefen Einblick in multilokale Zusammenhänge, in Hintergründe, Motivationen, Begründungszusammenhänge sowie Ausprägungen und Strategien, aber auch in Bewertungen und Betroffenheiten sowie Bindungswirkungen und emotionale Verbundenheiten. Leider war es nicht möglich, alle Themen, die sich aus diesen Informationen ergaben, ausführlich zu betrachten. Ich habe daher versucht, Zusammenhänge zu bearbeiten, die, wie mir schien bedeutsam sind für die multilokal Lebenden meiner Studie im Besonderen und für die wesentlichen Elemente der Multilokalität im Allgemeinen. Warum leben Menschen multilokal, wie wird Multilokalität gelebt und welche Bedeutung hat raumbezogene Identifikation für Menschen in mehrörtigen Situiertheiten?

Besonders letzteres scheint eine entscheidende Komponente für die psychischen Implikationen multilokalen Lebens zu sein. Menschen sind in der Lage, zu mehreren Habitaten eine affektive Bindung aufzubauen. Wie mir scheint kann Multilokalität nur so auf Dauer gelebt werden, ohne eine Belastung für die Betroffenen zu werden. Nur auf diese Weise kann sie in einer immer stärker auf Individualisierung und persönliche Erfüllung ausgerichteten Gesellschaft (vgl. Beck, 1986, Schulze, 1997), als Massenphänomen, das sich den klassischen Formen von Sesshaftigkeit und Mobilität entzieht, entstehen, sich etablieren und aus dem Schattendasein einer bedauerliche Notwendigkeit heraus entwickeln.

Die Ergebnisse der Studie zeigen zunächst die Vielschichtigkeit des Phänomens auch unter der Bedingung der Berufstätigkeit. Sowohl Hintergründe als auch Motivationen zeigen ein differenziertes Bild, wenn auch die Entstehungszusammenhänge verschiedener Arrangements so auffällige Ähnlichkeiten zeigen, dass die Entwicklung einer Typologie gerechtfertigt war. Wesentlich differenzierter gestalten sich die Ausprägungsformen multilokaler Arrangements. Hier zeigt sich deutlich, dass Multilokalität variantenreich ist, von Akteurskreisen mit unterschiedlichen sozialstrukturellen Merkmalen angenommen und in allen Bereichen unterschiedlich ausgestaltet wird. Ebenso variantenreich sind die Ausprägungen raumbezogener Identifikationen in multilokalen Arrangements. In diesem Bereich allerdings zeigt sich stark der Einfluss von Bereitschaft und Engagement des Akteurs, was eines der interessantesten Ergebnisse der Studie zu sein scheint. Die Intentionalität multilokaler Akteure kennzeichnet sich grundsätzlich durch ein hohes Maß an Anpassungsbereitschaft.

Multilokalität ist ein Spagatakt, durch den verschiedene Möglichkeiten der Erreichung dessen, was der Akteur für sich und seine Angehörigen für „richtig“ hält, kombinierbar werden. Wie meine Studie zeigt, wird Multilokalität zwar in den meisten Fällen als notwendig betrachtet, ein Bewusstsein, dass es sich dennoch dabei um einen grundsätzlich freiwilligen Akt handelt, wird aber überwiegend geteilt. Der Wille, sein Leben in seinem Sinne positiv zu gestalten und dabei stark eigeninitiativ zu sein, ist, also gegeben. Multilokalität fordert überdies zu Eigeninitiative und Handlungsbereitschaft heraus und kann ohne diese nicht gelebt werden, wie die Aussagen meiner Interviewpartner nahelegen. Denn die Anforderungen an Planung, Selbstorganisation, an praktische Fähigkeiten und Disziplin sind hoch. Die Geneigtheit und Fähigkeit, sich diesen Herausforderungen zu stellen, scheint sich zumindest bei einem großen Teil der Befragten auch auf ein grundsätzlich offenes und von Handlungsbereitschaft gekennzeichnetes Raumverhältnis auszuwirken. Wenn auch eine starke Bindung vor allem zu Orten der langen Wohndauer besteht, sind mittlere Bindungen, deren Aufbau sich gut über gezielte Handlungsvollzüge erklären lässt, auch in Arrangements vorzufinden, die aus einer Motivation heraus entstanden, die als empfunden Notwendigkeit bezeichnet werden kann. Der Akteur ist in hohem Maße verantwortlich für den Aufbau raumbezogener Bindungen und damit im Stande, den Verlauf einer multilokalen Lebensweise

nach seinen Bedürfnissen und Wünschen mit zu gestalten. Weniger die Bewertung als vielmehr die gezielte Interaktion mit dem räumlichen Umfeld prägen die Entwicklung. Die ursprünglichen Beweggründe für Multilokalität bedingen Entstehung multilokaler Identifikationen bestimmter Ausprägungen daher kaum. Der multilokale Akteur ist wesentlich selbstbestimmter und reflektierter als diese Vermutung nahelegt.

Neben diesen Erkenntnissen, sind weitere Einsichten entstanden, die sich vor allem auf die Implikationen von Multilokalität für die Einzelakteure wie die Gesellschaft beziehen. Selbst wenn die Vorteile im Vordergrund stehen, bringt multilokales Leben individuelle Anstrengungen und Schwierigkeiten für den Akteur mit sich, die er versucht, so gering wie möglich zu halten. Hier ist studienbezogen beispielhaft die Wahl des Verkehrsmittels zu nennen. Viele Akteure greifen aus Kosten und Zeitgründen auf das Auto zurück, was sowohl für die Umwelt, als auch für andere Bereiche, z.B. die Verkehrsinfrastruktur eine besondere Belastung darstellt. Hier besteht vor dem Hintergrund einer massenhaften Entwicklung multilokaler Arrangements, offensichtlich Handlungsbedarf von wissenschaftlicher wie öffentlicher Seite. Die praktischen Auswirkungen der Multilokalität werden derzeit noch nicht gezielt in den Blick genommen, da hinlängliche Erkenntnisse über die quantitative Verbreitung noch ausstehen. Sie werden aber durch den enormen Bedeutungsgewinn der Multilokalität zunehmend von Interesse sein, aus öffentlicher Sicht, wie auch subjektiver Akteurssicht.



# QUELLEN

## BÜCHER UND AUFSÄTZE

Abels, H. et al (2005): Lebensphasen. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

Beck, U. (1997): Weltrisikogesellschaft, ökologische Krise und Technologiepolitik. In: Massing, P. et al. (Hrsg.): Gesellschaft neu verstehen. Aktuelle Gesellschaftstheorien und Zeitdiagnosen. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, S. 55-76 (=Politische Bildung. Beiträge zur wissenschaftlichen Grundlegung und zur Unterrichtspraxis, Jahrgang 30, Heft

Beck, U.&Lau, C. (2004): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

Berk, L.E. (2005): Entwicklungspsychologie. 3., aktualisierte Auflage. München: Pearson Education Deutschland.

Dirksmeier, P. (2009): Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. (= Urban Studies). Bielefeld: Transcript.

Carter, E., Donald, J., Squires, J. (Hrsg.) (1993): Space & Place. Theories of Identity and Location. London: Lawrence & Wishart.

Duchene-Lacroix, C. (2009): Mit Abwesenheit umgehen. Kontinuität und Verankerung einer transnationalen Lebensführung jenseits territorialer Abgrenzungen. In: Informationen zur Raumordnung, Heft 1/2. 2009, Multilokales Wohnen, Bonn: S.87-98.

Haindl, G., Krompholtz, S., Silhengst, N. (2008): Stadt- und Regionalmarketing. Unveröffentlichte Seminararbeit.

Hesse, M.& Scheiner, J. (2007): Räumliche Mobilität im Kontext des sozialen Wandels: eine Typologie multilokalen Wohnens. In: Geographische Zeitschrift, 95. Jg., Heft 3, S.138-154.

Hildebrandt, V.(1996): Epochenumbruch in der Moderne. Eine Kontroverse zwischen Robert Kurz und Ulrich Beck. Münster: Lit Verlag (=Politikwissenschaft, Band 33).

Hilti, N. (2007): Nicht daheim und doch zuhause? Über das Phänomen der Multilokalität. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Heft 103, Zürich, S. 168-187.

Hilti, N. (2009): Multilokales Wohnen: Bewegungen und Verortungen. In: Informationen zur Raumordnung, Heft 1/2. 2009, Multilokales Wohnen, Bonn: S.77-86.

Hurrelmann, K. (2003): Der entstrukturierte Lebenslauf. Die Auswirkungen der Expansion der Jugendphase. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Jahrgang 23, Heft 2, S.115-126.

Kelle, U.& Kluge, S. (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kock, T.& Noyon, A. (2006): Living apart together: Ein Vergleich getrennt wohnender Paare mit klassischen Partnerschaften. In: Zeitschrift für Familienforschung, 18. Jahrgang, Heft 1/2006, S. 27-45.

Krompholtz, S. (in Druck): Der Haushalt Ein unzeitgemäßer Begriff ? – In: P. Weichhart und P.A. Rumpolt (Hrsg.): Residenzielle Multilokalität. – Wien, (=Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, Bd. 17).

Lippuner, R.& B. Werlen, B. (2007): Regionale Kulturen und globalisierte Lebensstile. In: Geographische Rundschau, Heft Juli-August 7-8, Braunschweig, S. 22 – 27.

Neubauer, W. (1993): Idealtypus und Adäquation des privaten Haushaltes in der deutschen amtlichen Statistik: Wohngemeinschaft? Budgetgemeinschaft? Leistungs-



gemeinschaft? Produktionsgemeinschaft? In: Gräbe, S. (Hrsg.): Der private Haushalt im wissenschaftlichen Diskurs. Frankfurt/Main: Campus Verlag, S. 193-226.

Reuschke, D. (2009): Raum-zeitliche Muster und Bedingungen beruflich motivierter multilokaler Haushaltsstrukturen. In: Informationen zur Raumordnung, Heft 1/2. 2009, Multilokales Wohnen, Bonn: S.31-42.

Reuschke, D. (2010): Multilokales Wohnen. Raum-zeitliche Muster multilokaler Wohnarrangements von Shuttles und Personen in einer Fernbeziehung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Russel, M. (1993): Are Households Universal? On Misunderstanding Domestic Groups in Swaziland. In: Development and Change, 24. Jg., Heft 4, Den Haag, S. 755-785.

Rolshoven, J. (2006): Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: Zeitschrift für Volkskunde II, S. 179-194.

Rolshoven J.&Winkler, J. (2009): Multilokalität und Mobilität. In: Informationen zur Raumordnung, Heft 1/2. 2009, Multilokales Wohnen, Bonn: S. 99-106.

Gräbe, S.&Ott, E. (2003): "... man muss alles doppelt haben". Wochenpendler mit Zweithaushalt am Arbeitsplatz. Münster: Lit Verlag (= Soziologie. Forschung und Wissenschaft, Bd.6).

Schier, M. (2009): Räumliche Entgrenzung von Arbeit und Familie. Die Herstellung von Familie unter Bedingungen von Multilokalität. In: Informationen zur Raumordnung, Heft 1/2. 2009, Multilokales Wohnen, Bonn: S. 55-66.

Schmidt, G. et al. (2006): Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schneider, N.F., Rosenkranz, D., Limmer, R. (1998): Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung. Entwicklung. Konsequenzen. Opladen: Leske+Budrich.

Schulze, G. (1997): Steigerungslogik und Erlebnisgesellschaft. In: Massing, P. et al. (Hrsg.): Gesellschaft neu verstehen. Aktuelle Gesellschaftstheorien und Zeitdiagnosen. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, S. 77-94 (=Politische Bildung. Beiträge zur wissenschaftlichen Grundlegung und zur Unterrichtspraxis, Jahrgang 30, Heft 2).

- Sennet, R. (2006): Der flexible Mensch. Berlin: btb Verlag.
- Spiegel, E. (1986): Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Steinbrink, M. (2009): Leben zwischen Stadt und Land. Translokalität und Verwundbarkeit in Südafrika. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sturm, G.&Meyer, K. (2009): Was können Melderegister deutscher Großstädte zur Analyse residenzieller Multilokalität beitragen? In: Informationen zur Raumordnung, Heft 1/2. 2009, Multilokales Wohnen, Bonn: S. 15-30.
- Thiele-Wittig, M. (1993): Schnittstellen der privaten Haushalte zu Institutionen. Zunehmende Außenbeziehungen der Haushalte im Wandel der Daseinsbewältigung. In: Gräbe, S. (Hrsg.): Private Haushalte im wissenschaftlichen Diskurs. Frankfurt/Main: Campus Verlag, S. 271-288.
- Vielhaber, C. (1986): Sekundäre Aktionsräume von Wochenpendlern. Eine Untersuchung über das Beziehungsgefüge zwischen aktionsräumlichen Reichweiten, sozialen Interaktionen, Kontaktintensitäten und Wanderungsbereitschaften bei Bauarbeitern in Wien. In: Husa, K., Vielhaber, C.&Wohlschlägl, H. (Hrsg.): Beiträge zur Didaktik der Geographie. Festschrift zum 60. Geburtstag von Ernest Troger, Bd. 1, Wien: Hirt, S. 163-188.
- Weichhart, P. (in Druck): Residential multi-locality – theoretical frameworks. In search of theoretical frameworks for multi-locality research. In: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geographie, Manuskript eingereicht (?).
- Weichhart, P. (2000): Raumbezogene Identität als Problemstellung der Regionalentwicklung. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Arbeitsmaterial. Beiträge zur theoretischen Grundlegung der Raumentwicklung. Wien.
- Weichhart, P. (2004): Regionalentwicklung. Identitätsmanagement für Orte. In: Hilber, M.L., Ergez, A. (2004): Stadtidentität. Der richtige Weg zum Stadtmarketing. Zürich

Weichhart, P., Weiske, C., Werlen, B. (2006): Place Identity und Images. Das Beispiel Eisenhüttenstadt. Wien: Institut für Geographie und Regionalforschung, 288 S. (= Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung, Band 9).

Weichhart, P. (2009): Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen. In: Informationen zur Raumordnung, Heft 1/2. 2009, Multilokales Wohnen, Bonn: S. 1-14

Weichhart, P. (2010): Das „Trans-Syndrom“. Wenn die Welt durch das Netz unserer Begriffe fällt. In: Hühn, M. et al. (Hrsg.): Transkulturalität, Transnationalität, Transstatlichkeit, Translokalität. Theoretische und empirische Begriffsbestimmungen. Münster: Lit Verlag, S. 47-70 (=Region – Nation – Europa, Band 62).

Weichhart, P. (2008): Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 439 S. (=Sozialgeographie kompakt, Band 1).

Weiske, C., Petzold, K., Zierold, D. (2009): Multilokale Haushaltstypen. Bericht aus dem DFG-Projekt „Neue multilokale Haushaltstypen“ (2006-2008). In: Informationen zur Raumordnung, Heft 1/2. 2009, Multilokales Wohnen, Bonn: S. 67-75.

Werlen, B. (2008): Sozialgeographie: Eine Einführung. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt Verlag.

Werthmüller, E. (1994): Räumliche Identität als Aufgabenfeld des Städte- und Regionenmarketing. Ein Beitrag zur Fundierung des Placemarketing. Wiesbaden (= Schriften zu Marketing und Management)

## AUS DEM INTERNET BEZOGENE QUELLEN

Hilti, N. (2011): Hier-Dort-Dazwischen. Lebenswelten multilokal Wohnender im Spannungsfeld von Bewegung und Verankerung. Zürich: ETH. Internet:

<http://dx.doi.org/10.3929/ethz-a-006473777> (letzter Zugriff: 30.09.2012)

Petzold, K. (2007): Was ist ein „Haushalt“? Einführender Überblick zum Begriff und zu Forschungsprogrammen. Aachen: Shaker Verlag. Internet:  
[www.shaker.de/de/content/catalogue/index.asp?lang=8&ISBN=OND-00000-0000015](http://www.shaker.de/de/content/catalogue/index.asp?lang=8&ISBN=OND-00000-0000015)  
(letzter Zugriff: 03.04.2012).

Caspari, L. (2012): Bergbau, Hightech, Abwanderung.

Online im Internet: <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2012-03/saarland-wirtschaft-wahlkampf> (letzter Zugriff am 05.11.2012)

## E-MAILS

Duchene-Lacroix, C. zum Thema „Residenzielles Kapital“ am 30.07.2010 und 09.08.2010

Schad, H. zum Thema „Residenzielles Kapital“ am 30.07.2010

Weichhart, P. zu zahlreichen Themen die Arbeit betreffend zwischen 2008 und 2012

## EXPERTENINTERVIEWS

Kühne, O. (2012): Interview zum Thema „Heimat – Raumbezogene Identität im Saarland.“ (10.10.2012).

Vollmar, A. (2012): Interview zum Thema „Entwicklungspsychologie.“ (18.09.2012)

## PRÄSENTATIONEN

Menzl, M. (2012): HafenCity Hamburg – ein „typischer“ Standort multilokalen Wohnens? Vortrag. Symposium "Heute hier, morgen dort - Ursachen und Folgen multilokalen Wohnens" (9. 3. 2012)

Weichhart, P. (2010): MHLTyp02. Unveröffentlichtes Manuskript

## INTERVIEWPARTNER

|                    |                    |
|--------------------|--------------------|
| Richard Althenberg | Marc Ludwig        |
| Markus Bohr        | Anna Martinez      |
| Nicole Büchner     | Pierre Marzouki    |
| Marie Caspari      | Karl Meyer         |
| Simon Dagstuhl     | Ruth Müller        |
| Michael Hester     | Anja Niederkorn    |
| Tina Hettgen       | Franz Niederkorn   |
| Philip Huber       | Niklas Posselt     |
| Adam Kamper        | Sabrina Schneider  |
| Lena Kamper        | Sigfried Schnurr   |
| David Kaufmann     | Sylvia Simon       |
| Horst Lambert      | Anja Thalberg      |
| Jan Lambert        | Kai Thalberg       |
| Lisa Lambert       | Ottmar Torgart     |
| Marlene Lambert    | Moritz Trierweiler |
| Sascha Lellig      | Armin Unger        |
| Tamara Lellig      | Thomas Walther     |

**Die Interviews wurden zwischen 2009 und 2012 geführt. Alle Namen wurden anonymisiert.**



# ANHANG

## LEBENS LAUF

Sarah Maria Franziska Krompholtz, geb. in Merzig, Saarland

**2000-2004** Studium Geographie an der Freien Universität Berlin mit den Nebenfächern Soziologie und Stadt- und Regionalplanung, Schwerpunkt: Entwicklungsländer

**2004-2005** Studienaufenthalt in Coleraine, Nord-Irland an der University of Ulster mit dem Schwerpunkt Regionale Identität und Image-Forschung

**Ab 2005** Studium Geographie an der Universität Wien, Schwerpunkt: Entwicklungsländer und Raumbezogene Identität und Image-Forschung

**2007** Praktikum an der Suan Dusit Rajabhat University, Hua Hin, Thailand

**Seit 2008** Diplomarbeit „Multilokalität im Saarland“ bei Univ.-Prof. Dr. Prof. Weichhart: Betrachtung des Phänomens der Multilokalität im Saarland unter besonderer Berücksichtigung des Themas der „raumbezogenen Identität“

### Veröffentlichung:

Krompholtz, S. (in Druck): Der Haushalt – ein unzeitgemäßer Begriff? In: Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung (= Schriftenreihe des Instituts für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien), Wien.